Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Geburt und Bildung.

Von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. Otto gen. Reventlow.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1863.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Zweites Capitel.

„Nun die Nacht vorüber ist,
Such' die Höh', erforsch' die Tiefe
Selbst der Gnad' des Herrn.
Strebe lebhaft nur nach Kenntniß,
Nimm sie; denn es kann die Gnade
Keines Andern Dir sie geben."

Talis Qualis.

Derjenige, welcher im Jahre 1793 Paris und Rue ... besuchte, würde im Jahre 1830 vergebens nach Jacob Levitains Wohnung gefragt haben. Sie war verschwunden.

Auf dem Platze, auf welchem vormals das finstere Haus seine Mauern emporstreckte, stand jetzt ein prachtvoller Palast, welcher nicht allein den Raum des alten Gebäudes einnahm, sondern er dehnte sich auch auf beiden Seiten desselben hinaus und hatte die Häuser verdrängt, welche vorher da gestanden.

Die Breite des stattlichen Gebäudes war so groß, daß es das Quartier ausfüllte.

An einem schönen Augusttag 1830 wollen wir einen Blick in das Innere der stolzen Mauern werfen.

Der ganze weitläufige Hofplatz war bepflanzt und zu einem schönen Garten mit Buschwerk, Gängen und Springbrunnen geordnet.

Mitten darin waren zwei tempelförmige Marmorgebäude aufgeführt.

Der rechte hatte etwas von morgenländischer Pracht und erinnerte en miniature an den Tempel in Jerusalem. Er war von seltenen und üppigen Gewächsen umgeben.

Es schien, als wenn der kleine Tempel mit einer Sorgfalt gepflegt würde, welche von einem nie erlöschenden Interesse zeugte. Es war, als wenn jedes Blatt der gepflanzten Gewächse mit wirklicher Zärtlichkeit behandelt würde.

Der Tempel links war von weißem Marmor, einfach und ohne diese tausend Zierrathen, welche beweisen, daß man das Höhere nie schön und zierlich genug bekommen kann.

Um das Monument zur Linken waren vier Pappeln gepflanzt, welche kalt und gleichgültig ihre geraden Stämme gegen den Himmel streckten.

In dem kleinen schmalen Gang zwischen diesen beiden Tempeln stand ein Mann von schlanker und langer Gestalt, mit schönen, fast classisch regelmäßigen Zügen, schwarzen Augen und dunkeln Locken, welche hier und dort mit Grau untermischt waren.

Sein Gesicht drückte Strenge, Ernst und Kälte aus.

Man fühlte sein Herz frieren, wenn man seinen Blicken begegnete, und doch las man in ihrem Ausdruck, daß er, wenn auch das Herz ohne alle zärtlichere Gefühle war, doch einen hochherzigen und ungewöhnlichen Charakter besaß.

Man empfand einen Eindruck der Ehrerbietung und Furcht, wenn man ihn betrachtete.

Das Aeußere des Mannes sagte jedoch, daß wenn er auch streng gegen Andere war, so war er es deßhalb, weil er es auch gegen sich selbst war.

Er lehnte sich an das fein und elegant gearbeitete eiserne Staket, welches den Platz um den morgenländischen Tempel einschloß.

Sein Blick ruhte auf dem Monument mit einem eigenen traurigen und ernsten Ausdruck, gerade als wenn er ihn auf einen lieben und heiligen Gegenstand gerichtet.

Ganz plötzlich wurde die Stille durch rasche Schritte und eine jugendlich frische Stimme unterbrochen, welche bemerkte:

— Ich begreife wahrlich nicht Deine Handlungsweise, mein bester Ismael. Dein halsstarriger Eigensinn, in das barbarische Land zurückkehren zu wollen, ist mir unerklärlich.

Beim Klange dieser Stimme drehte sich der Mann, der am Eisenstaket stand, um, und richtete seine Blicke vom Monument nach dem Vestibule.

Aus derselben traten zwei junge Leute, deren Gesichter zeigten, daß sie dem israelitischen Volksstamm angehörten.

Der älteste von ihnen war zwischen fünfundzwanzig und sechsundzwanzig Jahre alt, von mittelmäßiger Größe, einem feinen Körperbau, mit ungewöhnlich kleinen Händen und Füßen und von großer Leichtigkeit in seinen Bewegungen.

Seine Stirne war hoch und gewölbt, mit einem Gepräge der Tiefsinnigkeit, die seinem Alter nicht

gehörte. Sie war von einem schönen lockigen Haar umgeben. Unter deren Wölbung leuchtete ein Paar Augen, welche den Ausdruck eines ungewöhnlichen Denkvermögens hatten, so daß man sah, daß er eine Person war, bei welcher das intellectuelle Leben die Hauptrolle spielte.

Man hätte bald über ihn das Urtheil fällen müssen, daß er ein junger Gelehrter sei.

Die übrigen Gesichtszüge waren scharf markirt und jüdisch charakteristisch, aber fein und regelmäßig.

Sein viel jüngerer Kamerad schien dem Jünglingsalter anzugehören.

Einen ganzen Kopf höher, war er dem Aussehen nach seinem Begleiter sehr unähnlich, obgleich beide die Aehnlichkeiten hatten, welche bei Juden gewöhnlich sind.

Die Augen des Jünglings waren groß und außerordentlich lebendig. Sie funkelten von Jugendfeuer und Jugendmuth. Es schien, daß es der Wirklichkeit und den Ereignissen noch nicht gelungen sei, die Lebhaftigkeit seiner Seele zu mäßigen, oder ihm die Illusionen zu rauben.

Seine Stirne war höher und breiter als die seines Kamerads, hatte aber nicht das sinnreiche Gepräge, sondern es ruhte darüber ein Sonnenglanz von Genialität, welcher ganz dem excentrischen Ausdruck im Blick entsprach.

Die Nase war fein gebaut und vielleicht etwas zu gebogen, der Mund, eher klein, als groß, schien nur für Freude geschaffen. Ueber den frischen Lippen spielte auch jeden Augenblick ein gemüthliches

Lächeln und entblößte dann zwei Reihen weiße und starke Zähne.

Das glänzend schwarze Haar entbehrte indessen des Vortheils gekräuselt zu sein. Er trug es ganz von der Stirne zurückgestrichen, so daß das Gesicht dadurch ein fast übermüthiges Aussehen erhielt.

Als die beiden in den in einen Garten verwandelten Hof traten, fielen ihre Augen sofort auf den Mann, welcher dort stand.

Beim Anblick desselben entblößten sie ihre Häupter und nahten sich ihm mit dem Ausdruck tiefer Ehrfurcht.

Er beantwortete ihren Gruß mit einem vertraulichen Nicken und sagte, indem er sich an den Aelteren wandte:

— Nun, mein Neveu, bleibst Du noch immer fest bei Deinem Beschluß, Frankreich zu verlassen? — Die Worte Abrahams an Dich scheinen etwas Aehnliches anzudeuten. Ich hätte jedoch gehofft, daß der Gedanke an die Zukunft, welcher Dir hier geboten wird, wo die Vorurtheile gegen unser Volk vernichtet sind, der Stellung vorzuziehen wäre, die Deiner in einem Lande harret, wo noch Unterdrückung und Ungerechtigkeit gegen das Volk Israels fortdauern.

— In Schweden bin ich geboren, — antwortete Ismael, — dort wohnen meine Eltern, dort haben sie ihr Vermögen vermehrt, und dort haben sie ihre Kinder erzogen. — Ich liebe dieses Land, ich schenke diesem Volke meine Achtung, und ich habe es mir zu einer Pflicht gemacht, dort zu versuchen mit meinen Kenntnissen zu nützen. — Und Dich niedertreten zu

lassen von ihren Vorurtheilen, — sagte Abraham lebhaft.

Nein, sie werden genöthigt mich zu achten wegen meiner Tüchtigkeit, — sagte Ismael in einem bestimmten Ton.

Du bist jung und hast Illusionen, — hob der ältere Herr wieder an und legte seine Hand auf Ismaels Achseln. — Und wenn Du der kenntnißreicheste Mann in jenem Lande wärest, dessen Bevölkerung die Juden geringschätzt, so würden Deine Kenntnisse zu nichts dienen, denn sie werden sie nicht anerkennen.

— Diese Ansicht wage ich in der That zu bestreiten, — sagte Ismael; denn wenn wir Alle so gedacht und darnach gehandelt hätten, so würden die Juden in dieser Stunde ein elendes Volk sein, welches nirgends eine Freistätte gefunden, weil es nicht zu beweisen vermochte, daß es moralischen Werth hätte. — Nein, Onkel, Frankreich hätte nicht Israels Volke alle Freiheiten und Rechte gewährt, wenn die Juden nicht den Franzosen gelehrt, daß sie dieselben verdienten. Eines Tages wird auch das Land, wo meine Wiege gestanden, sich von den hergebrachten Begriffen emancipiren, welche es jetzt von unserem Volke hegt. Damit das geschähe, müssen wir zeigen, daß wir durch Intelligenz und Moral berechtigt sind neben jedes andere Volk gestellt zu werden.

— Neben! — wiederholte der ältere Mann und betrachtete den Brudersohn mit einem strengen Blick. — Wären die Juden nicht besser als die Christen, dann wären sie nicht viel werth unter ihnen.

— Er ging an den jungen Leuten vorbei und fügte hinzu:

— Kommt mit mir, ich habe etwas mit Euch zu sprechen.

Er nahm den Weg nach dem hohen, gewölbten, mit Marmorboden versehenen Portal und stieg nun eine breite, mit kostbaren Teppichen belegte Treppe hinauf.

Der ganze Aufgang und der Corridor hatten etwas im höchsten Grade Prachtvolles durch ihre Pfeiler und reiche Ornamente von vergoldetem Messing, durch ihre Gemälde und Topfgewächse, welche in den Nichen angebracht waren.

Ein jüdischer Diener befand sich im Corridor. Der ältere Herr deutete auf die Thüre gerade vor der Treppe, und der Diener beeilte sich, dieselbe zu öffnen.

Sie traten in ein schönes Vorzimmer und von dort in einen größeren Salon, dessen Meublement an Jacob Levitains Familienzimmer erinnerte.

Man hätte versucht sein können anzunehmen, daß die Zeit stille gestanden, und daß man noch 1792 schrieb.

Dort am Kamin stand dieselbe Ottomane, auf welcher der alte israelitische Familienvater nach des Tages Mühen zu ruhen pflegte, und dort standen alle die Fauteuils, in welchen seine Söhne Platz nahmen.

Jedes Meubel war dasselbe wie in Jacobs Wohnung.

Dort in einer Ecke stand die Harfe mit ein Paar zersprungenen Saiten; in dem einen Sopha lag

noch dieselbe Luth, und dort, zwischen den beiden Fenstern, finden wir den Tisch mit der kostbaren eingelegten Arbeit, in welchem Jacob die Papiere aufhob, die ihm Mirabeau anvertraut.

In den Fenstern standen die Käfige mit den singenden Vögeln, von Topfgewächsen umgeben.

Es sah aus, als hätte das alte Haus, welches in einen großartigen Palast verwandelt worden war, durch diese Veränderung indessen dieses Zimmer unverändert beibehalten.

Fast viermal zehn Jahre waren dahingeschwunden, seit Mirabeau seine Tochter der Obhut Jakob Levitains anvertraut und in diesem Zimmer das Versprechen desselben empfing, bei Sophien Eltern-Stelle zu vertreten, und doch war nicht ein Stuhl, nicht ein Buch im Bücherschranke verrückt worden, sondern Alles hatte dasselbe Aussehen, welches es damals hatte.

Das für Bequemlichkeit und häusliches Wohlbefinden eingerichtete Zimmer war mit sorgfältiger Genauigkeit unterhalten worden, und von einem Jahr zum andern hatte man es in demselben Zustande erhalten.

Die Familie behandelte es wie eine Art Tempel, wo nur ernstere und wichtigere Dinge verhandelt werden konnten.

Der Eigenthümer des jetzt so stattlichen Gebäudes, Elias Levitain, wollte, daß dieses Zimmer in demselben Zustande verbleibe, in welchem es zu des Vaters Lebzeiten gewesen. Irgend eine Veränderung dort zu treffen, würde ihm wie ein Heiligenraub vorgekommen sein.

Als deßhalb das gegenwärtige Haus gebaut wurde, ließ er nicht das erste Stockwerk von des Vaters altem Hause niederreißen, sondern dasselbe blieb stehen, obgleich sich rings um es neue Mauern erhoben.

Die Zimmer, welche in dem neuen Gebäude eingerichtet worden, schlossen sich an die alten, gleichwie die Jugend sich dem Alter anschließt.

Die ersteren glänzten durch moderne prächtige Ausstattung, hatten aber doch nicht den Werth in den Augen der Familie wie diese, welche in ihrem Schooß einst einen der Edelsten in diesem Geschlechte geborgen.

Es war auch nur dann, wenn Elias etwas Ernstliches mit seinen Verwandten zu sprechen hatte, daß sie dort eingeführt wurden, sonst war die vordere Wohnung der Platz, wo Elias mit seiner Familie die täglichen Gebete verrichtete.

Als er mit den beiden jungen Männern in dieses seinem Herzen so heilige Zimmer eintrat, ruhte über seinen Zügen ein etwas milderer Ausdruck, als sonst.

Die Milde war jedoch ein für Elias fremdes Gefühl.

Auch über den Gesichtern der beiden jungen Männer lagerte sich ein Schatten von Ernst.

Ismaels gedankenvolle Stirne war bleich geworden, als wenn das Gefühl der Ehrfurcht, das er empfand, seine Seele mit einer solchen Macht ergriffen, daß es wieder auf den Umlauf des Blutes gewirkt.

Auf Abrahams Lippen schwebten nicht mehr Uebermuth und wilde Fröhlichkeit.

Elias trat auf die Ottomane zu, setzte sich und sagte mit klarer und klangvoller Stimme:

— Es sind jetzt achtunddreißig Jahre her, daß ich dort am Feuerheerde saß, — er deutete auf die Ecke zwischen der Ottomane und dem Kamin. — Ich war damals ein vierzehnjähriger Junge. — Hier wurde ein Familienrath gehalten. — Wir waren drei Brüder. Mein Vater hatte uns zusammenberufen, um uns zu sagen, daß wir von einem Lande fortziehen müßten, welches in seinen Grundfesten erschüttert sei. — Meine Brüder gehorchten seinem Willen. Sie reisten nach andern Ländern. — Der älteste begab sich nach England. Dein Vater, Ismael, beschloß nach dem Norden zu gehen. — Ich blieb, um mit meinem Vater die Gefahren zu theilen. Ich wurde auf diese Weise derjenige, welcher seinen letzten Seufzer vernahm.

Elias schwieg und stützte sein Haupt eine Weile auf die Hand, als wenn er sich schmerzlichen Erinnerungen hingäbe.

Keiner der jungen Leute unterbrach das Schweigen. Nach einiger Zeit erhob Elias wieder seinen Kopf und fing an:

— Viele sind die Leiden gewesen, welche seit jener Zeit verheerend über mein Leben gegangen und mich zu dem entwickelt haben, was ich in diesem Augenblick bin. Sie haben mein Inneres verwüstet, und ich habe nur e i n Gefühl erhalten, wie es damals war, nämlich meine warme Liebe zu Abrahams Gott und seinem Volke. Israels Kinder sind mir lieb. — Alles, was ihr Glück und Gedeihen heißt, das will ich mit Aufopferung meines eigenen und meiner Familie Wohl befördern. Deßhalb ist es mir bitter, Ismael, zu wissen, daß es so wenige Plätze

auf der Erde giebt, wo die Juden gleiche Rechte mit den Söhnen des Landes besitzen. Ich halte es auch für Unrecht von dem gebildeten Juden, daß er nicht sein Interesse auf etwas Höheres richtet, als auf weltlichen Gewinn, so daß er, um diesen zu befriedigen, in einem Lande lebt, wo er als Mensch und Bürger nicht dieselben Vorzüge genießt wie die Christen. Die Unterdrückung macht uns nicht besser, sondern schlechter. Nur die Befreiung davon vermag den Juden ein höheres moralisches Interesse einzuflößen. Indenjen igen Staaten zu leben, wo die bestehenden Gesetze darauf hinzielen, ihr Verderben dadurch herbeizuführen, daß man sie an jeder edleren Entwicklung hindert, das heißt sich freiwillig der Erniedrigung weihen.

— Das kann ich nicht zugeben, — sagte Ismael, — denn in den meisten Ländern sind die Juden nur geduldet, und es ist nur in sehr wenigen Staaten, daß sie emancipirt wurden. Wenn nun Alle in die Länder zögen, wo sie frei sind, so würden diese übervölkert werden, und möglicherweise würde daraus das Uebel entstehen, daß man, um nicht von Juden überschwemmt zu werden, ihnen wieder die Vortheile raubte, welche sie errungen. — Man müßte deßhalb zu einem andern Ausweg seine Zuflucht nehmen, um das Ziel zu erreichen, nach welchem jeder rechtlich denkende und für das Glück seiner Glaubensverwandten arbeitende Jude streben muß.

— Und dieses Ziel, welches ist es, das Du dafür hältst? — fragte Elias.

— Die Emancipation der Juden über die ganze Welt. — Man hat dieser überall aus

dem Grunde entgegengearbeitet, daß wir „nicht reif wären für die bürgerliche Freiheit.“ — Wir müssen also durch Intelligenz und Civilisation beweisen, daß wir einen gerechten Anspruch auf die Vortheile haben, welche man uns versagt. — Geben wir durch aus der Wirklichkeit geholte Beispiele den Beweis, daß wir der höchsten geistigen Entwickelung fähig und folglich völlig berechtigt sind, auf gleichen Fuß mit anderen Menschen gestellt zu werden, so werden die Vorurtheile gegen uns nach und nach verschwinden uud die Christen einsehen, wie ungerecht die Unterdrückung des israelitischen Volks war und ist.

— Dergleichen Beweise liefern ja schon Frankreich und Holland, — fiel Abraham ein, — und doch haben sie nicht vermocht auf andere Länder einzuwirken.

— Weil — sagte Elias mit einer gewissen Bitterkeit — wir den Fanatismus gegen uns haben. Dieser wird nicht die Stimme der Vernunft anerkennen, sondern man wird dieselbe zum Schweigen bringen und vorgeben, daß wir, wenn wir frei würden, einen demoralisirenden Einfluß auf die Nationen ausüben müßten.

— Aber diese Behauptung scheitert ganz und gar an dem historischen Factum, daß eine liberale Behandlung der Juden nie etwas anders, als glückliche Resultate geliefert, und daß nie ein Volk Grund gehabt, sie zu bereuen. Das Rechtschaffene darin hat einen unberechenbaren Nutzen für diejenigen Länder mit sich gebracht, welche aufgeklärt waren, jene eintreten zu lassen. Wenn nun Individuen in den für

die Juden unfreien Staaten durch Bildung und ausgezeichnete Eigenschaften die Nationen zwingen ihre Menschenwürde anzuerkennen, so wird die politische Aufmerksamkeit sich unwillkürlich auf die emancipirten Staaten richten. Sie werden dann finden, „daß die moralische Welt zusammenstürzen würde, falls es möglich wäre, daß eine gerechte Handlung Reue nach sich ziehen könnte.“ Daß die Emancipation der Juden eine solche ist, kann unmöglich bestritten werden. Darum, Onkel, kehre ich nach Schweden zurück und werde dort als Arzt die Schweden zu überzeugen suchen, daß ein Jude auch ein tüchtiger Mann der Wissenschaft sein kann, obgleich man die Behauptung aufstellt, daß er nur zum schachernden Handelsmann taugt.

Ismael stand vom Stuhle auf und fügte hinzu:

— Und jezt, mein Onkel, erlauben Sie, daß wir das Thema verlassen! — Ich liebe das Volk und das Land, wo ich erzogen bin; ich bin ein Levitain und die Undankbarkeit ist ein Gefühl, welches unserem Geschlecht fremd ist. — Ich will deßhalb mit meinen geringen Kräften Schweden dienen, um auf diese Weise die Dankbarkeitsschuld abzutragen, in welcher ich an das Land zu stehen glaube, wo meine Heimath ist und wo ich meine Kindheit zubrachte. Glaubet mir, daß wir unsern Brüdern am Besten dienen, wenn wir darauf hinarbeiten, sie vor der ganzen civilisirten Welt als ein Volk hinzustellen, welches jetzt bald zweitausend Jahre auf eine unwürdige Weise unterdrückt worden ist. — Dies kann wiederum nur dadurch geschehen, daß wir nicht an die Unterdrückung denken, die wir jezt erdulden,

sondern für die künftigen Zeiten arbeiten. Also, nach Schweden muß ich; dort will ich leben, wirken und sterben.

— Wie Du jetzt sprichst, so sprach einmal mein Vater, — bemerkte Elias düster. — Er sagte: In Frankreich habe ich gelebt, dort will ich auch sterben; — und die Franzosen ermordeten ihn.

— Aber sie tödteten nicht seine aufgeklärte Denkweise, nicht die moralischen Begriffe und großen Ideen, welche seine Seele umfaßte, sondern diese haben sich vererbt auf seine Nachkommen und werden Früchte tragen. Sicherlich wird ein jeder von uns dazu beitragen, sich durch seine Handlungsweise würdig zu machen, ein Abkömmling J a ç o b L e v i t a i n s zu sein.!

— Und dies geschieht am Besten dadurch, daß Ihr den Glauben Eurer Väter heilig haltet, — fiel Elias ein und reichte seinem Brudersohn die Hand.

Ismael ergriff dieselbe mit den Worten:

— Daß ich das gethan, wissen Sie, Onkel. — Hätte ich denselben verrathen können, so wäre ich jetzt Professor an einer schwedischen Lehranstalt; aber ich vermochte nicht mir einen Vortheil oder eine Ehre durch den Abfall von dem Heiligsten, was ich besitze, von meinem religiösen G l a u b e n und meiner U e b e r z e u g u n g, zu erkaufen.

Einige Augenblicke darauf wanderten Ismael und Abraham hinaus aus dem prachtvollen Hotel.

Sie nahmen ihren Weg nach dem Boulevard Italien.

Bevor wir weiter gehen, dürften einige Worte über diesen Elias, den wir als Knabe und Jüngling kennen gelernt, vonnöthen sein.

Wie war der Mann geworden, der sich aus den Sorgen des Knaben und Jünglings entwickelt hatte?

Um die gegenwärtige Zeit hatte Elias die kraftvollste Periode des Mannesalters verlassen und stand, im Alter von fünfzig Jahren an der Grenze, um in das Greisenstadium einzutreten.

Elias Levitains Name stand auf der französischen Börse in hohem Ansehen. Er war einer von Frankreichs reichsten Banquiers und außerdem wegen seiner strengen Pünktlichkeit und äußersten Rechtschaffenheit bekannt. Ein tüchtiger Geschäftsmann, genau und gewissenhaft im höchsten Grade, war er nebenbei bigott und fanatisch, sobald von religiösen Dingen die Rede war.

Man wußte allgemein, daß er großen Widerwillen gegen alle Christen hatte; aber dieser Widerwille übte keinen Einfluß auf seine Handlungsweise aus; im Gegentheil war er in seinen weit ausgedehnten und großen Geschäftsverbindungen wo möglich gewissenhafter und noch mehr scrupulös genau, wenn er mit Christen zu thun hatte.

Er befürchtete, daß etwas von seinem persönlichen Unwillen sich in seine Handlungen mischen möchte, und darum gab er immer Acht auf sein Thun und Lassen.

Er war streng und unbeweglich gegen sich selbst, gewissenhaft gegen Andere.

Obgleich er nicht aus Liebe geheirathet, war er doch kein harter Ehemann, sondern eher ein guter

gewesen, aber kein Funke von der erwärmenden Zärtlichkeit des Herzens zeigte sich in seinem Benehmen.

Er bewies gegen seine Frau alle Achtung und Ergebenheit; denn ebenso gewissenhaft Elias in allen seinen Verhältnissen war, war er es auch gegen seine Gattin, und nicht einen Augenblick während ihres Zusammenlebens hatte sie je Grund gehabt, ihm Vernachlässigung seiner Pflichten vorzuwerfen.

Das Leben an seiner Seite erschien indessen leer, und sein Mangel an Liebe brachte manche stillen Leiden für das warmfühlende Weib mit sich.

Elias war ein im höchsten Grade religiöser Israelit; er verabscheute alle vertraulichere Berührung mit den Christen und erlaubte nie, daß ein solcher die Thürschwelle seiner Wohnung betrat, denn diese war ihm eine heilige Stätte, in welche er nie hineinging, bevor er den Staub von der Berührung mit denjenigen, die andern Glaubens waren, abgeschüttelt.

In der Nähe der Börse besaß er ein Hotel, in in welchem er alle diejenigen empfing, die ihn in Geschäften besuchten.

Wenn ein Reisender oder irgend Jemand, der weniger mit Levitain bekannt war, ihn in seiner Wohnung suchte, wurde der Besuch stets mit den Worten abgewiesen:

— Monsieur Levitain ist jeden Vormittag in seinem Geschäftshotel in Rue . . . zu treffen.

Noch hatte kein Christ sich rühmen können, in das Haus des stolzen Juden eingeführt, oder dort als Gast aufgenommen worden zu sein. Er wies jede Annäherung von Denjenigen zurück, welche nicht

Juden waren, und dies auf eine so kalte und bestimmte Weise, daß es Niemanden einfiel den Versuch zu erneuern.

Mit der aller scrupulösesten Genauigkeit wurden in seiner Familie die jüdischen Ceremoniengesetze beobachtet. Er erzog seinen Sohn und seine Tochter äußerst religiös; etwas worin seine Frau ihm fleißig beistand.

Madame Judith Levitain war fromm, gottesfürchtig und ihrem Glauben so ergeben, daß sie es für eine der größten Sünden in der Welt angesehen haben würde, wenn eines ihrer Kinder, auch nur in Gedanken, die Möglichkeit hätte voraussetzen lassen können, sein Schicksal mit dem eines Christen zu verbinden.

Die Folge hätte nun füglich die werden müssen, daß die Kinder sich zu dem ausbildeten, was die Eltern waren, nämlich intolerant gegen Alle, welche Gott unter einer andern Form als sie anbeteten.

Dies würde so viel natürlicher gewesen sein, als Abraham und Ruth bei ihren Eltern nie etwas Anderes gesehen, als daß sie in allen ihren Handlungen sich nach den religiösen Lehren richteten, welche sie predigten; aber oft sieht man, daß die Menschen zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen, als die, welche sie berechnet hatten.

Jacob Levitain, mit seiner hochsinnigen und toleranten Denkweise, hinterließ einen intoleranten Sohn. — Es war deßhalb nicht zu verwundern, wenn Elias' Fanatismus einen freiheitsliebenden und liberalen Sohn heranzog. Wenige Kinder können sich rühmen, mit so guten Beispielen des Guten und Rechten vor Augen aufgewachsen zu sein, wie die Elias

Levitains. Ebenfalls gibt es Wenige, welche an ein solches Elternhaus zurückdenken können, in welchem Alles gethan war, um der Heimath Reiz, Annehmlichkeit und Familienfreude zu verleihen.

Elias Levitain war unermeßlich reich. Er versagte auch den Seinigen Nichts, was zur wahren und reinen Freude des Lebens beitragen oder das tägliche Leben angenehm machen konnte.

Seine Kinder hatten eine zu gleicher Zeit kluge, sorgfältige und glänzende Erziehung genossen. Sie besaßen beide eine ungewöhnliche Bildung.

Der Sohn zeigte schon als Kind vielversprechende poetische Anlagen und eine entschiedene Abneigung gegen das Geschäftsleben. Er mußte deßhalb studiren. Um diese Zeit, und nur zwanzig Jahre alt, hatte er seine Studien beendigt und sollte sich einen Beruf für die Zukunft wählen, — etwas, das für ein Gemüth wie Abrahams, nicht so leicht war.

Ruth, ein Jahr älter als der Bruder, war verlobt. Sie sollte in einigen Monaten Ismael Levitain, den Brudersohn des Elias, heirathen.

Ismael hatte sich die zwei letzten Jahre in Frankreich aufgehalten, um, wie er sagte, seine medicinischen Studien zu vervollständigen.

Jetzt passirte, was schon tausendmal passirt ist, daß er sich in Ruth und sie sich in ihn verliebte, so daß das junge Mädchen sich entschloß, mit ihm in ein fremdes Land zu ziehen. Sie sollte ihren Wohnsitz unter einem Volke aufschlagen, welches noch seine veralteten Vorurtheile gegen ihre Glaubensverwandten beibehalten.

Elias, mit seinem strengen und stolzen Charakter,

hatte nie die väterliche Mündigkeit so aufgefaßt, daß er deßhalb dem Glück der Tochter irgend ein Hinderniß in den Weg legen würde, weil ihr zukünftiger Mann nicht auf seinen Rath hören und in Frankreich bleiben wollte. Nein, wenn Ruth fühlte, daß sie mit Ismael glücklich werden würde, so sah Elias ein, daß Alles, was er zu thun hatte, darin bestand, ihnen seinen Segen zu schenken.

Gewiß hatte Elias dem Brudersohn davon abgerathen, Schweden wiederzusehen; als aber dieser nicht auf seine Worte horchte, mußte Elias sich darein finden, daß die Tochter „Vater und Mutter verließ, um ihrem Manne nachzufolgen."

Nachdem der Sohn und Ismael Elias verlassen hatten, saß letzterer lange da und dachte über das, was der Brudersohn gesagt, nach. — Dann stand er auf, und nahm seinen Weg durch die Zimmer, welche ehemals seinem Vater gehört, und trat in einen großen, äußerst eleganten Salon.

Er ging quer durch denselben und hinein in einige Zimmer rechts, deren ganze Meublirung und Einrichtung zeigten, daß sie einem Manne gehörten.

Es waren die Privatwohnzimmer des Elias.

Das erste derselben war ein Vorgemach, von dort kam man in ein großes Arbeitszimmer mit mehreren Bücherschränken, ein Paar Sophas und einem Schreibtisch. An der einen Seite desselben befand sich ein kleineres Cabinet und auf der anderen das Toilettezimmer u. s. w.

Elias ging in das Cabinet, wo er aus einem Secretär einige Papiere herausnahm und sie in die

Brusttasche steckte, worauf er, ohne sich umzusehen, ganz rasch das Zimmer verließ.

An der Wand über dem Sopha hing ein großes Oelgemälde.

Es stellte ein junges Weib dar, das auf einem Henkerskarren stand und mit dem rothen Wollenhemd der zum Tode Verurtheilten angethan war.

Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden, ihre Haltung gerade und das gegen den Himmel gerichtete Antlitz hatte den Ausdruck überirdischer Schönheit. Der inspirirte Blick zeugte von einer Seele, welche mit dem Muthe und der Ueberzeugung eines Märtyrers dem Tode entgegenging.

Das Gemälde bedeckte fast die ganze Wand und die Figur war in Lebensgröße.

Der in Ebenholz geschnitzte Rahmen war ein wirkliches Kunstwerk. An dem unteren Rande stand mit silbernen Buchstaben:

Charlotte Corday.

Es gab in diesem Zimmer kein anderes Gemälde.

Die Wände waren bossirt und mit Ornamenten in Silber geziert, die Meubel von Ebenholz und mit schwarzem Sammet überzogen. Der Tisch und der Secretär waren von schwarzem ostindischem Holz und mit Gold und Perlmutter eingelegt.

Der Gesammteindruck, den das kleine Cabinet machte, war ein trauriger, denn es sah aus, als wenn es in ernste Trauertracht gekleidet sei.

Man sah es, daß derjenige, welcher in dem Fauteuil gerade vor dem Gemälde saß, wahrscheinlich oft den Ellbogen auf den kleinen runden Tisch vor

dem Bilde gestützt, denn die vergoldeten Zierrathen auf der schwarzen Tafel waren abgenutzt worden.

Auf dem Tische lag ein Buch in schwarzen Sammet gebunden. Wenn man dasselbe öffnete, so fand man darin, was über das Leben, den Charakter und den Tod Charlotte Corday's geschrieben und gedruckt worden war.

Als Elias aus dem Cabinet heraustrat, drehte er den Schlüssel zweimal um und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Außer Elias selbst kamen nie mehr als zwei Menschen in dieses kleine Heiligthum. Diese beiden waren seine Frau und sein alter Diener.

Elias kehrte zurück in den Salon, passirte durch denselben und mehrere Zimmer, bis er in ein viereckiges Arbeitszimmer eintrat, in welchem ein Frauenzimmer in mittlerem Alter und mit milden Gesichtszügen saß und las.

Beim Schallen der Tritte des Elias blickte sie vom Buche auf.

Mit freundlichem Lächeln reichte sie ihm die Hand und sagte:

— Ich glaubte, Du hättest Dich auf Dein Comptoir begeben. Die Uhr ist schon viel.

— Es kommt wohl nie vor, Judith, daß ich mich vom Hause entferne, ohne Dir vorher Adieu zu sagen.

Ein zu gleicher Zeit bitteres und schmerzliches Lächeln glitt über der Jüdin Lippen, als sie antwortete:

— Nein, Du hast Recht, seit den drei und zwanzig Jahren, die wir verheirathet gewesen, hast Du nie

ein einziges Mal vergessen, was die Pflicht von Dir verlangt.

— Falls ich das gethan, würde ich ja das Versprechen gebrochen haben, welches ich Dir gab, als ich Dich fragte, ob Du den Muth hättest, meine Gattin zu werden. — Aber es ist ja überflüssig, daß wir davon sprechen. — Ein Zusammenleben von drei und zwanzig Jahren muß uns beiderseits gelehrt haben, was wir von einander zu hoffen und zu erwarten haben.

Elias setzte sich in ein Fauteuil. Judith fuhr hastig mit dem Taschentuch über das Gesicht. Elias hob wieder an:

— Ich komme, um Dich davon zu benachrichtigen, daß ich eine Reise zu machen gedenke. — Wenn ich heute von der Börse weggehe, trete ich sofort die Reise an, ohne vorher nach Hause zu kommen. — Wie lange ich wegbleibe, kann ich nicht sagen.

— Wo reisest Du hin? — fragte Judith ruhig und nahm eine Stickerei, die auf dem Tische lag.

— Nach der Schweiz. Ich muß erfahren, wie es mit der Geschichte zusammenhängt, die wir in der Zeitung lasen. Wenn der Mann, welcher den Namen Jérome Bassals nannte, irgend Angehörige hat, so müssen diese mir Aufklärung geben können.

— Bevor ich Sophie wiederfinde, wird meine Seele keine Ruhe haben.

— Es sind jetzt sechs und dreißig Jahre her, seit sie verschwand, und trotzdem erwache ich nie Morgens, oder schlafe Abends ein, ohne daß es mir vorkäme, als wenn ich die Stimme meines Vaters hörte, die mir aus seinem Grabe zuriefe: „Wie

hast Du Dein Gelübde gegen mich erfüllt; wo ist Sophie?"

Elias legte seinen Kopf in die Hand und fuhr fort:

— Ich bin durch ganz Europa gereist; ich habe jedes Land durchsucht, aber ohne eine Spur von ihr zu finden, die vielleicht, während sich ihr Heirathgut in meinen Händen vervielfacht hat, arm, ohne Brod und ohne Schutz für sich und die ihrigen gewesen ist.

— Mein Freund, wenn sie arm gewesen wäre, so würde sie sich wohl an Dich gewendet haben, — fiel Judith ein.

— Sie wußte ja, daß Dein Vater ihr eine große Mitgift gegeben, und gewiß hätte sie, wenn die Noth sie gezwungen, sich eingefunden, um ihr Recht geltend zu machen.

— Nein, sie nicht. — Du weißt nicht, welchen Charakter dieses ungewöhnliche Weib besaß; Du weißt nicht, wie stolz dieser Bassal war, welcher ihr Mann wurde. Diese Beiden würden mich nie angesprochen haben, das weiß ich.

Hast Du auch keine Spur von Bassal finden können? — fragte Judith.

— Ja, ich weiß, daß Bassal mit Auszeichnung in dem französischen Heere diente, so lange Frankreich eine Republik war; als es in ein Kaiserreich verwandelt wurde, nahm er Abschied. Wohin er sich begeben, ist mir trotz den genauesten Nachforschungen durch Hilfe der Polizei nicht gelungen herauszufinden. — Alles, was ich weiß, ist, daß er am Tage nach der Krönung des Kaisers Paris ver-

ließ. In der Wohnung, welche er während seines kurzen Aufenthalts hier inne hatte, fand man den größeren Theil seiner Kleider. Die Polizeidiener waren alle überzeugt, daß er, in Verzweiflung darüber, daß Frankreich wieder eine Monarchie geworden, sich in der Seine ertränkt habe. Ich glaubte auch dasselbe und fing an der Ueberzeugung zu werden, daß Sophie wahrscheinlich auch todt sei, als jenes unglückliche Ereigniß in der Schweiz plötzlich in den Zeitungen zu lesen war.

Elias nahm ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche, wickelte es aus einander und las mitten im Bericht:

„. Die letzten Worte des alten Führers waren: Jerome Bassals Frau und Kinder werden im Elend sterben, wenn Sie ihnen nicht beistehen! Bitten Sie Ihren Vater, Sophie d'Escare zu helfen."

Mein Freund, — sagte Judith und legte ihre Hand auf die Schulter des Gatten, — es steht ja ferner, deß man in der ganzen Gegend Niemanden mit dem Namen Jerome Bassal kenne, und daß der alte Mann, welcher ums Leben kam, Moulin geheißen.

— Gewiß; aber dieser Moulin kannte Bassal und seine Familie.

— Was Moulin kannte, oder nicht kannte, das ruht jetzt mit ihm im Grabe. Eine Reise nach diesen Gegenden ist ja ohne allen Zweck.

— Nicht ganz. Ich werde die Angehörigen Moulins aufsuchen, vielleicht wissen die, wo Bassal und seine Frau zu finden sind.

Eine Weile saßen Elias und Judith schweigend, endlich bemerkte letztere:

— Moulin! — Sicherlich sind wir auf unseren Reisen mit Jemanden in Berührung gekommen, welcher so hieß. Der Name kommt mir so bekannt vor.

Bei diesen Worten blickte Elias auf und rief aus:

— Du hast Recht. Moulin, so hieß das einnehmende Kind, welches uns in der Nähe vom Genfersee Nachtherberge verschaffte.

Elias stand rasch auf und fügte hinzu:

— Meine Reise geht also nach dem Genfersee. — Er warf noch einen Blick auf die Zeitung und fügte hinzu:

— Hier steht auch ganz richtig, daß Moulin Frau und Kinder hinterließ.

Elias küßte Judith auf die Stirne, sagte ihr ein Paar Worte zum Abschied und verließ hastig das Zimmer.

Im großen Salon stand Ruth.

Sie war ein kleines, feines Wesen mit goldenen Locken und mit einer so rosigen und weißen Haut, daß sie einer Tochter Albions und nicht einem Kinde von Judä Stamm ähnlich sah.

Gewiß waren die Augen groß und schwarz, die Nase etwas gebogen und das Haar lockig; aber sie hatte nichts destoweniger nichts, was die Jüdin verrieth.

Sie sprang hin zu dem Vater, welcher sie auf die Stirn küßte und sagte:

— Ismael ließ sich nicht überreden in Frankreich zu bleiben.

— Ich weiß es, — antwortete Ruth. — Ich billige seine Gründe und schenke ihnen meine Achtung.

— Dann ist alles gut. Gott wird Dich segnen, wenn Du stets das Rechte thust, magst Du nun sein, wo Du willst.

— Und Da ich, — fiel Ruth ein — Deinen und meiner Mutter Segen mit mir nach der fremden Küste nehme, so führe ich einen Schatz bei mir, welcher mir Glück bringen wird.

Der Vater drückte ihre Hand und verließ das Zimmer.

Während dieser Zeit waren Ismael und Abraham den Boulevard hinaus promenirt und unterhielten sich lebhaft von der Zukunft und allen den schönen Hoffnungen, welche dieselbe in sich barg.

Der Boulevard wimmelte von Leuten, Fuhrwerke rollten hin und her, die Verkäufer schrieen ihre Waaren aus und die Zeitungsträger secundirten ihnen in der eintönigen Wiederholung dessen, was sie feilboten.

Die Fußgänger kreuzten einander in allen möglichen Richtungen. Es war ein Leben und eine Bewegung, die sich nicht beschreiben läßt.

Vor den beiden jungen Juden wanderten zwei Personen, deren Kleidung weniger als mittelmäßig war. Sie gehörten offenbar zu der Zahl derer, welche keinen Ueberfluß an den weltlichen Gütern dieser Welt erhalten hatten.

Die eine, ein dem etwas altmodischen Schnitt ihrer Kleider nach zu urtheilen, älteres Frauenzimmer, ging mit so leichtem Schritte, daß sie kaum den Bo-

den zu berühren schien. Die andere, ein Mädchen, das, obgleich es dem Kindesalter angehörte, vollkommen so groß war wie das ältere Frauenzimmer, trug ein kurzes schwarzes Kleid und Ueberärmel von demselben Zeug und einen außerordentlich einfachen Hut mit einem so großen Schirme, daß er ihr Gesicht ganz und gar verbarg.

Weder Ismael noch Abraham schenkten diesen beiden Wesen irgend welche Aufmerksamkeit, als in demselben Augenblick ein gedämpfter Schrei Ismael und Abraham veranlaßten sich umzuwenden.

Auf dem Trottoir lag das junge Mädchen.

Das ältere Frauenzimmer rief, indem es sich über jenes beugte, erschrocken aus:

— Mein Gott, was hast Du zerbrochen?

— Ich weiß es nicht, — flüsterte das Mädchen mit farblosen Lippen; — aber ich kann nicht aufstehen. Ich vermag mich nicht zu bewegen.

Augenblicklich hatte sich ein Haufen Menschen um sie versammelt. Man rief nach einem Arzt.

Ismael stand schon über das Mädchen gebeugt, welches vor Schmerz in Ohnmacht gefallen war.

Ein Fuhrwerk wurde auf Ismaels Befehl schleunigst herbeigeschafft, und in der nächsten Minute wurden die Ohnmächtige, ihre Begleiterin und Ismael in demselben weggebracht.

Abraham stand mitten im Volkshaufen und blickte nach dem Fuhrwerk, bis Alle um ihn herum sich zerstreut hatten und die Ellbogenstöße ihn daran erinnerten, daß er sich auf dem Boulevard befand.

Er wanderte langsam nach Hause. Vor seiner Seele stand der Ausdruck in dem Gesichte der älteren

Frau, als sie, gegen Ismael gewendet, geflüstert hatte:

— Retten Sie meine Tochter!

Es lag in dem Blick ein Ausdruck stummen und unendlichen Schmerzes, welcher auf Abrahams für alle Eindrücke offenes Gemüth eine lebhafte Wirkung gemacht.

Es kam ihm vor, als hätte er nie ein Gesicht gesehen, dessen Züge so viele Milde und Intelligenz ausdrückten, wie das des ärmlich gekleideten Weibes.

Alles, was möglicherweise ehemals von Jugendschönheit vorhanden gewesen, war längst verschwunden. Jahre und Sorgen hatten Furchen hinterlassen, und doch sah sie aus, als wenn das reine und schuldlose Herz eines Kindes aus jedem dieser Züge spräche.

Ismael kehrte den ganzen Tag nicht zurück.

Ruth wurde, als der Abend heranbrach, ohne daß ihr Verlobter erschien, endlich unruhig.

Sie plagte sich und ihre Mutter mit den beunruhigendsten Vorstellungen. Ismael hatte versprochen, mit ihnen zu Mittag zu essen, und Ismael pflegte immer Wort zu halten.

Vergebens suchte Abraham sie damit zu beruhigen, daß Ismael bei einer Person sei, die sich verletzt habe. Ruth hörte nicht auf seine Worte, sondern fuhr fort zu weinen.

Die Uhr war etwas nach elf, als Ismael endlich in den Salon trat.

Ruth sprang ihm mit einem Ausruf der Freude und tausend Fragen entgegen.

Nachdem er ihr bewegtes Gemüth vollkommen

beruhigt, bekam er Freiheit, Madame Levitain zu begrüßen.

Alle Fragen, die Ruth und ihre Mutter an ihn richteten, beantwortete er damit, daß er eine Patientin, die übel zugerichtet worden sei, nicht habe verlassen können.

— War es dieselbe Person, von welcher Abraham sprach? – fragte Ruth.

— Ich weiß nicht, von wem Abraham gesprochen, — sagte Ismael lächelnd.

— Ach, ich meine diejenige, die auf dem Boulevard fiel und sich verletzte.

— Gerade dieselbe.

Ismael wandte sich an Madame Levitain und erzählte ihr verschiedene Neuigkeiten, die sie interessiren konnten, z. B. daß Editta D— sich mit einem reichen Engländer verheirathen würde.

Das Gespräch wurde dadurch von der Patientin abgelenkt und bald war diese ganz vergessen.

Eine Weile plauderte er mit den Damen und sagte ihnen dann gute Nacht.

Ismael ging hinauf in den zweiten Stock, wo seine Wohnzimmer sich befanden; aber statt den Weg zu diesen zu nehmen, öffnete er Abrahams Thür und trat, als er ihn zu Hause fand, hinein;

In einen Schlafrock gehüllt lag der Jüngling auf einem Sopha und las. Beim Anblick Ismaels warf er das Buch von sich und rief:

— Endlich! Man hätte toll werden können, so geberdete Ruth sich darüber, daß Du nicht zu Hause kamst. Es liegt etwas Widriges darin, eine Braut

zu haben; aber Du liebst wohl die Kette, da Du Dir eine solche angeschafft hast.

— Wie steht es mit der armen Mutter des Kindes, welches sich verletzte? Ich habe den ganzen Tag an nichts Anderes, als an sie denken können.

— Was würdest Du denn gethan haben, wenn Du in meiner Stelle gewesen wärest? — sagte Ismael und warf sich in ein Fauteuil.

— Ich bin gewiß nur ein ganz junger Arzt, — fuhr Ismael fort; — aber noch nie bin ich Zeuge einer so erschütternden Scene gewesen, wie das Bild war, welches ich heute vor Augen gehabt.

— Hat das Mädchen sich so stark verletzt, daß sie gestorben ist? — fragte Abraham.

— Nein, sie lebt, und es war auch nicht die Verletzung des Beins, welche mich ergriff, sondern es war der Anblick von der Armuth, welcher diese Wesen anheimgefallen sind, und welche nahe daran war, dem Gefühllosesten Thränen aus den Augen zu pressen. — Als wir in ihre Wohnung ankamen, befand sich dieselbe fünf Treppen hoch auf einem Boden. Sie bestand aus einem kleinen viereckigen Kämmerchen, so groß, daß man, wenn man mitten auf der Diele stand, alle vier Wände erreichen konnte. Dieser Schlupfwinkel hatte ein Fenster, oder richtiger, eine Luke, welche im Dach angebracht war, die Wände waren ohne Tapeten, das Dach schwarz und die Thüre nur aus ungehobelten Brettern zusammengesetzt.

In der einen Ecke dieses Zimmers saß ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren und äußerst dürftig angezogen.

Die großen Augen irrten umher, ohne daß sie sich auf irgend Jemanden, oder irgend etwas richteten. Sie war blind.

Im Zimmer befand sich ein Bett mit schneeweißen Bettlaken; aber als wir das Mädchen auf dieselben legten, entdeckte ich, daß sie über Stroh gebreitet waren.

Ein hölzerner Stuhl ohne Lehne, ein Kasten und ein Schemel, auf welchem das Kind saß, vollendeten die Meublirung.

Tisch und dergleichen gehörten zu denjenigen Luxusartikeln, welche sich nicht in dieses elende Kämmerlein verirrt hatten.

Ich sah bald ein, daß sie nicht in dieser armseligen Wohnung verbleiben konnte, und schrieb deßhalb Umschläge vor, bis ich das, was nothwendig war, um das Bein in Schienen zu legen, angeschafft hatte.

Als ich die armen Wesen verlassen, suchte ich zu erfahren, wer der Herr vom Hause sei, worauf ich ein besseres Zimmer für meine Patientin verlangte.

Nach einigen Schwierigkeiten, welche die Wirthin im Hause aus dem Grund machte, weil sie ganz verarmt seien, und die erst gehoben wurden, als ich ihr zwei Monate Miethe vorausbezahlt hatte, erhielt ich ein großes und geräumiges Bühnenzimmer im vierten Stock.

Als ich wiederkam wurde das Mädchen durch mich oder meine Beihülfe dorthin gebracht.

Als ich damit fertig war, die Schienen um das Bein zu legen, und durch ein beruhigendes Getränke das Mädchen zum Schlafen gebracht hatte, bemerkte die Mutter mit Anstrengung:

— Ich weiß nicht, Herr Doctor, wie ich Ihnen danken soll für das, was Sie gethan; aber ich weiß, daß ich Ihre Dienste nicht annehmen kann, weil ich nicht im Stande bin, sie Ihnen zu vergelten, und doch . . .

Sie schwieg. Auf ihren bleichen Wangen brannte eine hohe Röthe.

— Madame, — fiel ich ein, — betrachten Sie das Wenige, was ich jetzt thun kann, um Ihrer Tochter zu nützen, als eine Fügung des Schicksals, und nicht als Etwas, wofür Sie im Geringsten mir verbunden zu sein brauchen. Ich bin reichlich belohnt, wenn es mir als Arzt gelingt, Etwas für Ihre Tochter zu thun.

Sie neigte den Kopf in stiller Ergebung; aber in dem Blick, welchen sie auf mich richtete, las ich, daß sie tief den Schmerz empfand, von irgend Jemanden materielle Hülfe zu empfangen.

Der Zustand der Tochter war indessen von einer solchen Natur, daß alle Bedenklichkeiten des Stolzes der Mutterliebe weichen mußten.

Ich entfernte mich, um in einer Stunde wieder zu kommen.

Diese Stunde verwandte ich dazu, mir einige Aufklärungen über meine Patientin, ihre Mutter und das blinde Kind zu verschaffen.

Von der Wirthin erfuhr ich, daß Mutter und Kinder vor wenigen Wochen in Paris angekommen seien und eine Wohnung im ersten Stock gemiethet hätten.

Madame Moulin, so hieß die Mutter meiner Patientin, hatte gesagt, daß sie die Ankunft ihres Mannes in Paris erwarte.

Nach Verlauf einiger Zeit hatte Madame Moulin sich bei der Wirthin eingefunden und zwar mit einem Aussehen, welches deutlich zeigte, daß irgend ein schwerer Schlag sie getroffen. Sie erklärte dann, daß ihr Mann durch einen Unglücksfall umgekommen sei, und daß sie sich in Folge dessen eine billigere Wohnung suchen müsse.

Die Wirthin überließ ihr dann jenes Kämmerchen gegen eine billige Miethe.

Die Wirthin theilte ferner mit, daß sie glaubte, sie wären dergestalt von Allem entblößt, daß sie den Tag kaum etwas zu essen bekommen hätten. Heute Morgen war es der Wirthin gelungen, ihnen einen Laden anzuweisen, wo sie Arbeit erhalten könnten, und zu diesem Zweck waren sie ausgegangen, als das Unglück das Mädchen traf.

Der Bericht über ihre Armuth, Entsagungen und vollkommen schutzlosen Zustand ergriff mich so, daß ich, als ich zu ihnen zurückkehrte, darüber nachsann, wie ich ihnen helfen könnte, ohne sie durch meine Hülfe zu verletzen.

Ich trat in das Krankenzimmer. Meine Patientin schlummerte noch.

Madame Moulin saß unbeweglich gegen das Bett der Tochter gelehnt.

Dieses wunderte mich. Ich trat an sie heran. Sie veränderte ihre Stellung nicht.

Auf der Diele saß das blinde Kind, den Kopf auf seine Knie gestützt.

Beim Schall meiner Tritte rief die Blinde:

— Wer da? — Mutter, Mutter, es ist irgend ein Fremder da.

Madame Moulin verblieb in derselben Stellung.

Dadurch beunruhigt, eilte ich hin zu ihr. Sie war ohnmächtig.

— Abraham, die Unglückliche war aus Mangel an Nahrung in Ohnmacht gefallen.

Ismael schwieg.

— Das ist entsetzlich! — rief Abraham. — Wie gräßlich ist das Bewußtsein, daß der Eine dem Hungertode nahe ist, während der Andere, gleich mir, im größten Ueberflusse lebt! Ich kann mich nie an diese ungleiche Theilung gewöhnen, und darum eckelt mich oft all diese Ueppigkeit an, die mich umgibt, besonders wenn ich bedenke, daß es so Viele gibt, welche Noth leiden. Nun Ismael, was thatest Du?

— Was ich that? — Brauchst Du zu fragen? Natürlich das, was Jedermann in meiner Stelle gethan haben würde, nemlich, daß ich Wein und Brod herbeischaffte.

Alles dies ist indessen nur eine augenblickliche Hülfe. Etwas mehr muß für diese Armen gethan werden. Das ganze Aussehen Madame Moulins beweist, wie viel sie dadurch leidet, daß sie die Barmherzigkeit Anderer in Anspruch nehmen muß. Außerdem zeugt ihr ganzes persönliches Auftreten davon, daß sie eine überlegene Bildung besitzt und nicht in Armuth geboren und erzogen worden ist. Man merkt, daß sie nicht allein in glücklichen Verhältnissen gewesen, sondern auch den höheren Klassen der Gesellschaft angehört. Ich schämte mich fast, daß ich derjenige war, welcher gab und sie diejenige, die von mir Etwas empfing.

Ismael reichte Abraham die Hand und fügte hinzu:

— Gott weiß! — Vielleicht wird der morgende Tag mich darüber aufklären, wie ich ihnen am Besten nützlich sein kann.

Die beiden jungen Männer trennten sich.

Einige milde Strahlen der Morgensonne hatten sich in die Wohnung der Madame Moulin verirrt.

Sie fielen schmeichelnd herab auf das gebeugte Haupt des bleichen Weibes, als sie da stand mit zum Gebet gefalteten Händen und den Blick nach oben gerichtet.

Die Kranke schlummerte unruhig. Sie warf den Kopf im Schlafe mit der Unruhe, welche ein glühendes Fieber hervorzubringen pflegt, unaufhörlich hin und her.

Während Madame Moulins Lippen ein Gebet hervorstammelten wurde die Thüre geöffnet und ein Weib trat mit einem hölzernen Teller herein, auf welchem ein Schüsselchen stand.

— Der Doctor befahl mir, dieses hier zur Madame hinaufzutragen, — sagte die Eintretende. — Es ist ein wenig Bouillon. — Sie müssen dies trinken, damit es Ihnen nicht wieder so schwach werde, wie gestern.

Madame Moulin dankte der Wirthin und nachdem diese gesehen, daß sie die Bouillon trank, entfernte sie sich; in der Thüre begegnete sie aber Ismael, welcher kam, um nach der Kranken zu sehen.

Als er fand, daß sie schlief, wollte er sie nicht stören, sondern warten, bis sie aufwachte. Er unterhielt sich deßhalb eine Weile mit Madame Moulin über ihre blinde Tochter und sagte dann, indem er ihre Hand faßte, mit unbeschreiblich milder Stimme:

— Es gibt zwei Klassen von Menschen, von denen man sagen kann, daß sie Anspruch auf unbeschränktes Vertrauen haben, nemlich der Arzt und und der Pfarrer. — Das Schicksal hat es so gefügt, daß ich der Arzt Ihrer Tochter geworden. Nun wohlan, Madame, wenn ich nützen soll als solcher, müssen Sie mir Vertrauen zeigen. Lassen Sie allen Stolz verschwinden und behandeln Sie mich als einen Freund dadurch, daß Sie mir sagen, wie ich Ihnen nützlich werden kann.

— Retten Sie meine Tochter! — antwortete Madame Moulin.

— Dies gebietet mir meine Pflicht, wenn es in meiner Macht steht; aber damit Sie meine Bemühungen unterstützen können, müssen Sie erlauben, daß ich Ihnen auch auf andere Weise beistehe. — Sie sind hier fremd, — ich bin wieder seit drei Jahren in Frankreich gewesen. — Sie sind ohne Bekannte, ohne Verwandte, ich besitze beides. — Erlauben Sie jetzt, daß ich diese zu ihrem Wohl benütze!

— Ich danke Ihnen, Monsieur, und wenn meine Tochter eines Tages besser wird, werde ich von Ihrer Güte Gebrauch machen und Sie bitten, mir Schüler im Englischen, Italienischen und Deutschen zu verschaffen. Jetzt bin ich an ihr Krankenlager gefesselt, und wenn Sie eine Frau wären, so würde ich Sie

ersuchen, mir bis auf Weiteres etwas Handarbeit zu verschaffen.

Hier wurden sie durch ein leises Klopfen an die Thüre unterbrochen. Es war die Wirthin. Sie hatte einen Brief an Madame Moulin, der beim Portier abgegeben worden war.

Etwas überrascht betrachtete Madame Moulin die Handschrift. Dieselbe war ihr vollkommen unbekannt.

Sie wandte sich mit einer Entschuldigung an den Doctor, worauf sie das Siegel erbrach. Das Couvert enthielt ein Tausendfrankenbillet und einen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Ein Freund des Herrn Moulin, der erfahren hat, daß seine Wittwe sich in Paris aufhält, nimmt sich die Freiheit die beiliegenden 1000 Franken zu übersenden. Er hofft recht bald die Bekanntschaft der Frau und Kinder seines verstorbenen Freundes zu machen."

Ismael hatte, während Madame Moulin diese Zeilen durchblickte, die Kranke betrachtet, welche im Fieberanfall von Zeit zu Zeit einige unzusammenhängende Worte sprach.

Madame Moulin wandte sich an Ismael und sagte:

— Herr Doctor, kennen Sie diese Handschrift?

Sie überreichte ihm das Couvert.

— Nein, soweit ich mich erinnere, kenne ich sie nicht, — versicherte er.

— Und Sie haben auch keine Kenntniß davon, was dieser Umschlag enthielt?

— Nein, Madame, es ist mir vollkommen unbe-

kannt, — sagte Ismael in einem Ton, welcher die Wahrheit seiner Worte bewies.

— Dann ist es eine unerklärliche Fügung der Vorsehung, — flüsterte Madame Moulin. — O! wie konnte ich einen Augenblick die Hoffnung verlieren! Ich hätte mich erinnern sollen, daß der Herr nie Diejenigen verläßt, welche sich auf ihn verlassen.

Ismael dachte, indem er ganz unvermerkt das Couvert in die Tasche steckte:

— Wie Schade, daß Abraham diesen Blick der Dankbarkeit nicht zu sehen bekam!

Madame Moulin reichte Ismael den Brief und zeigte ihm das Bankbillet mit den Worten:

— Nun, Herr Doctor, hat Gott mir beigestanden, bis mein Kind besser wird. Sie können mit Ruhe an uns denken. Womit soll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit für das beweisen, was Sie bereits gethan.

In demselben Augenblick wachte die Kranke auf und die Pflichten des Arztes nahmen jetzt Ismael in Anspruch. Als er im Begriff war zu gehen, bemerkte Madame Moulin:

— Darf ich wagen, um den Namen des Arztes zu bitten?

— Er heißt Levitain, Madame.

Madame Moulin faßte ihn heftig am Arme und starrte den jungen Arzt mit einem Blick voller Bestürzung an.

— Levitain! — stammelte sie mit zitternder Stimme.

— Mein Name scheint Sie zu überraschen, Madame; sollten Sie zufälligerweise Jemanden aus meiner Familie kennen?

— Sie sind ja kein Franzose? — sagte Madame Moulin.

— Nein, ich bin ein schwedischer Jude, oder richtiger, in Schweden geboren.

— Als Kind kannte ich einen Mann Namens Jacob Levitain, — hob Madame Moulin wieder an, indem sie sich gewaltsam anstrengte, ruhig zu scheinen.

— Das war mein Großvater.

— Sie sind also ein Sohn von . . . .

— Isaak Levitain, — fiel Ismael ein.

Madame Moulin holte tief Athem.

— Vielleicht kennen Sie meinen Onkel, Elias Levitain? — bemerkte Ismael.

— Nein, Monsieur, — antwortete Madame Moulin.

Als Ismael Mittags in Levitains Salon eintrat, traf er dort Abraham.

— Nun, wie steht es mit Deiner jungen Patientin? — fragte der junge Jude.

— Ich hoffe das Beste, — antwortete Ismael. Kennst Du diese Handschrift hier? — fügte er hinzu und zeigte Abraham den Umschlag, in welchem die tausend Franken eingeschlossen gewesen waren.

— Ich habe Verdacht, daß es meine eigene ist, antwortete Abraham lachend.

— Ich bin derselben Meinung; Dein gutes Herz verläugnet sich nie!

— Bah! was ist das der Rede werth? — Ich verschwende auf Vergnügungen weit größere Summen, ohne daran zu denken. Es ist wohl nicht zu

viel, wenn ich mit meinem Gelde eine gute That verrichte. Ich habe jetzt dem augenblicklichen Bedarf zweier Nothleidenden abgeholfen, ohne daß ihr Stolz durch das Band der Dankbarkeit gegen den Geber sich verletzt fühlt. So kann ich mit einiger Beruhigung auf die Jagd bei Vicomte Saint Brie hinausreisen.

Ismael fuhr fort, mit der größten Sorgfalt und Interesse Gabrielle Moulin zu pflegen.

Als Gabrielle sich besser fühlte, traf es sich oft, daß der junge Arzt mehrere Stunden im Gespräch mit Madame Moulin und ihr zubrachte.

Bei jeder solchen Unterredung verwunderte er sich über die ungewöhnliche Bildung, welche sowohl die Mutter wie die Tochter besaß.

Der Verstand und der frühreife Geist der letztern überraschte ihn.

Gabrielle war nur vierzehn Jahr, und doch hatte sie Kenntnisse, deren wenige Aeltere sich rühmen konnten.

Sie sprach geläufig deutsch, französisch, englisch und italienisch, war zu Hause in der Literatur dieser Länder und besaß daneben für ihr Geschlecht und ihr Alter gute Kenntnisse in der Geschichte.

Ihr Urtheil verrieth allerdings die Unerfahrenheit, welche so natürlich für ihr Alter ist. Nichtsdestoweniger zeugte es von angeborenem Scharfsinn.

Sie war lebhaft und von einem excentrischen Gemüth. Sie schien etwas launisch, verzärtelt und veränderlich zu sein; aber, ob sie es wirklich war oder ob ihr lebhaftes Wesen sie so erscheinen ließ, ist schwer zu entscheiden.

Bisweilen hätte man sie für ein stolzes, herrschsüchtiges Kind halten können, das in einer Selbstständigkeit aufgewachsen war, welche sich weder für ihr Geschlecht, noch für ihre Jugend schickte.

Ihr ganzer Charakter war noch so unentwickelt, daß man nicht mit einiger Sicherheit bestimmen konnte, was sie war oder werden würde.

Ueber ihrem ganzen Wesen ruhte gegenwärtig ein Schleier von Kummer, welcher mehr als die physischen Schmerzen auf ihr Gemüth einzuwirken schien.

Die Persönlichkeit Gabrielle's frappirte, wenn man mit ihr zusammen war; aber dies lag lediglich in ihren ungewöhnlichen und reichen Geistesfähigkeiten, und durchaus nicht in ihrer Schönheit; — denn erstens gehörte sie einem Alter an, in welchem die Mädchen unreifem Obste gleichen, da weder die Gesichtszüge noch die Formen entwickelt sind, — und zweitens hatte sie ein Gesicht, welches so unregelmäßig war, daß es nie auf den Namen schön Anspruch machen konnte.

Die Stirne war zu hoch und der Kopf zu groß, die Nase etwas zu breit und der Mund durchaus zu groß; aber die dunkeln und beweglichen Augen waren dagegen von einer wunderbaren Schönheit.

Sie glänzten und blitzten von Lebendigkeit. Sie übten auf diejenigen, auf welche sie sich richteten, einen zugleich fesselnden und beherrschenden Einfluß.

Das hell-kastanienbraune Haar war lockig, aber letzteres auf eine, wenn man so sagen darf, unordentliche Weise, so daß es während ihrer Krankheit einer üppigen Mähne glich.

Wenn sie lebhaft war, gab es etwas in ihren

Zügen, was an Mirabeau erinnerte. Man konnte nicht sagen, worin die Aehnlichkeit lag; aber derjenige, welcher je den großen Mann selbst während seiner Lebenszeit gekannt, oder ein Portrait von ihm gesehen, wurde davon überrascht.

Oft, wenn Ismael während ihrer Genesung mit Madame Moulin disputirte oder irgend ein Thema discutirte, und Gabrielle sich in das Gespräch mischte, ruhte sein Blick auf ihr mit einem Ausdruck, als wenn er die Lösung eines Räthsels suchte, welches ihr Charakter und Gemüth noch in sich verbargen.

Wenn Ismael nach einem solchen Forschen von ihrer Wohnung wegging, dachte er bei sich:

Zu was wird wohl dieses Mädchen sich einst entwickeln? Ohne Schönheit, ohne etwas Angenehmes in ihrem Aeußeren, wenn man die Augen ausnimmt, übt sie nichtsdestoweniger einen seltsamen Einfluß auf die Seele aus. Sie gleichsam fesselt das Interesse an ihre Person, während sie das Herz beherrscht.

Einmal ein erwachsenes Weib und in vollem Bewußtsein ihres inneren Reichthums, kann sie gefährlicher werden, als die Schönste ihres Geschlechts.

Wenn Gabrielle Ismael wirklich als eine wunderliche Zusammensetzung widerstreitender Elemente vorkam, so war dagegen das ganze Wesen der Madame Moulin ein offenes Buch, auf dessen Blätter man die Schrift des reinen und reichen Weiberherzens las.

Man fühlte sich wohl in ihrer Nähe, denn die Lebensanschauungen, welchen sie huldigte, waren hochherzig, ihr Urtheil treffend, ihr Verstand aufge-

klärt, und ihr Raisonnement geistreich, immer vernünftig und nie schief oder falsch.

Neben diesen ungewöhnlichen Eigenschaften besaß sie einen so hohen Grad von Seelengüte und Frommheit, daß sie Einem viel besser vorkam, als andere Menschen.

Ueber ihrem Inneren ruhte auch ein Schatten bitteren Kummers.

Welche Quellen hatte sie nicht auch dazu? Seit kurzer Zeit war sie Wittwe, ohne Vermögen, ohne Schutz und ohne Freunde, mit einem blinden Kind und einem mit einem gebrochenen Bein.

Trotz alledem zeigte sie eine so große Ergebenheit in ihr Schicksal, daß man sagen könnte, sie trage ihre Leiden mit dem Muthe einer Heldin.

„Die Zeit heilt alle Wunden," heißt es, und die Zeit heilte auch Gabrielles Bein. Das Bett wurde mit einem Sopha umgetauscht, auf welchem sie ruhte. Noch durfte sie sich nicht auf den Fuß stützen.

Als sie so weit genesen war, bereitete Ismael sie darauf vor, daß sie wahrscheinlich für ihr ganzes übriges Leben hinken würde.

Das junge Mädchen hörte ihm zu mit einer an Gleichgültigkeit gränzenden Ruhe, und gab ihm, indem sie ihm die Hand reichte, zur Antwort:

— Sie geben zu, Herr Doctor, daß Sie glaubten, ich würde sehr traurig werden, wenn ich erführe, daß ich in einen Krüppel verwandelt bin.

— Ich bin Gott und Ihnen dafür dankbar, daß ich nicht von einem größeren Unglück betroffen wurde. Die ganze Zeit, da ich zu Bett gelegen, ist es mir

vorgekommen, als ob ich, wenn ich genäse, an ein Paar Krücken gefesselt werden sollte, und der Gedanke peinigte mich. Jetzt komme ich mit einem bischen Hinken davon.

Sie lächelte Ismael an.

Es war das erstemal, daß er sie lächeln sah. Ismael wurde dabei ganz erstaunt, so veränderte sich ihr Aussehen. Sie war wirklich schön, als sie so mild lächelte.

Ein Paar Tage darauf sagte Ismael zu Madame Moulin:

— Sie wünschten, daß ich Ihnen einige Schüler verschaffen sollte. — Ich habe jetzt zwei, wenn Sie sie nehmen wollen.

— Ach, Monsieur, Sie geben mir dadurch ein Mittel, für unser Auskommen arbeiten zu können. Ich danke Ihnen.

— In diesem Falle, Madame, erlauben Sie vielleicht, daß ich Sie morgen abhole und zu Marquis de Maillés führe. Seine Frau hat zwei Niecen, welche von einem geschickten Frauenzimmer im Englischen und Italienischen Unterricht nehmen möchten. Ich bin in dem Hause des Marquis sehr bekannt und habe ihm Sie als eine tüchtige Lehrerin in diesen Fächern genannt.

Einige Zeit darauf hatte Madame Moulin angefangen, nicht allein in Marquis de Maillés Haus, sondern auch in andern Häusern Unterricht zu geben.

Ihre Zeit war jetzt vollständig besetzt, und die Einnahme, welche sie auf diese Weise hatte, eine solche, daß sie und ihre Kinder, wenn auch nur bei großer Sparsamkeit, doch davon leben konnten.

Als Ismael eines Tages zu seiner Patientin kam, fand er diese allein. Die kleine blinde Edith hatte Erlaubniß erhalten, die Wirthin zu begleiten, um frische Luft zu schöpfen.

Als Gabrielle den Doctor erblickte, rief sie ihm entgegen:

— Monsieur Doctor, ich habe es vollkommen satt zu liegen. Wann darf ich versuchen zu gehen?

— Heute, — antwortete Ismael.

Gabrielle machte eine rasche Bewegung, als wenn sie schleunigst das Sopha verlassen wollte; aber Ismael eilte schnell zu ihr hin und sagte:

— Ich bitte, nur keine Extravaganzen! Man springt nicht so auf, wenn man das erste Mal auf den Fuß auftreten will, sondern wartet, bis der Arzt der Patientin hilft.

Er half ihr nun ganz langsam aufstehen, gab ihr einen Stock und auf diesen und auf seinen Arm gestützt durfte Gabrielle einmal im Zimmer herumgehen.

Nachdem Gabrielle darüber gescherzt hatte, daß sie ganz tüchtig hinke, und Ismael als Arzt einige Fragen gestellt, führte er sie zurück zum Sopha und erklärte, daß sie sich jetzt als vollkommen hergestellt betrachten könne.

— Sie sind sehr, sehr gut gegen uns gewesen, Herr Doctor, — sagte Gabrielle, — und wir können Ihnen das Wohlwollen und die Freundschaft, die Sie uns bewiesen, nicht vergelten.

— Mamsell Moulin, das Vergnügen, welches ich durch die Bekanntschaft mit Ihrer Mutter und

Ihnen gehabt, hat mich reichlich für das belohnt, was ich habe thun können, — antwortete Ismael freundlich.

— So viel desto besser, wenn es so wäre, was ich indessen nicht glaube; seien Sie versichert, daß ich mehr als zu gut weiß, daß unsere Verbindlichkeit gegen Sie ungeheuer groß ist; aber es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden. Die Dankbarkeit wohnt im Herzen, nicht auf den Lippen, und darum will ich nicht davon sprechen, sondern ganz christlich an Ihr Wohlwollen appelliren. Ich darf ja wagen zu Ihnen, wie zu einem Freunde zu sprechen?

Bei diesen Worten lächelte Gabrielle.

Ein Lächeln auf ihren Lippen war etwas sehr Seltenes, und gut war das; denn wenn ein solches ihr Antlitz erhellte, vergaß man, daß die Nase zu groß, die Stirne zu hoch, und man sah nur die Sonnnenstrahlen aus ihren Augen, und den reizenden Ausdruck der Güte, welcher sich in jedem ihrer Züge abspiegelte.

Gut war es auch für Ismael, daß er bereits sein Herz der schönen Ruth geschenkt, weil man sonst nicht wissen könnte, wie es damit gegangen wäre.

Obgleich sein Herz gegen Feuer versichert war, so übte dieses Kind doch einen solchen Einfluß auf ihn, daß er mit Wärme antwortete:

— Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich dafür halten, und ich hoffe, daß ich es immer verdienen werde, Ihr Freund genannt zu werden.

— Ich weiß es, und deßhalb werden Sie gewiß auch eine Bitte erfüllen, die ich an Sie habe.

— Wenn es in meiner Macht steht, können Sie dessen versichert sein.

Gabrielle neigte ihren Kopf mit einer verbindlichen Miene und hob wieder an:

— Sie, wie Jeder, der meine Mutter kennen gelernt, bewundert sie, — ist es nicht so? — Nun, wohlan, meinen Sie, daß ich dieser Mutter würdig wäre, wenn ich ganz unthätig sie für mich und meine Schwester arbeiten ließe? Nein, ich wäre ein undankbares und herzloses Kind, wenn ich das erlauben würde. Deßhalb ist meine Bitte an Sie die, daß Sie mir zu einigen Schülern in Musik und Sprachen verhelfen. — Ich habe eine Erziehung genossen, wie sie höchst Wenige erhalten, und jetzt ist der Augenblick da, wo ich für mich und die Meinigen Vortheil daraus ziehen kann. Mein Vater würde in seinem Grabe es mir nicht verzeihen, wenn ich die ganze Last der Sorgen auf den Schultern seiner angebeteten Gattin ruhen ließe. Ich selbst würde das Leben verabscheuungswerth finden, wenn ich, wie eine gefräßige Made, das Wenige, was sie durch ihre Arbeit verdient, verzehren würde.

— Verzeihen Sie mir eine Frage, — fiel Ismael ein, — hat Madame Moulin auch früher für ihren und der Ihrigen Unterhalt gearbeitet?

— Nein, nie. Mein Vater wollte nie, selbst nachdem das Mißgeschick ihn zu verfolgen begann, davon reden hören, daß *sie* nöthig haben solle, für ihr Brod zu arbeiten. — Jetzt, mit Kummer im Herzen über seinen Tod, strebt sie allein darnach, ihre Kinder zu erziehen und vor der Noth zu schützen,

aus welcher Ihre Güte uns gerettet hat. Das Bewußtsein, daß sie sich meinetwegen anstrengt, kann ich nicht ertragen.

— Aber Sie sind ziemlich jung, um als Lehrerin anzufangen.

— An Jahren, ja; aber ich bin es nicht an Geist, Monsieur. Ich bitte Sie, mir eine Stelle in irgend einer Familie zu verschaffen. Sie werden mich dadurch ewig zur Dankbarkeit verbinden.

Ismael stand eine Weile und besann sich; dann stand er auf mit den Worten:

— Morgen werden Sie eine Antwort erhalten.

Er drückte Gabrielles Hand und ging.

Den nächsten Tag kam er um dieselbe Zeit wieder und fand auch Gabrielle allein.

— Wollen Sie als Schüler Monsieur Isralieris Kinder annehmen, so können Sie für Ihren Unterricht engagirt werden, — sagte Ismael.

— Ja, das will ich gewiß, — rief Gabrielle fröhlich.

— In diesem Falle werden Sie jeden Morgen mit einem Wagen abgeholt und jeden Nachmittag um 3 Uhr wieder nach Hause gebracht werden.

Gabrielles Freude kannte keine Grenzen. Sie dankte Ismael mit einer solchen Wärme, daß er deutlich sah, er habe einen ihrer liebsten Wünsche erfüllt.

Bei der Rückkehr der Madame Moulin theilte Gabrielle der Mutter mit, daß sie Schüler erhalten, und jetzt helfen würde ihren gemeinschaftlichen Unterhalt zu verdienen.

Madame Moulin fühlte sich gerührt durch die

Umsicht ihrer Tochter. Sie gab ihr ihren Beifall und Segen zu ihrem Unternehmen.

Einige Tage vor Ismaels Abreise von Paris führte er Gabrielle zu der Familie Isralieri.

Das junge Mädchen wurde auf das Herzlichste von allen Mitgliedern derselben empfangen, und Madame Isralieri, eine gebildete und liebenswürdige Dame, sagte einige freundliche und schmeichelhafte Worte, welche auf einmal Gabrielle ermunterten und erfreuten.

Am Tage darauf begannen die Lectionen.

Spät Abends am selben Tage saßen Ismael und Abraham, welcher eben von seinem Ausflug nach Vicomte Saint Brie zurückgekehrt war, im Zimmer des letztern und unterhielten sich.

— Hast Du meinen Vater getroffen, seit er von seiner Reise nach der Schweiz zurückgekehrt ist? — fragte Abraham.

— Ich habe ihn bloß im Vorbeigehen gesehen. — Nachdem er Tante begrüßt und zu ihr gesagt: „ich bin vergebens gereist," schloß er sich in sein Zimmer ein.

— Da ist meine Mutter gewiß sehr traurig, — sagte Abraham, — denn wenn Vater sich zurückzieht, leidet sie immer. Es ruht gewiß über dem Leben meines Vaters irgend ein trauriges und widriges Geheimniß, irgend eine entsetzliche Erinnerung, welche weder die Zeit, noch die Verhältnisse

mildern können. Oft ist es mir sonderbar vorgekommen, daß ein so exemplarischer und gewissenhafter Mann wie er von einer so unaufhörlichen Düsterkeit beherrscht werden kann. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn je habe lachen sehen. Nie aber spiegelten seine Züge den Ausdruck der Freude wieder. Was kann es wohl sein, daß auf eine solche Weise auf sein Leben eingewirkt hat?

— Der Tod seines Vaters, — meinte Ismael. Mit einem Gemüth, wie das seinige, ist das Gräßliche bei dem Ende des alten Mannes hinreichend, um einen Schatten über sein inneres Leben zu werfen.

— Du kannst Recht haben, und wahrlich das lohnt sich wohl, daß man darüber grübelt, — ich vermag es nicht, die Trauer von ihm wegzunehmen, und dann ist auch alles Forschen unpassend.

Abraham schüttelte seinen schönen Kopf und fügte dann scherzend hinzu:

— Was mir ebenso unerklärlich ist, wie meines Vaters Traurigkeit, ist, daß er einen so leichtsinnigen, unbedachtsamen Sohn hat bekommen können, der so voll von Fröhlichkeit und Lebenslust ist wie ich.

— Es passirt oft, mein lieber Abraham, daß ein Extrem ein anderes von ganz entgegengesetzter Natur erzeugt, — antwortete Ismael lächelnd.

Einige Augenblicke scherzte Abraham über diesen Ausdruck, über sich selbst und das ganze Leben, brach aber plötzlich ab, als er merkte, daß der Cousin nicht auf seine Worte hörte.

— Monsieur, in welche Gedanken vertiefst Du Dich? Du hast eine so ernste Stirne, als wenn Du über etwas recht Trauriges nachgrübeltest, und doch

sollst Du binnen Kurzem der Glücklichste unter allen glücklichen Sterblichen werden, wie Ihr Verliebten Euch ausdrückt. Ist es der Gedanke an das kommende Glück, das Dich erschreckt?

— Nein, ich vergaß für den Augenblick mich selbst und mein Glück über ein Paar Fremde, die mich interessiren.

— Deine Eltern?

— Sind sie mir fremd?

— Das will ich nicht behaupten, — sagte Abraham lächelnd. — Welche können denn die Wesen sein, welche Dich Alles Andere vergessen machten?

— Eine Mutter und ihre Tochter. Jetzt brauche ich wohl nichts mehr zu sagen.

— Ah ha, meine Mutter und Schwester.

— Du bist wahrlich schwach im Errathen, — ist meine Braut und ihre Mutter mir fremd?

— Irgend ein Patient denn?

— Gewiß, und jetzt begreifst Du wohl, welcher.

— Nein, auf Ehre, ich begreife es nicht.

— Hast Du Madame Moulin vergessen, der Du tausend Franken schenktest?

— Ach jetzt erinnere ich mich des Mädchens, welches das Bein brach! Ich hatte in der That dasselbe sowohl, wie dessen Mutter vergessen. Wie kannst Du auch verlangen, daß ich mich Menschen erinnern soll, die ich kaum gesehen.

— Aber gegen welche Du eine gute That geübt.

— Ein Grund, sie zu vergessen. Man muß immer denjenigen vergessen, dem man Gutes gethan, sonst könnte man selbst auf die rasende Idee kommen, Dankbarkeit als Bezahlung haben zu wollen.

Darum ist es jetzt passirt, daß mein Kopf das, was mein Herz mich zu thun veranlaßte, vergessen hat. — Nun, wie befinden sich Deine Schützlinge?

Abraham streckte sich seiner ganzen Länge nach auf den Sopha, spielte mit den Quasten an dem Kissen, und sah so wenig interessirt aus als möglich.

— Sie befinden sich wohl; aber das Mädchen ist durch den Beinbruch hinkend geworden.

— Hinkend — schrie Abraham und drehte hastig den Kopf um. — Herr Doctor, Sie hätten das nie erlauben sollen, Sie haben ihr dadurch all meine Theilnahme geraubt.

— Wäre es in meiner Macht gewesen, ein solches Unglück zu verhüten, so kannst Du sicher sein, daß ich es auch gethan hätte.

— Armes Kind, ich beklage es; aber ich bezweifle sehr, daß ich nach diesem geneigt sein würde, Ihrer Mutter einige Tausend Franken zu schicken. Eine Mutter, welche eine lahme Tochter hat, erregt nicht mein Mitleid.

— Zur Ehre Deines Herzens weiß ich, daß Du jetzt scherzest.

— Wer, ich? — Abraham sprang vom Sopha auf und fügte in einem Tone komischen Ernstes hinzu: — ich scherze durchaus nicht, denn ich verabscheue Menschen, welche so an mich herankommen, mit einem Bein oben und das andere in mente.

Er begann über die Diele hinzuhinken.

— Wenn sie gut wie Engel, schön wie Göttinnen und bewunderungswürdig wie Märtyrer wären — kann ich dem nicht helfen. Ich bin und bleibe gefühllos für das Unglück, für die Schönheit und

für die Güte, wenn sie hinken. Nun, woran dachtest Du in Betreff Deines lahmen Patienten?

— Es ist jetzt nicht der Mühe werth davon zu sprechen, da Du Deine Antipathie gegen gebrechliche Menschen ausgesprochen hast.

— Ah, was thut das, wenn ich solche Mißgestalten nicht leiden mag; — spreche Du Deine Gedanken aus und ich werde Dich anhören! Drehen sie sich um das Mädchen, so mußt Du entschuldigen, wenn sie mir hinkend vorkommen sollten. Laß jetzt mal hören, wie sie klingen! — Abraham warf sich wieder aufs Sopha und fügte hinzu:

— Sind die Mutter und sie noch immer gleich arm?

— Nein, es ist ihnen gelungen einige Lectionen zu bekommen, und auf diese Weise erwerben sie ihren bescheidenen Unterhalt. Beide sind ausgezeichnet geschickt in Sprachen und Musik.

— Nun, das da konnte doch keine traurige Betrachtungen veranlassen.

— Gewiß nicht; aber ich dachte daran, daß, da ich recht bald Frankreich verlasse, so verlieren sie den einzigen Freund den sie haben. Wenn irgend ein Unglück sie trifft, dann haben sie Niemanden, an den sie sich wenden können, sondern sie laufen wieder Gefahr, von Armuth und Elend heimgesucht zu werden.

Einige Augenblicke Stille trat ein; Ismael erwartete, daß Abraham etwas sagen sollte. Nach Verlauf einiger Zeit brach Abraham in ein herzliches Gelächter aus.

— Und Deine Absicht war, daß ich es über

mich nehmen sollte, für die lahme Herrschaft ein Freund in der Noth zu sein? — sagte er.

— Das gerade nicht, aber daß Du Dich bisweilen erkundigest, wie sich das Leben für sie gestaltet. Wenn die Noth es erfordert, so reichst Du ihnen eine hülfreiche Hand, bis Du mich von ihrer Lage unterrichtet hast.

— Gut und ich habe nicht nöthig, in irgend eine persönliche Berührung mit ihnen zu kommen?

— Durchaus nicht. — Dort, wo sie wohnen, kannst Du immer erfahren, wie es ihnen geht.

— In diesem Falle, mein Freund, hast Du meine Hand darauf, daß ich über Deine Schützlinge wachen werde, und wenn auch Mutter und Tochter beide auf ihren Beinen hinkten.

— Hast Du ganz Dein Interesse für die Mutter vergessen? — hob Ismael wieder an, nachdem sie freundlich einander die Hände geschüttelt.

— Mein Interesse für die Alte, — wiederholte Abraham lächelnd, — habe ich denn ein solches gehabt?

— Ganz gewiß; Du behauptetest, ihr mildes Antlitz nicht vergessen zu können.

— Sehr möglich, daß ich etwas Aehnliches gesagt und auch gedacht; aber das Sichere an der Sache ist, daß ich mich jezt nicht darauf besinnen kann, wie sie aussah. Das ist auch nicht zu verwundern, denn seit ich Paris verließ, habe ich so Vieles zu denken gehabt.

— Wirklich, und was denn? — Ismael lächelte.

— Für's Erste, verschiedenes Politisches, und dann . . . .

— Bist Du wohl, Deiner Gewohnheit gemäß, verliebt gewesen.

— Gewesen und bin's, — rief Abraham, — Du ahnst nicht, Du, wie schön und einnehmend Fräulein Saint Brie ist. Ich habe nie ein so entzückendes Weib gesehen, wie sie.

— Dasselbe sagtest Du vor einigen Monaten von Hagar Isralieri, fiel Ismael ein.

— Mag sein; aber jetzt finde ich, daß Hagar nichts ist im Vergleich mit Louise.

— Und diejenige, für welche Du nach ihr in Flammen geräthst, wird Dir als eine Göttin in Vergleich mit Fräulein Saint Brie vorkommen.

— Unmöglich, denn wenn ich auf eine solche Weise in den Graden der Verliebtheit steigen würde, auf welchem Punkt müßte ich wohl schließlich anlangen?

— Auf dem, auf welchem Du jetzt bist. Du bist durchaus nicht mehr verliebt in Fräulein Saint Brie, als Du es in Hagar warst; aber Deine Liebe zur letzteren ist erkaltet, und Du sättigst Dein Gefühl für die erstere mit derjenigen, welche Du für Hagar empfandest. Durch einen solchen Vergleich wird das flammende Feuer unwillkürlich mehr scheinen, als das ausgebrannte. Eines Tages wird auch dieses erlöschen, ein neues angezündet werden, und so wird es eine ewige Ebbe und Fluth geben, bis der Tod dem gaukelnden Feuerwerk der Phantasie ein Ende macht.

— Willst Du damit sagen, daß es nichts Stetiges, nichts Beständiges in unsern Gefühlen gibt?

— Ja, wohl in der Liebe, aber nicht in der

Phantasie; in der letzteren löst ein Bild das andere ab, und ein Eindruck wird vom anderen verdrängt. Noch weißt Du nicht, lieber Abraham, was ein tiefes Gefühl sagen will, sondern Du bist bloß ein Spielball Deiner Einbildung gewesen.

— Und, ich fürchte, daß er immer so bleiben wird, — bemerkte Abraham. — Indessen bin ich jetzt wirklich tödtlich verliebt in Fräulein Saint Brie.

— Etwas, was der Vicomte, ihr Bruder, nicht mit ungünstigen Augen betrachtet.

— Bah! Was für eine Freude sollte er wohl darüber haben?

— Der Sohn des Elias Levitain wäre keine schlechte Partie für seine Schwester.

— Bist Du toll, Ismael! — rief Abraham. — Kannst Du etwas so Wahnsinniges voraussetzen als . . . .

— Daß der Vicomte Dich zum Schwiegersohne haben wollte.

— Ach nein; aber daß ich daran denken könnte, mich mit einem Christenmädchen zu verheirathen.

Ismael betrachtete Abraham lange; dann sagte er in gleichgültigem Ton:

— Hältst Du das für etwas so Ungereimtes?

— Ja, beim Gott meiner Väter; — mir scheint es nicht allein ungereimt, sondern geradezu unmöglich. Wie sollte ich denn auf eine solche Weise mich und meine Achtung vor meiner jüdischen Geburt vergessen können? Ich, der ich von meiner zartesten Kindheit an gelernt habe, jenen sowohl wie den Glauben meiner Väter in Ehren zu halten.

— Das habe auch ich gelernt, — sagte Ismael

ernst; — aber ich begreife nicht recht Deine Intoleranz, welche bewirkt, daß wir uns nicht damit versöhnen können, daß Andere Gott unter einer anderen Form verehren, als wir selbst. Hätte mein Herz sich für ein christliches Mädchen entschieden, so würde ich auch ihr es angeboten haben, meine Gattin zu werden, und zwar in der festen Ueberzeugung, daß ich dadurch nicht im Geringsten die Achtung vor demjenigen Glauben, welcher der meinige ist, verletzt haben würde.

— Solltest Du, ein Levitain, Dich so vergessen können?!

— Abraham, Du, ein Levitain, hast während der Revolutionstage an dem Kampfe auf den Baricaden Theil genommen, und doch haben wir seit den Kinderjahren in unserer Familie predigen gehört: „daß man nicht das Blut seiner Mitmenschen vergießen darf.“ Durch Liebe, Aufklärung und Hingebung sollen Levitains Söhne ihren Brüdern dienen. Das haben unsere Väter und Vorväter uns eingeprägt. Durch Hülfe dieser Lehren hat es auch Männer gegeben, wie Jakob Levitain, und dessen ungeachtet hast Du an den Straßenkämpfen Theil genommen.

— Das ist wahr; aber ich habe es gethan, um die große Sache der Menschlichkeit und der Freiheit zu befördern.

— Nun wohl, da Du, wenn es der Freiheit gilt, an den Kämpfen theilnimmst, welche die Christen kämpfen, dann machst Du ja ihre Sache zu der Deinigen und sie zu Deinen Brüdern.

— Ja gewiß, wir sind ja auch alle Kinder eines

Vaters, und wenn es sich um das Ziel handelt, nach welchem wir Alle streben, dann gibt es keine Andere, als Brüder.

— Aber den Individuen desselben Volkes, für dessen Rechte Du mit Leben und Blut gekämpft, verschließest Du Deine Thüre, und betrachtest es als eine Sünde, eine nähere Verbindung mit irgend Jemanden von ihnen einzugehen. Du wirst zugeben, daß darin ein großer Widerspruch liegt.

— Das gebe ich gerne zu; aber wenn auch mein Verstand sich gegen diese intoleranten Begriffe auflehnt, so befiehlt mir doch mein Herz, ihnen treu zu bleiben. Sie sind mir von meinem Vater beigebracht, und wenn ich gegen dieselben verstieße, würde ich ihn verletzen.

— Gewiß, und ich wünsche von ganzer Seele, daß Du im Stande sein wirst, sie beizubehalten, falls sie Dich glücklich machen. Daß sie Dir von Deinem Vater beigebracht sind, ist jedoch kein Beweis für ihre Unerschütterlichkeit. Du bist nicht in Allem den Ansichten gefolgt, welchen er huldigt. Oder glaubst Du, daß er Deine Theilnahme an den Kämpfen in den Julitagen billigen würde, wenn er davon wüßte?

— Das glaube ich nicht, und doch konnte ich nicht anders handeln — rief Abraham.

— Ich würde ein schlechter Patriot gewesen sein, ein Jüngling ohne Interesse für Frankreich und die Freiheit, wenn ich mit gekreuzten Armen zugesehen hätte, wie Andere sich für das Glück des Vaterlandes opferten, ohne daß ich ihnen beistand.

— Welche Ueberzeugung schätztest Du damals am Meisten, Deine eigene, oder die Deines Vaters.

— Meine eigene, welche ich für die richtigste und mit dem Geiste der Zeit am meisten übereinstimmende hielt.

— In diesem Falle kann der Tag kommen, wo die Idee der Bildung die der Intoleranz verdrängt, und Du gezwungen wirst die letztere der erstern zu opfern. Ich achte Jeden hoch, welcher den Glauben seiner Väter heilig hält; aber ich schätze die Unduldsamkeit gegen Andere gering.

Die Zeit der Intoleranz ist vorbei. Die Civilisation und die Bildung erheischen, daß Jedermann frei und ohne Einmischung Anderer seinen Gott verehren kann auf eine Weise, die mit seiner innern Ueberzeugung übereinstimmt. — Jemanden wegen seines Glaubens zu verdammen, verfolgen oder zu verachten, heißt auf dem Wege der Aufklärung zurück und nicht vorwärts gehen. Was hat das vor Gott zu bedeuten, ob wir Christen, Juden oder Mohammedaner heißen, wenn wir nur immer an den Höchsten denken und so zu handeln suchen, daß wir uns seiner Güte nicht unwürdig machen.

— Das, was Du sagst, gleicht einem Tadel gegen meinen Vater.

— Nicht einem Tadel, aber wohl einer Mißbilligung seines Fanatismus. Wir Jungen müssen uns hüten, in diesen Fehler zu verfallen. — Jacob Levitain war der warmfühlendste Jude und liebte sein Volk und seinen Glauben von ganzer Seele; aber nichtsdestoweniger war er ein humaner und aufgeklärter Mann. — Alles, was mein Vater mir

von ihm erzählt hat, alle Schriften, welche nach seinem Tode bei ihm gefunden wurden, alle seine Briefe, Alles beweist, daß vor seinem innern Blick der schöne und hohe Gedanke stand: ein Gott, ein Glaube und ein Volk.

Mit diesen Worten sagte Ismael Abraham gute Nacht und verließ den in Gedanken versunkenen Jüngling.

Das Grübeln war indessen nicht Abrahams Sache. Nach einigen Augenblicken verjagte er auch alle ernste Gedanken und dachte bei sich:

— „Liebe unter allen Menschen" sollte wirklich die Losung des Lebens sein. Ismael hat Recht, Bildung und Intoleranz können nicht zusammen gedeihen. Das Dasein der einen ist licht und klar wie die Veste des Himmels, das der anderen düster und finster wie eine Gefängnißnacht; darum lebe die Freiheit der Gedanken, der Ueberzeugung und des religiösen Glaubens; ohne diese gibt es kein Glück auf der Erde!

Den Tag darauf, als Elias mit seiner Familie das gewöhnliche Morgengebet verrichtet, rief er den Sohn zu sich hinein.

— Kennst Du einen jungen Künstler Namens de Ville? — fragte Elias.

Ueber das Antlitz Abrahams flog eine dunkele Röthe, als er auf die Frage bejahend antwortete.

— Wann und wo lerntest Du ihn kennen? — hob der Vater wieder an.

— Während des Kampfes auf den Barricaden der Julitage, — antwortete Abraham mit ruhiger Stimme und wiedergewonnener Fassung.

— Mein Sohn hat also an diesen Kämpfen Theil genommen? Es war wirklich die Wahrheit, daß Du mit den Rebellen gegen Frankreichs Monarch kämpftest und mit dazu geholfen hast, ihn vom Thron seiner Väter zu verjagen? Du hast das Blut von Menschen vergossen, die Dir nie etwas zu Leide gethan?

— Vater, — fiel Abraham lebhaft ein, — so mußt Du nicht sprechen, sondern meine Handlungsweise in ihrem richtigen Lichte betrachten. Dein Sohn hat sein Leben gewagt, um damit Frankreichs Freiheit zu vertheidigen. Diese letztere sollte doch wohl eine größere Bedeutung haben, als das persönliche Interesse eines meineidigen Monarchen. Ich habe für die Freiheit und gegen den Despotismus gekämpft.

— Und die Lehren vergessen, die ich gesucht habe Deiner Seele einzupflanzen.

— Nein; aber als Du mich lehrtest, das Gute und Edle zu lieben, lehrtest Du mich auch das Menschenrecht und die Interessen des Volks am höchsten von Allem zu schätzen. Meine Pflicht gegen die französische Nation ist es, für deren Wohl zu arbeiten, und sie zu vertheidigen, wenn ihr Gewalt und Unglück drohen. Diese Pflicht wurde jedem französischen Juden in dem Augenblick auferlegt, als er gleiche Rechte mit den Söhnen des Landes erhielt.

— Hübsche Worte, um einen unruhigen Empörungsgeist zu bemänteln. — Was die Franzosen uns gethan haben, war nur die Erfüllung einer längst

vergessenen und mit Füßen getretenen Pflicht. Es war Etwas, was ihr eigenes Interesse erforderte; aber das verpflichtet uns nicht, uns ihre Fehler und Verbrechen anzueignen und an denselben theilzunehmen.

— Ich begreife Deine Meinung nicht, mein Vater.

— Du wirst sie bald begreifen. Die französische Natur ist unruhig und wild. — Ich habe dieses Volk im Sturme gesehen; ich bin Augenzeuge all der Grausamkeit und all der Niederträchtigkeit gewesen, welche es sich erlaubt, wenn es im Besitz unbegrenzter Freiheit ist und seinen bösen Leidenschaften folgen darf. — Die Freiheit ist nicht für Menschen, welche sie nicht zu benutzen, sondern nur zu mißbrauchen verstehen. Um sie davon abzuhalten, daß sie einander verderben und vernichten, müssen sie von kräftiger Hand regiert und unter dem Scepter der Alleinherrschaft gehalten werden. Darum beklage ich tief, daß mein Sohn seine Stellung so schlecht begriffen hat, daß er sich dazu herabließ, gemeinschaftliche Sache mit einem aufrührerischen Pöbel zu machen, und es für seine Pflicht ansah, seine Hände mit Blut zu beschmutzen. Ich hatte gehofft, daß keiner von Levitains Familie es auf seinem Gewissen haben würde, ein treuloser Unterthan und ein mordlustiger Mensch zu sein.

— Ist man deshalb treulos, weil man die Unterdrückung verabscheut? — bemerkte Abraham. — Nein, Vater, der König, welcher den Eid bricht, den er der Nation geschworen, hat keine Treue zu fordern, weder von der Nation, noch von Individuen. Man hat dann das Recht, mit dem Schwerte in der

Hand, das zurückzuerobern, was ein verrätherischer Fürst einem ganzen Volke hat rauben wollen.

— Betrachtest Du wirklich den Abscheu eines rebellischen Pöbels vor Ordnung und Sitte als ein Streben nach Freiheit in höherer Bedeutung?

Mir kam es vor wie ein Angriff auf das Wahre und Rechte. Uebrigens, wie sollen denn diese Menschen, welche einen von Blut triefenden Gott anbeten, etwas anderes als Blut lieben können? Etwas anderes hätte ich von einem edlen und hochsinnigen Juden erwartet.

— Vater, bist Du jetzt gerecht gegen die Christen? Nach meiner Auffassung liegt etwas unendlich Mildes, Versöhnliches, Schönes und Poetisches in ihrer Lehre.

— Versöhnliches in ihrer Lehre, in deren Namen man gemordet, geplündert und gebrannt! Was ist die Liebe und Milde werth, die in den Worten liegt, da die Christen ihrem Gott zu Ehren verfolgt, verbannt unb zerstört haben? Scheint es Dir, daß eine Religion, deren Diener sich so viele Verbrechen und Schändlichkeiten haben zu Schulden kommen lassen, schön und poetisch genannt werden kann?

— Ja, es scheint mir nicht allein so, sondern ich weiß, daß sie es ist. Wenn wir von Grausamkeiten sprechen wollen, welche die Diener der Religion verübten, dann, Vater, haben wir auch Vieles unseren Priestern vorzuwerfen. Es waren diese, welche Christus kreuzigen ließen.

Abraham ergriff die Hand des Vaters und fügte hinzu:

— Du liebst nicht die Christen, Du verabscheust

es, mit ihnen in vertraulicher Berührung zu sein, und Du erlaubst es keinem, Dein Haus zu betreten. Ich kann diese Deine Handlungsweise nicht tadeln, ich wage nicht einmal sie zu mißbilligen, aber mein Herz vermag nicht diesen Abscheu zu theilen. Ich kann in meinem Inneren nicht unterscheiden zwischen Jude und Christ; mir kommt es vor, als wenn wir Alle Franzosen und Brüder wären. Wir Juden besitzen jedoch einen Vorzug, den nämlich: daß wir uns in unseren Gebeten nur direct an Gott und nicht nöthig haben, an irgend ein drittes Glied zwischen ihm und uns zu denken. Es ist ein einziger — und als Vater beten wir ihn an, während die Christen ihn in der dreifachen Eigenschaft als Vater, Sohn und heiligen Geist verehren. Aber ist das ein Grund für uns, sie nicht zu lieben? Nein, Vater, wir, die wir selbst den Glauben unserer Väter so hoch in Ehren halten, wir müssen Andere, die dasselbe thun, hochschätzen.

Abraham schwieg, fast erschrocken über seine derben Worte. Eine Pause folgte, während welcher Elias' finstre Augen auf dem Sohne ruhten. Endlich bemerkte er:

— Deine Liebe zu den Juden ist also nicht stärker, als diejenige, welche Du zu den Christen hegst? Dies war eine bittere Entdeckung für Deinen Vater.

— Das kann nicht bitter für Dich sein, Vater, zu wissen, daß das Herz Deines Sohnes keinem Hasse, oder Unwillen gegen seine Landsleute Raum gibt. Daß dieses Gefühl der allgemeinen Liebe nicht auf meine warme Ergebenheit für meine Glaubensverwandten lähmend einwirkt, das müßtest Du ein-

sehen. — Ich habe das französische Volk lieb, aber Israels noch lieber. — Alles kann ich vergessen, aber nie die Ehrfurcht vor meinem Glauben und die Liebe zu meinen Brüdern.

— So sagst Du jetzt; aber eines Tages wird die vertraulichere Berührung mit den Christen Dich zu einem Abtrünnigen machen. Ich habe Dich reicher und besser ausgerüstet als Die, welche ihren Glauben abschwuren und zum Christenthum übergingen, weil die Ueberzeugung, welche sie durch Umgang mit denen, die nicht Juden waren, gewannen, ihre Denkweise änderte.

— Aber sie trugen nicht den Namen Levitain, — antwortete Abraham.

Hier wurden sie durch Ruth unterbrochen, welche an die Thüre klopfte. Sie hatte etwas Besonderes dem Vater zu sagen.

Jahre sollten dahinschwinden, bevor Vater und Sohn wieder dieses Thema aufnahmen, und dann geschah es unter ganz ungleichen Verhältnissen.

Nach diesem Tage schien Elias noch wortkarger zu sein.

Es fiel ihm schwer, sich mit den toleranten Ideen des Sohnes zu versöhnen und er konnte nicht begreifen, wie Abraham, der doch von ihm erzogen war, sich dieselben hatte aneignen können.

Elias vergaß, daß er selbst sich zu dem Gegentheile von dem entwickelt hatte, wozu ihn sein Vater hatte erziehen wollen.

Etwas über zwei Jahre waren verflossen, seit Ismael Ruth von der heimathlichen Erde weggeführt und seine junge Gattin nach Schweden gebracht hatte.

Es war Frühling, und das fröhliche, leichtsinnige und flanirende Paris füllte alle Promenaden, um sich der schönen Jahrszeit zu freuen oder um sich bewundern zu lassen und zu bewundern.

Das emsige, das fleißige Paris strebte rastlos wie immer. Für dieses war es gleichgültig, ob es Herbst oder Frühling, ob es Sommer oder Winter war.

Diese Sclaven der Arbeit geben sich nicht Zeit, ihre Beschäftigungen zu verlassen, um sich von den lachenden Hoffnungen des Frühlings, oder von den blühenden Verheißungen des Sommers bethören und entzücken zu lassen.

Das Hotel Levitains war ein ganzes Jahr von seinem Eigenthümer verlassen gewesen, welcher diese ganze Zeit mit seiner Frau auf Reisen zugebracht hatte.

Die Maisonne hatte mit all ihrem Glanze über Paris gestrahlt und senkte jetzt ihre goldene Scheibe in die Umarmung des Westens.

Sie sagte der Residenzstadt der Thorheiten und des Fleißes Lebewohl.

Ihre letzten Strahlen beleuchteten die Thurmspitzen der Pariser Kirchen, als ein junger Mann aus dem Levitain'schen Palast hervortrat.

Mit leichten Schritten nahm er den Weg nach der Rue de l'École de Médécine, wo er in ein Haus eintrat, dessen Aeußeres nichts Auffallendes an sich hatte, sondern tausend andern Häusern in Paris ähnlich sah.

Im ersten Stock angekommen, klingelte er. Ein junges Mädchen öffnete.

— Wie lange haben Sie heute Abend auf sich warten lassen! Ich hielt es bereits für ausgemacht, daß Sie die Lection versäumen würden.

— Habe ich das je gethan? — fragte Abraham Levitain und ergriff die Hand des jungen Mädchens.

— Sie wissen zu gut, daß die Lectionsstunden mir zu lieb sind, als daß ich eine einzige derselben versäumen sollte.

— Weiß ich das? — fragte das junge Mädchen lachend.

Sie zog ihre Hand zurück und öffnete die Thüre zu einem großen hellen Zimmer, in welchem eine alte Dame saß und arbeitete.

Auf der Diele zu ihren Füßen hatte ein zwölfjähriges Mädchen Platz genommen.

— Willkommen! — sagte die ältere Dame freundlich und blickte von ihrer Arbeit auf. Sie winkte Abraham vertraulich.

Das Kind drehte den Kopf um und rief ganz fröhlich:

— Das war gescheidt, daß Sie kamen, cher Abraham. Gabrielle ist ganz verdrießlich gewesen, denn sie glaubte, daß Sie nicht kommen würden.

— Glaube ihr nicht! — fiel Gabrielle ein, und begann ihre Bücher auf dem runden Lectionstisch zu ordnen. — Edith scherzt nur, das kann ich versichern, — fügte sie hinzu.

Wenn das junge Mädchen über den Fußboden ging, hatte ihr Gang das eigenthümlich Schwankende, das jede hinkende Person auszeichnet, und doch folgte

Abraham ihr mit einem Blick, welcher alles andere, als Abscheu vor ihrem Gebrechen ausdrückte.

Wahrheitsgemäß müssen wir zugeben, daß Gabrielle's Hinken weniger anstößig war, als bei den meisten Andern, und wahrscheinlich deßhalb, weil sie sich nicht die geringste Mühe gab, es zu verbergen, sondern sich ganz und gar ungenirt hielt und bewegte.

Gabrielle Moulin war jetzt über sechszehn Jahre, Sie hatte also die Kindheit verlassen und war in's Jugendalter eingetreten.

Ihre Gesichtszüge hatten zwar etwas Unentwickeltes und Unharmonisches.

Wenn man zum erstenmal den Blick auf Gabrielle warf, kam sie Einem häßlich vor. Es schien, als wenn die eine Partie im Gesichte gar nicht zu den anderen paßte; aber begegnete man ihren strahlenden Augen und lächelte sie in demselben Augenblick, da war es, als wenn Blick und Lächeln etwas Bezauberndes hätte. Man vergaß den großen Mund, die breite Nase, die gar zu hohe Stirn und das eigensinnig verworrene und widerstrebende lockige Haar, welches sich offenbar dagegen sträubte sich einer regelmäßigen Frisur zu fügen. Daß Gabrielle hinkte, — daran zu denken, fiel dann Niemanden ein; man erinnerte sich bloß ihrer Augen, die wie ein Paar blitzende Diamanten durch ihren Glanz entzückten.

Gabrielles Haut war nicht von Rosen und Lilien gewoben, sondern hatte den blassen Farbenton, welcher stark brünetten Personen eigen ist. Uebrigens stimmte das nicht mit ihren hellbraunen Haaren überein.

Aber kehren wir zurück zu dem, was sich zwischen Abraham und den Mitgliedern der Moulin'schen Familie zutrug.

— Warum sollte ich Edith nicht glauben? — antwortete Abraham. — Falls ich Madame Moulin frage, wird Ihre Schwester gewiß Recht bekommen.

— Darin daß ich unruhig war, Sie möchten ausbleiben? — Gabrielle warf einen stolzen Blick auf den jungen Mann.

— Sie sind wirklich unverzeihlich egoistisch.

— Wenn Du auch nicht unruhig warst, mein Mädchen, so warst Du wenigstens ganz übler Laune, — fiel Madame Moulin ein.

— Wollen Sie jetzt auch die Worte Ihrer Mutter bestreiten? — sagte Abraham lachend.

— Madame Moulin lächelte der Tochter zu, welche ihren Krauskopf schüttelte und sagte:

— Wollen Sie wissen, woher meine üble Laune kam? — Gabrielle sah den jungen Mann an.

— Aus Verdrießlichkeit darüber, mich nicht zu Gesicht zu bekommen, — scherzte Abraham.

— Ich darüber verdrießlich? Ach, mein Herr, jetzt lassen Sie Ihre Eitelkeit ganz und gar mit Ihrem Verstand davonfliegen, sonst müßte letzterer Ihnen gesagt haben, daß meine Unruhe andere Ursachen hatte.

— Welche denn, wenn ich fragen darf.

— Erstens, daß Sie Ihre Stunde versäumten und zweitens, daß ich darum kommen möchte, das neue Duett zu spielen. Sie sind im Allgemeinen ein sehr träger Schüler und ganz ungelehrig. Sie haben über ein Jahr bei mir Italienisch gehabt und können

doch nichts. Ich habe gar keine Ehre von Ihnen. Außerdem wissen Sie, wie sehr es mir daran gelegen ist, jeden Zufall zu benützen, mich in Musik zu üben. Ich beabsichtige, wie Sie wissen mit der Zeit Pianistin zu werden.

— Ja, ich weiß, daß Sie Alles zu werden beabsichtigen, ausgenommen weiblich, — sagte Abraham seufzend.

Ueber Gabrielle's Gesicht flog eine dunkle Röthe; sie maß Abraham vom Kopf bis zum Fuß mit einem Blick, als wenn sie genau sehen wollte, wie er bei dem Ausspruche solcher Worte aussähe.

Madame Moulins Augen ruhten auf den beiden jungen Leuten. Es schien, als wenn sie mit Interesse auf die Wirkung Acht gab, welche Abrahams Worte gemacht.

— Seien Sie so gut und lassen Sie uns die Lection beginnen! — sagte Gabrielle kalt, nachdem sie Abraham betrachtet. — Wir haben schon zu viel Zeit verplaudert. — Sie sezte sich.

Abraham sah, daß sie böse war. Er bereute sofort die übereilten Worte und näherte sich ihr, indem er sagte:

— Verzeihen Sie mir; was ich sagte, war übereilt, und sollte nur ein Scherz sein. Gabrielle wissen doch . . . .

— . . . . Daß wir mit der Erklärung des Tasso anfangen, — unterbrach ihn das junge Mädchen kurz.

Jetzt war es Abraham ganz unmöglich zu gehorchen. Er faßte Grabriellens Hand, der sie ihn mit Widerstreben sich bemächtigen ließ, und bat:

— Seien Sie nicht böse! Ich flehe Sie darum. Das würde mich untröstlich machen.

Gabrielle zog ihre Hand zurück und wandte sich weg von ihm.

Abraham sprang hin zu Madame Moulin und sagte in einem Tone, welcher verrieth, wie weh es ihm that:

— Madame, veranlassen Sie Gabrielle, mir meine unbedachtsame Aeußerung zu verzeihen! Ich werde mir selbst nie vergeben, daß ich die dummen Worte ausgesprochen.

— Mon cher, Sie bedürfen nicht meiner Vermittelung, — versicherte Madame Moulin, — Gabrielle kann Ihnen unmöglich wegen eines Scherzes böse sein, den sie selbst durch ihre ewigen Sticheleien hervorgerufen, die sie sich Ihnen gegenüber angewöhnt hat. Nicht wahr, meine Tochter, Du reichst jetzt Abraham die Hand zur Versöhnung?

Gabrielle blieb unbeweglich. Sie saß da mit weggewandtem Kopfe.

— Ich kann nicht, Mama, — antwortete sie.

— Und wer verhindert Dich?

— Das Gefühl des Harms, das mich gegen Abraham erfüllt.

— Und weßhalb grämst Du Dich eigentlich?

— Ueber die Beleidigung, die in seinen Worten lag.

— Nein, mein Kind, jetzt bist Du selber irre, denn in dem, was Abraham sagte, lag nichts derartiges, sondern nur ein scharfer Scherz, der dem Deinigen von seiner Ungelehrigkeit entsprach.

— Das ist wahr, daß Abraham nicht die Fort-

schritte gemacht, welche er in einer so langen Zeit hätte machen müssen.

— Das bestreite ich, — sagte Madame Moulin — und den Beweis dafür hast Du darin, daß Abraham nicht durch Deine ungerechte Beschuldigung beleidigt wurde. Wir grämen uns in der Regel am meisten, wenn wir uns von einer Wahrheit getroffen fühlen.

— Mama, — rief Gabrielle und sprang von iherm Stuhle auf.

— Madame, ich versichere, daß ich gar keine Absicht hatte mit dem, was ich sagte. Meine Worte konnten darum keine Wahrheit enthalten, — brach Abraham aus:

— Mag sein, daß Sie nicht übereinstimmend damit dachten; aber das verhindert nicht, daß sie eine Wahrheilt enthielten, — sagte Madame Moulin mit Ernst.

— Mein Gott, Mama behauptet also wirklich, daß ich nicht weiblich bin?

Gabrielle schlang die Arme um ihre Mutter.

— Findest Du nicht selbst, mein Kind, daß bei Dir ein eigenes Streben obwaltet, das rein weibliche Gebiet zu verlassen? Deine Selbstständigkeit, Dein Geschmack, Deine Ansichten und Deine ganze Beschäftigung haben, seit Du älter geworden, immer mehr und mehr einen männlichen Charakter angenommen!

— Warum hast Du mir das nie früher gesagt? — fragte Gabrielle.

— Darum, weil wenn man einen solchen Fehler verbessern will, so muß man einen solchen Augenblick abwarten, wo derselbe gleichsam den Blick

dessen trifft, der daran leidet. Ein solcher Augenblick ist gerade dieser. Abrahams Worte haben Dich getroffen und Dir gleichsam vor Augen gehalten, was Du früher nicht hast sehen wollen.

Madame Moulin streichelte die Wange der Tochter, über welche ein Thränenfluß stürzte.

Abraham befand sich in ebenso großer Aufregung. Ganz außer sich vor Verzweiflung, Gabrielle weinen zu sehen, rief er:

— Niemals werde ich es mir verzeihen, daß ich die Ursache gewesen, daß Gabrielle Thränen vergoß!

Bei diesen Worten wandte Gabrielle ihr verweintes Gesicht mit einem freundlichen Lächeln gegen ihn, reichte ihm die Hand und sagte!

— Abraham, seien Sie nicht verdrießlich. Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, denn durch Sie habe ich meinen größten Fehler kennen gelernt.

Sie legte die Arme um den Hals ihrer Mutter und fügte hinzu:

— Ich weiß, daß es mir unmöglich ist, so zu werden, wie Du bist, meine Mutter; aber ich will trotzdem, daß ich Deiner nie unwürdig werde. Das wird aber Deine Tochter, falls sie ihre Eigenschaft als Weib verläugnet. Wie oft hast Du nicht gesagt: „Nur der Unkundige und Unaufgeklärte strebt gegen den Zweck der Vorsehung, der Gebildete sucht ihn zu erfüllen.“ Und deßhalb Lebwohl alles Männliche, alles Emancipirte.

Sie drückte einen Kuß auf die Lippen der Mutter, stand rasch auf und war im nächsten Augenblick mit Abraham am Lectionstisch.

Edith hatte die ganze Zeit schweigend dagesessen;

als Abraham anfing, den Tasso zu lesen, lehnte sie den Kopf an die Kniee der Mutter und sagte, indem sie nach einer ihrer Hände suchte:

— Wenn Du sprichst, ist es, als wenn die Worte sich in mein Herz eingrüben, und ich kann nachher nicht vergessen, was Du gesagt hast.

Madame Moulin streichelte sie und richtete einen Blick voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Mitleid auf sie.

Die Lection ging diesen Abend nicht gut.

Abraham war zerstreut und unaufmerksam. Schließlich wurde Gabrielle ein wenig ungeduldig und erklärte, es sei am besten, an dem Tage nichts mehr zu lesen. Dagegen aber die nächste Stunde zu verdoppeln.

Der junge Mann war damit sehr zufrieden, und man verließ das Buch, um zu musiciren. Aber auch das ging nicht, wie es pflegte.

Die Violine Abrahams hatte nicht den klaren Ton, der sie sonst auszeichnete und Gabrielles Accompagnement auf dem Piano wurde so schlecht gespielt, daß man die Musikübung auf den folgenden Abend verschieben mußte.

Nachdem er eine Weile mit Madame Moulin geplaudert, mit Edith gespielt und hie und da einen prüfenden Blick auf Gabrielle geworfen, welche schweigend da saß und arbeitete, nahm er Abschied.

Die kleine Scene, welche seine Worte veranlaßt, hatte augenscheinlich nicht allein ihn, sondern auch die sonst so heitere und muthwillige Gabrielle verstimmt.

Als Gabrielle sich am folgenden Morgen zu Isralieris begab, wartete Abraham auf sie vor dem Thor.

Als das junge Mädchen ihn zu sehen bekam, machte sie eine mißvergnügte Miene und sagte:

— Wie, mon cher, ich habe Ihnen ja einmal erklärt, daß es mir mißfällt, wenn Sie auf mich warten und mich begleiten. Dessenungeachtet finde ich Sie hier.

— Gabrielle, ich habe deshalb gegen Ihr Verbot gefehlt, weil ich mich überzeugen wollte, daß Sie mir nicht böse sind. Die ganze Nacht hat der Gedanke mich geplagt, daß Sie Grund hätten, mir zu zürnen.

— Ach, mein Gott, ich sagte Ihnen ja, daß Sie mir einen Dienst erwiesen, als Sie mir so unerschrocken die Wahrheit ins Gesicht warfen. Wollen Sie vielleicht, daß ich Ihnen heute dafür danken soll?

Gabrielle sah ihn mit einem schalkhaften Ausdruck an.

— Sie sind bitter, Gabrielle, und doch mußten Sie sehen können, daß ich tief betrübt bin.

— Sie? Nun, dann müssen Sie erlauben, daß ich Sie näher betrachte.

Gabrielle sah ihn mit einer spöttischen Miene an.

— Sie halten mich zum Besten, während ich leide.

— Leiden Sie, ist Ihnen denn irgend ein Unglück passirt?

— Ist das nicht ein Unglück zu nennen, daß ich durch meine unüberlegte Rede vielleicht Ihr Wohlwollen verloren?

— Siehe, da sind wir nun wieder! Glauben Sie denn, daß meine Freundschaft ein solcher Wet-

terhahn ist, daß sie auf bloßer Laune beruht? Wahrlich, sind Sie denn nicht so kindisch, daß Sie selbst einen Engel verdrießlich machen könnten, um so mehr mich, die nach Ihrer Meinung weder Engel noch Weib ist. Wenn Sie wollen, daß ich recht böse werde, dann fahren Sie fort, von Ihrer Trauer, Ihrer Reue und Ihrer Unruhe 2c. zu sprechen.

— Sie sind nicht im Geringsten über mich verdrießlich?

— Nein! Und nun Lebewohl! Ich erwarte Sie heute Abend, — sagte Gabrielle und nickte ihm zu.

Abraham betrachtete sie, worauf auch er Adieu sagte.

Während einiger Wochen war Gabrielle die Milde und Herzlichkeit selbst. Sie schraubte nicht Abraham und stichelte auch nicht, sondern behandelte ihn wie die allerartigste Schwester ihren Bruder behandelt haben würde.

Abrahams und ihr heiterer Scherz wirkte auf Madame Moulin und das blinde Mädchen so belebend, wie die Strahlen der Frühlingssonne auf die Erde.

Friede, Glück und Eintracht schienen wirklich jetzt bei der kleinen Familie einzukehren, deren Mitglieder mit fröhlichem und dankbarem Herzen für ihren Unterhalt arbeiteten.

Aber nach Verlauf einiger Monate veränderte Gabrielle ganz plötzlich ihr Benehmen gegen Abraham. Sie wurde veränderlich und launisch und that Alles, was sie konnte, um ihn zu plagen.

Madame Moulin hatte nie die Tochter sich so gegen Jemanden benehmen gesehen. Dies veranlaßte

sie, Gabrielle das Ungerechte in ihrem Benehmen gegen eine Person vorzustellen, welche sich unter allen Verhältnissen als ein wirklicher Freund bewiesen.

Bei jeder solchen Vorstellung weinte Gabrielle; wenn aber Abraham erschien, war ihr Benehmen dasselbe.

War Abraham fröhlich, so wurde Gabrielle mürrisch. War er traurig, so lachte und scherzte sie. Wünschte er zu musiciren, so hatte sie keine Lust. Las er vor, so wollte sie musiciren. Mit einem Wort, sie hatte immer Wünsche, welche denen entgegengesetzt waren, die er aussprach.

Madame Moulin sah, daß Abraham anfangs wirklich durch die Art und Weise, auf welche Gabrielle ihn behandelte, litt. Er that Alles, um sie dazu zu bewegen, ihr Benehmen zu ändern; als aber mehrere Wochen verflossen, ohne daß seine Bemühungen mit Erfolg belohnt wurden, so schien er mit einem Male davon abzustehen.

Auch er wurde sich ihr gegenüber ungleich.

Er, welcher früher in ihren Augen zu lesen gesucht hatte, was sie wünschte, beschäftigte sich, wenn er nach der Lection blieb, gar nicht mit Gabrielle.

Er nahm regelmäßig seine Stunden, spielte jeden Abend einige Duette mit ihr, aber ohne daß andere, als die unumgänglichsten Worte zwischen ihnen gewechselt wurden.

Dagegen unterhielt sich Abraham mit Madame Moulin. Oft saß Gabrielle über ihre Arbeit gebeugt und horchte anf ihre Unterredungen, denn sie zeichneten sich beide durch ungewöhnliche Geistesgaben aus.

Als der Herbst den Sommer in die Flucht gejagt hatte, sah es in der That aus, als sei Abra=

hams Interesse und Freundschaft für Gabrielle auch von dannen geflohen.

Welchen Eindruck Abrahams Kälte auf Gabrielle machte, war schwer zu sagen, denn sie zeigte eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Alles, was sich auf ihn bezog.

Sie konnte nicht mehr ihr launisches Wesen entwickeln, ihm nicht widersprechen und ihn nicht plagen, denn er hatte sich außer Schußweite ihrer Anfälle gestellt.

An einem ungewöhnlich schönen Herbsttag hatte Marquis de Maillé Madame Moulin und Edith geholt, um sie zu einem ausgezeichneten Augenarzt zu führen, welcher die Augen der letzteren untersuchen sollte.

Gabrielle war wie gewöhnlich bei Isralieris.

Als Gabrielle ihre Wohnung verließ, hatte sie sich etwas unwohl gefühlt und an Kopfweh gelitten, aber der Mutter kein Wort davon gesagt, weil sie glaubte, daß es im Laufe des Tages besser werden würde.

Nachdem sie eine halbe Stunde mit ihren Schülern gelesen, mußte sie es jedoch aufgeben und nach Hause zurückkehren.

Die Mutter und Edith waren noch nicht wieder zurückgekehrt, und Gabrielle legte sich mit den heftigsten Kopfschmerzen aufs Sopha.

Nach einiger Zeit läutete es an der Thürglocke. Mit vieler Anstrengung stand Gabrielle auf, um zu öffnen.

In demselben Augenblick, in welchem die Thüre

aufging, summte es in den Ohren des jungen Mädchens und Alles um sie herum hüllte sich in Dunkel ein. Sie ergriff hastig einen der Thürpfosten, um nicht zu fallen.

— Gabrielle, was ist Ihnen passirt, wie steht es? — fragte eine besorgte Stimme, und Jemand umfaßte sie und hielt sie aufrecht.

Gabrielle vermochte nicht zu antworten. Sie fühlte, daß man sie hineintrug und aufs Sopha legte, aber sie hatte nicht Kraft, auch nur einen Finger zu bewegen.

— Ins Himmels Namen, meine theure Gabrielle, sprechen Sie! — bat Abraham und benetzte ihre Schläfe mit Wasser.

Die Ohnmacht dauerte nur einige Secunden, und sie öffnete wieder die Augen.

Ueber sie gebeugt stand Abraham bleich wie der Tod.

Nachdem Gabrielle einige Tropfen Wasser getrunken, fühlte sie sich besser.

Abraham bestürmte sie voll Unruhe mit tausend Fragen und wollte durchaus zu einem Arzt eilen.

Gabrielle erklärte, daß sie längere Zeit an Kopfweh gelitten, und daß es ihr schon wieder wohl werden würde ohne Arzt, wenn sie sich nur ein Paar Tage zu Hause hielte.

Abraham wurde indessen durch diese Versicherung nicht beruhigt, sondern sagte:

— Sie sind krank und ich werde Ihre Mutter aufsuchen.

— Sie wird gleich heimkommen, — fiel Gabrielle ein, — und ich bitte Sie, Abraham, mich nicht

durch Ihre kindische Unruhe verdrießlich zu machen. Ich bin seit langer Zeit hinlänglich traurig gewesen, um noch eine Vermehrung meines Kummers nöthig zu haben.

— Und worüber trauerte Gabrielle?

— Das kann ich nicht sagen.

Gabrielle lehnte ihren Kopf gegen das Polster. Etwas gleich Thränen glänzte in ihren Augen.

Abraham saß einen Augenblick schweigend; dann hob er wieder an:

— Sie haben also kein Vertrauen mehr zu mir. Ist es denn wirklich wahr, daß Gabrielle nicht ein Bischen Wohlwollen mehr übrig hat für den ehemaligen Freund?

— Wer hat das gesagt?

— Ihr Betragen seit den letzten Monaten. Wie viele Leiden hat es mir nicht gekostet, zu wissen, daß es mit Ihrer Freundschaft aus sei.

Gabrielle antwortete nicht, sondern verbarg ihr Antlitz in den Polstern und weinte.

— Gabrielle, warum weinen Sie? O, sprechen Sie, ich flehe darum! Die Angst, in welche Ihre Thränen mich versetzen, ist entsetzlich. Befinden Sie sich vielleicht schlechter?

— Nein, flüsterte Gabrielle.

— Warum weinen Sie? Habe ich Sie betrübt? Wenn dem so ist, so weiß Gott, daß es nicht meine Absicht war. Sie ahnen nicht, wie lieb ich Sie über alles Andere auf der Erde habe.

— Ueber alles Andere, sagten Sie?

— Gabrielle erhob ihren Kopf vom Kissen und sah ihn an. — Es gab eine Zeit, wo ich es glaubte,

und da war Alles so hell und fröhlich um mich her; aber jetzt weiß ich, daß dem nicht so ist.

Gabrielle fing wieder an zu weinen.

— Wissen Sie, Gabrielle, daß es nicht so ist? Wen liebe ich wohl höher und inniger als Sie? — Niemanden. Sollte es auch nur möglich sein, Jemanden höher in seinem Herzen zu stellen, als Sie? Nein! Sie kennen nicht Ihre eigene Macht, wenn Sie so sprechen.

— Abraham muß wohl seine künftige Braut, Hagar Isralieri, höher lieben als mich? — Dies ist ja natürlich. Es ist auch nicht das, was mich verdrossen hat, sondern daß Sie kein Vertrauen zu mir gehabt. Einmal, es ist jetzt über ein Jahr her, sagte Abraham: „Gabrielle, Sie sind meine beste, meine liebste Freundin, und vor Ihnen kann ich nie ein Geheimniß haben.“ Sie sprachen nicht die Wahrheit, als Sie mir eine solche Versicherung gaben, denn Sie haben Ihre Liebe zu Hagar verschwiegen. Ihre Freundschaft war also nur ein leeres Wort.

— Ist Gabrielle zu Ende? — fragte Abraham.

— Ja, und jetzt wissen Sie, warum ich mir nicht mehr gleich gegen Sie sein kann, Sie, welche aufgehört haben, mein Bruder, mein Freund zu sein.

— Sie haben Recht, Gabrielle, meine Freundschaft war ein leeres Wort, weil ich Sie liebe mit warmer und heiliger Liebe.

. . . .

Welche Versicherungen, Gefühlsaustauschungen, Thränen und Lächeln auf diese Worte folgten, das weiß ein Jeder, welcher selbst geliebt und wieder geliebt wurde.

Als Madame Moulin wieder nach Hause kam, waren alle Mißverständnisse aufgeklärt. Abraham wußte dann, daß Gabrielle ihn sehr, sehr lieb hatte; ferner daß Hagar Isralieri Gabrielle anvertraut, sie gefalle Abraham.

Obgleich das Innere des jungen Mädchens durch diesen Vertrauensaustausch von lauter Sonnenschein erhellt wurde, so konnte das doch nicht verhindern, daß sie an einer heftigen Erkältung krank wurde, so daß sie ein Paar Wochen das Bett hüten mußte.

Die Unruhe, welche Abraham während dieser Zeit ausstand, klärte ihn vollständig darüber auf, wie theuer ihm Gabrielle für sein Leben und sein Glück sei.

Die Ernte war weit vorgeschritten, als Elias Levitain von seiner langen Reise nach dem Süden zurückkehrte.

Ein Paar Tage nach der Heimkehr seines Vaters besuchte Abraham Madame Moulin und fand sie allein zu Hause.

— Ist Gabrielle krank? — fragte Abraham.

— Nein; aber ich habe sie entfernt, um mit Ihnen zu sprechen, — sagte Madame Moulin. — Lieben Sie meine Tochter?

— Ja, Madame, von meiner ganzen Seele.

— Gabrielle hat es mir anvertraut; aber, Abraham, haben Sie bedacht, daß sie eine Christin ist und Sie ein Jude sind?

— Würden Sie, Madame, die Sie so aufgeklärt und vorurtheilsfrei sind, sich darum kümmern?

— Nicht ich, aber wohl Ihr Vater.

— Selbst der christlichen Lehre warm ergeben, so habe ich doch, unter der Revolution erzogen, gelernt, daß die Menschen auch in religiöser Beziehung sich durch die Aufklärung emancipirt haben und daß Gottes Bild in jedem freien Gewissen im eigenen Lichte der Freiheit strahlt. Die Wahrheit und Gerechtigkeit strömen herab von Gott über die ganze Erde, und kümmern sich nicht um die Art und Weise, auf welche wir den Höchsten verehren. Ich achte Jedermanns Ueberzeugung und schätze das Verdienst, wo es sich findet. So ist es nicht mit Ihrem Vater. Dieselbe Revolution, welche mich human in der Beurtheilung religiöser Ungleichheiten machte, hat ihn intolerant gemacht. Er wird nie seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit einem christlichen Mädchen geben.

Madame Moulin schwieg.

Es gibt Worte, welche die Wirkung haben, daß sie uns augenblicklich von den lieblichsten Hoffnungen hinabstürzen in die bitterste Wirklichkeit.

Abraham hatte die zwei Jahre, wo er Gabrielle gekannt und geliebt, sich mit der gewöhnlichen Gedankenlosigkeit der Jugend seinen Gefühlen hingegeben, ohne über die Zukunft zu reflectiren.

Madame Moulins milde und ernste Worte hatten ihn mit einemmale aus seinen schönen und verführerischen Träumen geweckt. Die Wirkung derselben war auch betäubend. Lange saß er unbeweglich.

Die ganze Wahrheit dessen, was sie gesagt, trat vor seine Seele.

Er sah jetzt ein, daß der Vater die Verbindung des Sohnes mit einem christlichen Mädchen als eine Sünde gegen den Gott und den Glauben seiner Väter betrachten würde.

Schließlich sagte er, nachdem er lange schweigend dagesessen:

— Madame, Sie haben meinen Vater ganz richtig beurtheilt. Es wird ihm schwer fallen, meine Liebe zu Gabrielle zu billigen.

In diesem Falle, Abraham, haben Sie, und vielleicht auch ich, mir Vieles vorzuwerfen, — ich, weil ich unbedachtsam Ihnen erlaubt habe täglich mit Gabrielle umzugehen und mit ihr in Berührung zu kommen; aber ich glaubte nicht, daß mein häßliches und gebrechliches Mädchen Liebe erwecken könnte. Sie Ihrerseits haben Unrecht gehabt, die Sprache der Liebe zu derjenigen zu reden, mit der sich zu verbinden, Sie wußten, daß Ihr Vater es Ihnen nie erlauben würde. Was wird jetzt Gabrielles Schicksal werden? An Sie ist ihr Herz und sind alle ihre schönsten Hoffnungen geknüpft, und — jetzt erhebt sich zwischen ihr und Ihnen eine unübersteigliche Scheidewand. Sie sehen wohl ein, daß Sie und Gabrielle sich trennen müssen.

— Unmöglich, Madame, verlangen Sie mein Leben, mein Herzblut! aber verlangen Sie nicht, daß ich aufhören soll, Gabrielle zu sehen. Sie können nicht so grausam sein.

— Ich muß. — Die Liebe ohne Zukunft darf

nicht fortleben. — Der einzige Weg sie zu tödten, ist die Trennung.

— Und Sie glauben, daß irgend eine Trennung mich Gabrielle vergessen machen könnte?

Das wird wenigstens leichter gehen, als wenn Sie sich täglich sehen. Ich weiß aus Erfahrung, daß wenn die Hoffnung nicht mehr unserem Gefühle schmeichelt, so erbleicht dieses und verwandelt sich in eine große Erinnerung. Uebrigens, Abraham, ist es mein Wille: daß Sie mit Ihren Besuchen aufhören.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich werde zu meinem Vater gehen und ihm sagen, wie ich Gabrielle liebe, daß mein Leben, mein Glück und mein ganzes künftiges Wohl darauf beruhen, sie meine Gattin nennen zu dürfen. Ich werde mein Glück von ihm erbetteln und er wird mir dasselbe nicht verweigern können. Geben Sie mir nur einige Tage! Es ist mehr als das Leben, um das ich Sie bitte; es ist meine ganze Zukunft.

— Und wenn Ihr Vater nicht auf Ihre Bitten hört?

— Dann, Madame, werde ich fortgehen, ohne sie wiederzusehen, wenn Sie es so verlangen. Geben Sie mir nur eine Woche, eine einzige Woche!

Es lagen in Abrahams Blick soviel Schmerz und verzweifelte Angst, daß Madame Moulin davon gerührt wurde. Sie beugte sich, so daß ihre Lippen seine Stirne berührten.

Mögen Sie es denn thun, mein Sohn. — Ich werde nicht diejenige sein, welche auf irgend eine

Weise Ihrem Glücke entgegenarbeitet. Gebe Gott, daß ich es befördern könnte!

Abraham küßte gerührt ihre Hände.

Etwas später wanderte er fort von Rue de l'École de Médécine nach Rue . . .

Fröhlich und glücklich wie die gedankenlose Hoffnung hatte er seine Wohnung verlassen, düster und traurig wie die bleiche Wirklichkeit kehrte er dahin zurück.

Am Morgen darauf wurde wie gewöhnlich das Gebet im Familienzimmer der Eltern verrichtet.

Abraham hatte beschlossen, nach der Andachtsübung eine Unterredung mit seinem Vater zu verlangen und ihm Alles zu sagen.

Während Elias mit seiner klaren, tiefen und ernsten Stimme die gewöhnlichen Gebete las, betrachtete ihn der Sohn und Abrahams Herz zitterte, als sein Blick auf des Vaters Antlitz ruhte, wo eine wirkliche, vom Herzen gehende Andacht sich wiederspiegelte.

Als Elias die folgenden Worte las:

„Du, welcher in Deinem Himmel ewigen Frieden herrschen lassest, mögest Du auch uns und ganz Israel Deinen Frieden schenken!“ dann neigte Abraham tief seinen Kopf, als wenn er durch das Bewußtsein gedemüthigt wäre, daß er, wenn das Gebet zu Ende sei, den Frieden stören würde, welcher jetzt in seiner Familie herrschte.

Als Alle nach der Gebetsstunde das Zimmer

verlassen, sprach Abraham den Wunsch aus, allein mit dem Vater reden zu dürfen.

— Ich habe auch Etwas, was ich Dir sagen möchte, — sagte Elias — und da es von ernster Natur ist, so wollen wir hier bleiben.

Er setzte sich auf die Ottomane, deutete auf eins der Fauteuils und gab Abraham ein Zeichen, Platz zu nehmen.

— Du, mein Sohn, kannst zuerst reden, — hob Elias wieder an. — Ich will hören, was Du mitzutheilen hast, bevor ich Dir meine Pläne in Beziehung auf Deine Zukunft mittheile. Vielleicht begegnen sich unsere Wünsche.

— Gebe Gott, daß es so wäre, aber leider fürchte ich, daß dies nicht geschehen wird! — antwortete Abraham. — Vater, ich bin gekommen, um Deine Einwilligung zur Verbindung mit einem Mädchen zu erbitten, das ich von meiner ganzen Seele liebe.

— Gut, dann stimmen ja unsere Wünsche überein; ich beabsichtige Dir eine Braut vorzuschlagen. Nun mein Sohn, wer ist es, die Du liebst?

— Sie ist eine Christin.

Abraham sprach diese Worte mit ruhiger und fester Stimme aus.

Elias erhob sich vom Sopha und stand augenblicklich aufrecht. Er betrachtete den Sohn mit einem Blick, als wenn es ihm schwer fiele, zu begreifen, daß Abraham diese drei Worte ausgesprochen.

Es lag im Ausdruck seines Gesichts mehr Schmerz als Zorn. Man sah es, daß der Sohn den empfind-

lichsten und verwundbarsten Punct seiner Seele getroffen.

— Bin ich es wirklich, der dies von seinem eigenen Kinde hört! — bemerkte er schließlich. — Ist es Abraham Levitain, welcher die Einwilligung seines Vaters zu einer Heirath mit einem christlichen Mädchen verlangt? O, Du Gott meiner Väter, lasse mich in die Erde versinken vor Scham, daß ich genöthigt war, den Tag zu erleben, an welchem so Etwas sich zutragen konnte.

Der starke, der stolze, der strenge Elias, welcher mit düsterer Ruhe und Kälte den Sorgen des Lebens begegnet war, legte sein Gesicht in die Hände. — Er weinte.

Abraham war darauf vorbereitet gewesen, daß der Vater seinem Verlangen mit Zorn begegnen würde; aber er hatte nicht einen Ausbruch zermalmenden Schmerzes erwartet.

Bei diesem Anblick stürzte er denn auch zu des Vaters Füßen, umfaßte angstvoll seine Hände und rief:

— O, mein theurer, mein geliebter Vater, nicht so! — Jage mich von Dir, überschütte mich mit Deinem Zorn; aber vernichte mich nicht durch Deinen Schmerz!

Elias erhob sein Antlitz und seine Hände und betrachtete den Sohn. Es lag etwas unendlich Trauriges in seinem Blick.

— Kind, Du hast mein Herz zerschmettert! — Was Du mir jetzt gesagt hast, hat allen den Leiden, welche ich erlebt, die Krone aufgesetzt.

Elias legte die eine Hand auf Abrahams Haupt,

während er die andere nach Oben richtete und gerührt hinzufügte:

— Möge Abrahams Gott zwischen uns richten! Der Herr ist voll Barmherzigkeit gegen Alles, was er geschaffen hat. Ich will dessen gedenken und und nicht richten mit Strenge. Der Gott Israels allein weiß, welche harte Prüfung jetzt auf meine Schultern gelegt ist.

Er zog seine Hand weg von dem Scheitel seines Sohnes und fügte mit vollkommen ruhiger Stimme hinzu:

— Jetzt wünsche ich den Namen des Frauenzimmers zu wissen, welches Dich Deine Eltern und Alles was Du gelernt hast als heilig zu betrachten, vergessen gemacht hat.

— Ich habe nichts von alle dem vergessen, — fiel Abraham ein und stand auf. — Das Gesetz Gottes verbietet nicht einem Juden, eine Christin zu lieben. Der Talmud erklärt ausdrücklich, daß die neueren Nationen eigentlich nicht als Götzenanbeter, oder Heiden betrachtet werden können und . . .

— Stille, — ich stehe nicht hier, um Deine Argumente zu hören, sondern um den Namen zu erfahren, den ich kennen lernen wollte, — sagte Elias streng.

— Wenn Dein Zorn sie treffen wird, dann lasse ihn lieber mich treffen, o mein Vater, — rief Abraham.

— Wann sahst Du je, daß mein Zorn einen Unschuldigen traf? Uebrigens sind es nicht solche unglückliche Ereignisse, wie das, welches mich jetzt trifft, die Zorn erwecken. Nein, sie sind die Mutter der bittersten Schmerzen des Lebens. Darum, den Namen derjenigen, die Du liebst!

— Gabrielle Moulin!

— Moulin! — hob Elias wieder an und machte eine Bewegung der Ueberraschung. — Was sind ihre Eltern?

— Ihre Mutter ist Wittwe und wohnt in Rue de l'École de Médécine Nr. ... — Ihr Vater ist durch ein unglückliches Ereigniß in der Schweiz umgekommen.

— Dieselbe Wittwe also, die ich zwei Jahre vergebens gesucht! — murmelte Elias bei sich und ging ein Paar Mal im Zimmer herum.

Die Blicke Abrahams folgten ihm.

Nach Verlauf einiger Augenblicke bemerkte Elias:

— Morgen werden wir das Thema wieder aufnehmen, es ist mir ein Bedürfniß, allein zu sein.

Er reichte Abraham die Hand und fügte hinzu:

— Schon als ich ein Jüngling war, raubte mir das Schicksal Alles, was ich auf dieser Erde Liebes und Theures besaß, und da wurde Israels Gott, Israels Glaube und Israels Volk das, was ich am höchsten liebte. Als der Herr mir Kinder schenkte, dankte ich dem großen Geber, weil ich hoffte, sie als würdige Brüder für Israels Volk zu erziehen, als Brüder, welche es eben so warm, eben so innig lieben würden, wie ich. Aber ich verrechnete mich. Der Rest meines freudenarmen Lebens sollte durch das Bewußtsein verbittert werden, daß mein Sohn ein schlechter Israelit ist. Gehe, ich muß mein Inneres genau prüfen. Morgen sollst Du erfahren, was ich beschlossen habe.

Abraham verließ seinen Vater mit schwerem Herzen.

Madame Moulin war am folgenden Tage gerade von ihrer Lection bei de Maillé zurückgekehrt, als es an der Thürglocke läutete.

Edith war, den Arm um der Mutter Hals geschlungen, im Begriff darüber zu sprechen, wie sie sich Gott denke, als der Klang der Glocke sie unterbrach.

Gabrielle war wie gewöhnlich abwesend, und Madame Moulin ging selbst hinaus, um zu öffnen.

Vor ihr stand ein älterer, hochgewachsener Herr, mit graulichem Haar und schönen, scharf markirten Gesichtszügen.

— Wohnt Madame Moulin hier? fragte er.

— Ja, Monsieur, — antwortete diese und betrachtete den Fremden mit einem Blick, als wenn sie befürchtete, in ihm Jemanden wiederzuerkennen, den sie nicht zu treffen wünschte.

— Da ist es wahrscheinlich Madame Moulin selbst, welche ich zu sprechen die Ehre habe, — hob der Fremde wieder an und trat über die Schwelle in die Wohnung der Wittwe.

Madame bejahte die Frage mit einem Ton, der etwas unsicher war.

Mein Name ist Elias Levitain, — sagte der Fremde und ließ seine Augen auf dem älteren Frauenzimmer ruhen, das beim Klange dieses Namens nicht ganz eine heftige Gemüthsbewegung beherrschen konnte.

Sie machte trotzdem gegen ihren Gast eine einladende Bewegung mit der Hand, einzutreten und Platz zu nehmen. Zu sprechen vermochte sie nicht.

Als Elias in das große Zimmer eintrat, richtete er seine Augen auf Edith.

— Ist das Ihre Tochter, Madame? — fragte er.

— Ja, sie ist die jüngste meiner zwei Töchter, — antwortete Madame Moulin, der es gelungen war, ihrer Bewegung vollkommen Herr zu werden.

— Ein hübsches Kind!

Elias wandte sich vom Kinde an Madame Moulin und sagte:

— Ich möchte Sie ersuchen, mir die Güte zu erweisen, Ihre kleine Tochter zu entfernen, weil ich mir eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen erbitten muß.

Ohne den Befehl der Mutter abzuwarten, ging Edith mit leichten, jedoch unsicheren Schritten aus dem Zimmer.

Madame Moulin und Elias Levitain waren allein.

Die Erstere war bleicher, als gewöhnlich. An dem unruhigen Auf- und Abwogen ihres Busens merkte man, daß sie alles, nur nicht ruhig war.

Elias wiederum sah aus, als wenn seine Züge in Stein gehauen wären, welche unmöglich ihren Ausdruck verändern könnten.

Seine Augen waren gleichsam festgenagelt an Madame Moulins von Sorgen und Leiden gefurchtes Gesicht, dessen milder und seelenvoller Ausdruck in Verbindung mit ihren schneeweißen Haaren ihm gegen seinen Willen imponirten.

Mit innerer Angst harrte Madame Moulin dessen, was er sagen würde.

Nach einer kurzen Pause bemerkte Elias:

— Madame, ich komme, um Sie um eine Auf-

klärung zu bitten. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, daß ich, ein Fremder, es wage, Ihnen dadurch lästig zu werden.

Madame Moulin lächelte wehmüthig, als wenn sie hätte sagen wollen:

— Sie sind mir kein Fremder, und zu gut ahne ich, welche Aufklärung Sie von mir wünschen.

Elias fuhr fort:

— Vor etwas über zwei Jahren las man in den meisten französischen Zeitungen einen Bericht über einen Mann, Namens Moulin, welcher, während er einen Schweden auf dessen Reise durch die Schweiz begleitete, ein unglückliches Ende nahm. — War dieser Mann Ihr Gatte, Madame? -

— Ja, Monsieur, — antwortete Madame Moulin bewegt.

— Da kann ich mir wirklich zu dem Zufall Glück wünschen, welcher es so gefügt hat, daß ich Sie gefunden. Seit zwei Jahren habe ich für mich und für den schwedischen Edelmann Sie überall außer in Paris gesucht.

— Und aus welcher Veranlassung? — fragte Madame Moulin.

— Aus der Veranlassung, daß ich über ein paar Personen Auskunft zu erhalten wünsche, die Ihr Mann in dem Augenblick nannte, als er in den Abgrund stürzte. Sie wissen wahrscheinlich, ohne daß ich sie zu wiederholen brauche, welche diese Namen waren.

— Nein, Monsieur, ich bin vollkommen in Unkenntniß darüber. Der Schlag, welchen mir der Tod meines Gatten versetzte, traf mich zu einer Zeit, wo

ich hier ganz ohne Bekannte war. Diese meine verlassene Lage hatte einen Vortheil, den nämlich, daß mir der Schmerz erspart wurde, die Schilderungen des Unglücks anzuhören, welches mir das Liebste raubte, was ich im Leben besaß.

Es lag etwas in dem Tonfall der Stimme der Madame Moulin, das dem Ohre schmeichelte. Auch schien Elias mit besonderer Aufmerksamkeit demselben zu lauschen.

— In diesem Falle, Madame, muß ich grausam genug sein, die letzten Worte Ihres Mannes zu wiederholen. Er rief dem schwedischen Edelmann zu: „Sie sind Schuld an meinem Tod; durch Sie werden jetzt Jerome Bassals Gattin und Kinder ins Elend gebracht. Bitte Ihren Vater, Sophie d'Escare beizustehen. Sie befindet sich ...."

Der Satz wurde nicht beendigt; der Abgrund verschlang den Schluß und Ihren Mann.

Madame Moulin war heftig aufgeregt. Elias fuhr fort:

Seit 1794 habe ich unermüdlich und unaufhörlich nach Jerome Bassal und Sophie d'Escare gesucht, aber sie nicht gefunden. Nun Madame, bin ich hier, um von Ihnen zu erfahren, wo Jerome Bassals Gattin und Kinder sich aufhalten, oder wenigstens, wann und in welcher Verbindung Ihr Mann mit ihnen stand. Personen, welche ihm so sehr auf dem Herzen lagen, daß er in seinem letzten Augenblick an sie dachte, können Ihnen unmöglich fremd sein.

— Und doch, Monsieur, kann ich Ihnen keine Aufklärungen geben, — antwortete Madame Moulin mit fester Stimme. — Wenn diese Namen mir einst

bekannt waren, so sind so viele Decennien verflossen, seit ich sie nennen hörte, daß ich Ihnen nichts über ihr späteres Schicksal zu sagen vermag.

— Wann hörten Sie sie zuletzt nennen? — fragte Elias, und fixirte Madame Moulin.

— In demselben Jahre, in welchem Sie sie zu suchen angefangen.

— In welchem Verhältniß stand ihr Mann damals zu Bassal?

— Dies ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Nur mein Mann hätte das sagen können. Ich kann nur beklagen, daß ich außer Stande bin, Ihnen etwas Betreffs ihrer mittheilen zu können. Nach meiner Ueberzeugung gehören diese Namen nicht mehr lebenden Personen.

— Aber, Madame, die Worte Ihres Mannes enthielten eine Bitte um Schutz für Sophie d'Escare, eine ängstliche Unruhe, wegen Bassals Wittwe und Kinder. Sie lebten also damals.

— In diesem Falle hat mein Mann das Geheimniß ihres Aufenthaltsortes mit sich ins Grab genommen.

Trotz diesen Worten fuhr Elias noch fort, einige Fragen zu thun, erst über Sophie und Jerome und dann über Madame Moulins Geburtsjahr, sowie über die Personen, mit welchen ihr Mann in irgend einer Verbindung gewesen rc.

Ruhig und genau beantwortete sie alle Fragen.

Nach Verlauf einer Stunde entfernte Elias sich, ohne mit einem Worte von Abraham gesprochen zu haben und auch nur merken zu lassen, daß ihm etwas von dessen Neigung für Gabrielle bekannt sei.

Gerade in dem Augenblick, wo er aufstand, um zu gehen, bemerkte er:

— Sie erwähnten vorhin zweier Töchter, war das einnehmende Kind, welches ich sah, die älteste von ihnen?

— Nein, sie ist die jüngste.

— Hält sich die Aeltere nicht bei ihrer Mutter auf?

— Ja, Monsieur; aber sie gibt Lectionen bei dem Banquier Isralieri, — antwortete Madame Moulin.

Elias sagte ihr ein höfliches Lebewohl und ging.

Gabrielles Lection war zu Ende, als Madame Isralieri in das Unterrichtszimmer trat und sagte:

— Mamsell Moulin, möchten Sie so gut sein, in das kleine Cabinet auf der anderen Seite des Salons einzutreten; es ist jemand dort, der Sie zu sprechen wünscht.

Ueberrascht durch diese Aufforderung, kam Gabrielle derselben nach und befand sich bald innerhalb der Thüre des Cabinets.

An den Kamin gelehnt stand ein älterer Herr.

Beim ersten Blick auf ihn flog unwillkürlich der Gedanke durch Gabrielles Seele, daß es Abrahams Vater sei, den sie vor sich hatte, so auffallend war die Aehnlichkeit zwischen den Beiden.

Der sonst so strenge Zug in Elias' Gesicht war verschwunden. Er trat auf das junge Mädchen zu,

welches ganz verzagt auf der Schwelle stehen geblieben war.

— Mit einem für ihn ungewöhnlich milden Ton in der Stimme sagte er:

— Obgleich Sie mich heute zum Erstenmale sehen, sagt mir doch Ihr Blick, daß Sie errathen haben, wer ich bin. Habe ich Recht?

Er ergiff Gabrielles Hand und sah sie freundlich an.

— Ja, Monsieur, das haben Sie. Der Instinct, wenn nicht die Aehnlichkeit, würde mir gesagt haben, daß Sie Abrahams Vater sind.

Gabrielle blickte unerschrocken in das schöne Gesicht des stolzen Juden.

Als Elias sie zuerst erblickte, war er darüber sehr verwundert, daß sie eher häßlich als schön sei. Er war darauf vorbereitet, ein Mädchen von ganz ungewöhnlicher Schönheit anzutreffen, da Abraham immer einen großen Werth auf weibliche Schönheit gelegt.

Er, der selbst wegen seines vortheilhaften Aeußern bekannt und ein großer Günstling der Damen war, hatte sich also in ein häßliches, gebrechliches und armes Mädchen verliebt.

— Das Mädchen muß ungewöhnliche Geistesgaben besitzen, um ernstlich ein so unstetes, oberflächliches Gemüth, wie Abrahams zu fesseln, — dachte Elias!

Als Gabrielle ihre wunderbaren seelen- und geistvollen Augen auf ihn richtete, dann sah Elias ein, daß die Gewalt, welche diese besaßen, weit

größer sei als diejenige, die die physische Schönheit ausübt.

Elias begriff ganz richtig, daß er hier nicht ein gewöhnliches Mädchen vor sich habe, sondern ein Wesen, welches reicher ausgerüstet sei, als die Menge, und daß er darnach seine Handlungsweise richten müsse.

— Ja, ich bin Abrahams Vater, — sagte Elias und setzte sich aufs Sopha, indem er Gabrielle neben sich hinzog. — Mein Sohn liebt Sie. — fuhr er fort. Und Sie mein Kind, lieben ihn, ist es nicht so?

— Ja, Monsieur, seit zwei Jahren ist er meinem Herzen lieb und theuer.

— Es ist auch Ihre Liebe zu ihm, auf welche ich rechne, um sprechen zu können wie ich wünsche. — Sie lieben Abraham; aber haben Sie auch bedacht, daß er Jude und Sie Christin sind.

Gabrielle schwieg. Elias hob wieder an:

— Mein Sohn hat meine Einwilligung zu einer Verbindung zwischen Ihnen verlangt. Ich habe sie ihm nicht verweigert und nicht zugesagt. Ich habe mich zerknirscht gefühlt bei dem Gedanken, daß er in einem solchen Grade die Achtung vor dem Glauben seiner Väter vergessen, daß er ein christliches Mädchen heirathen will.

Mit Trauer werde ich in mein Grab hinabsteigen, falls diese Ehe vollzogen wird. Ich will Sie nicht bitten, von meinem Sohne zu lassen; nein, es ist nicht ein Opfer für mich, das ich wünsche, sondern ein Opfer für eine heilige und ernste Ueberzeugung, die jeder edle Mensch ehren muß. Ich werde Sie ebenso wenig bitten, Ihrer Liebe zu entsagen, als

meinem Sohne verbieten Sie zu heirathen; sondern ich werde Sie selbst über sein und Ihr Schicksal entscheiden lassen.

Elias hielt inne.

Gabrielle hatte ihren Kopf erhoben, nicht trotzig, aber mit einer Bewegung, als wenn sie hätte sagen wollen:

— Ich bin bereit, fahret fort.

Sie zog ihre Hand leise aus der des Elias und führte sie an die Stirne, um die Bleichheit des Schmerzes zu verjagen, welche seine Worte hervorgerufen.

Bei dieser Bewegung fielen Elias Augen auf einen Ring, welchen Gabrielle an dem linken kleinen Finger trug. Elias ergriff ihre Hand und unterbrach sie plötzlich:

— Wer hat Ihnen diesen Ring gegeben?

— Ein Mann, welcher mit seiner Frau und seinem kranken Sohn eine Nacht in dem Hause meiner Eltern zubrachte, als wir in der Gegend von Genf wohnten.

— Und wissen Sie, wer dieser Mann war?

— Nein, Monsieur, ich habe seinen Namen vergessen.

— Dieser Mann war ich, — sagte Elias — und der kranke Knabe Abraham. Sie sind also dasselbe Mädchen, welches mir damals so freundlich Nachtquartier verschaffte. — Wunderbares Spiel des Schicksals. Ihnen, einem kleinen Kinde, hatte ich es damals zu verdanken, daß mein Sohn Ruhe und Linderung für seine Schmerzen fand. Zu Ihnen, dem jungen Mädchen, komme ich jetzt, um ihn zu retten vor einer Zukunft unendlicher Leiden.

Elias drückte die kleine Hand und hob nach einer kurzen Pause wieder an:

— So lange ich zurückdenken kann, habe ich es als ein großes, entsetzliches Unglück angesehen, daß zwei Menschen von ungleicher Religion ihr Schicksal vereinigen. — Ich habe so warm, so ernst, so aus ganzer Seele meinen Gott und meinen Glauben geliebt, daß es für mich stets ein Leiden war, in nähere Berührung mit denjenigen zu kommen, welche nicht meine Glaubensverwandte waren. Ich habe mich stolz darauf gefühlt, ein Jude zu sein, einem Volke anzugehören, das Gott zu dem seinigen auserkoren, und ich habe meine Geburt als Israelit heilig gehalten. In meinen Augen liegt eine schwere Sünde darin, wenn irgend Eines aus meiner Familie sich mit Jemanden verbindet, welcher nicht jüdischer Abstammung ist. Ein solches Vergessen alles dessen, was ich geschätzt und verehrt, konnte ich nie bei meinen Kindern voraussetzen. Und doch sagte mir mein Sohn gestern, daß er Sie heirathen wolle. Wenn das Herz in seinen ernstesten Gefühlen berührt wird, dann gibt es keinem Zorne Raum, weil es gekränkt worden ist, sondern es empfindet nur einen unendlichen und bitteren Schmerz. Es war der Vater meines verirrten Sohnes, dem es oblag, den Versuch zu machen dem Unglück vorzubeugen, welches alle Rechtgläubigen von Levitains Haus mit Scham und Trauer erfüllen würde. Ich entschloß mich, Sie aufzusuchen.

Es schien, als wenn Gabrielle sich fürchtete zu athmen, um nicht den Redenden zu unterbrechen. Seine Worte riefen abwechselnd die Farbe des Pur-

purs und der Lilie auf ihren Wangen hervor. Sie erbebte vor dem, was er sagte, und doch befürchtete sie, daß ein einziger Buchstabe davon ihr entfallen möchte.

— Dies von mir, von den Gefühlen des Vaters, wenn der Sohn seine Pflichten gegen Gott vergißt, — hob Elias wieder an. — Nun zu Ihnen, mein Kind. Haben Sie überlegt, wie eine Verbindung zwischen Ihnen, einer katholischen Christin und einem Juden stattfinden könne? Haben Sie eine einzige Minute den Blick auf die Zukunft gerichtet?

— Nein, ich habe nur aus meiner ganzen Seele geliebt, — antwortete Gabrielle lebhaft. — Er war, er ist mir lieb, siehe, das ist Alles, was ich für nothwendig gehalten zu wissen.

— Aber das Ziel aller Liebe ist häusliches Glück. Wie wollen Sie denn, daß diese Ehe stattfinden soll? Bei einer Heirath legt derjenige, welcher religiöse Begriffe hat, ein Gewicht darauf, daß dieselbe geheiligt und gesegnet wird durch einen Diener der Religion. Wie soll das sich machen lassen, da immer einer der Contrahenten die Ceremonie nicht anerkennt. Eines Tages werden Sie Mutter werden. Wie sollen wohl die Kinder erzogen werden in einer solchen Familie. Zu einer der beiden Religionen müssen die Kinder sich unbedingt bekennen. Sie können sich nicht zu beiden bekennen. Dann wird eines der Eltern gerade in Beziehung auf das als ein Fremder dastehen, was eines unserer heiligsten Interessen ausmacht. Glauben Sie, daß Glück, Frieden und gegenseitiges Glück in einer solchen Familie blühen können? Unmöglich!

— Das weiß ich nicht, — sagte Gabrielle mit fester Stimme, — und ich bin vielleicht viel zu jung, um das zu verstehen; aber eins weiß und verstehe ich, daß meine Eltern mich gelehrt haben, alle Menschen als Kinder desselben Vaters zu lieben. Auch weiß ich, daß die Vorspiegelungen von Unglück und Leiden in der Zukunft mich nicht davon abhalten würden, Abraham meine Hand zu reichen. An seiner Seite würde mir Alles hell und lachend erscheinen; die Leiden selbst würden keine Macht über mich bekommen; und doch, Monsieur, haben Sie heute ihn und mich für immer getrennt. — Ich werde Ihren Sohn nicht wiedersehen.

Gabrielle stand vom Sopha auf und fügte mit zitternder Stimme hinzu:

— Abraham würde die religiösen Begriffe seines Vaters kränken, falls er eine Verbindung mit einer anderen als einer Jüdin einginge. Monsieur, mehr brauche ich nicht zu wissen.

Sie ergriff Elias' Hand, führte sie an ihre Lippen und fügte hastig hinzu:

— Gott segne Sie, Monsieur, durch mich soll nie Ihr graues Haar mit Kummer und Gram bedeckt werden! Haben Sie Dank dafür, daß Sie es begriffen, daß Abrahams Gabrielle nicht ihr Glück auf Kosten seines Vaters erkaufen würde.

Sie eilte aus dem Zimmer, bevor Elias es verhindern konnte.

Einen Augenblick stand er unbeweglich; darauf blickte er nach oben und murmelte:

— Gott meiner Väter, ich danke Dir, der Du mir den Gedanken eingabst, wie ich auf die richtige Weise

mein Kind vor einer schweren Sünde bewahren könnte!

Ob nicht der stolze Jude zum zweitenmal in seinem Leben fühlte, daß ein Christ ihn an Güte und Hochherzigkeit übertroffen?

Gegen Abend trat Elias zu Abraham herein. Der junge Mann hatte seit seiner Unterredung mit dem Vater sein Zimmer nicht verlassen. Er wartete auf seine Antwort, um darnach seine Handlungsweise einzurichten. Abraham saß und schrieb, als sein Vater eintrat

— Ich habe versprochen, daß Du heute meine Meinung erfahren solltest, — sagte Elias in seinem gewöhnlichen kalten und strengen Ton; — ich bin auch gekommen, um Dir dieselbe mitzutheilen. — Siehe hier Alles, was ich Dir zu sagen habe: Ich werde nie zu einer Verbindung zwischen Dir und einer Christin meinen Segen geben; aber ich werde sie auch nicht verfluchen. — Weiteres habe ich nicht hinzuzufügen. — Ich habe das Recht, diese Ehe zu verbieten; aber ich thue es nicht. Ich will Dir nur sagen, daß, wenn Du aus dem Hause Deines Vaters austrittst, um diejenige zu heirathen, welche nicht in demselben Tempel mit Dir knieen und beten kann, dann, mein Sohn, wird Dir die Wohnung Deines Vaters verschlossen. Ueber meine Schwelle kommen keine Andere, als die, welche meine Brüder und Kinder desselben Glaubens sind wie ich. Du hörst auf

das zu sein, wenn Du Dich mit einem Weibe aus einem andern Volke, als dem Deinigen, verheirathest. Jetzt hast Du Freiheit, nach der Stimme Deines eigenen Gewissens zu handeln.

Elias ging, ohne daß der Sohn mit einem einzigen Worte ihn zurückzuhalten versuchte.

Als die Thüre sich nach seinem Vater geschlossen, rief Abraham mit einem Ton der Bitterkeit:

— Gegen ein Verbot würde ich gekämpft und gesiegt haben — gegen dieses, — was bleibt mir zu thun übrig?

Er ging hastig im Zimmer auf und ab.

— Gabrielle aufopfern, ihr und mein Leben einem endlosen Schmerz weihen — und welchem Schmerz? — Wegen intoleranter Ansichten! Unmöglich! — Frankreich verlassen, für immer diese Heimath verlassen, wo ich das Gute lieben gelernt, wo ich einen Vater, den ich verehre, und eine Mutter, die ich anbete, besaß und noch besitze! — O, das würde mein Glück verbittern und es einer ewigen Trauer weihen. Nein, ich werde das nie im Stande sein.

Er fuhr mit den Händen durch die Haare und fügte hinzu:

— O, meine Mutter, meine engelgute Mutter, soll Dein Sohn fort von Dir fliehen, um ein verbotenes Glück zu stehlen! Nein er muß entsagen. —

Abraham stand am Fenster. Der Mond warf durch einen dünnen, düstern Wolkenschleier einen matten Schimmer über den in einen Garten verwandelten Hof.

Die Augen des jungen Mannes richteten sich

auf das Monument, welches auf Jacob Levitains Grab errichtet war.

— Entsagen! — hob Abraham wieder an. — Bin ich denn allein, der dazu verurtheilt ist? Nein ich spreche auch das Urtheil über eine Andere, und diese Andere ist — Gabrielle. — Du, mein Großvater, welcher dort unter dem prunkenden Tempel schläft, würdest Du wohl, der Du so mild, so frei von allen engherzigen und kleinlichen Ideen warst, es für eine Sünde angesehen haben, daß ich dieses ungewöhnliche Mädchen liebe? Nein, du würdest es nicht; das sagt mir eine Stimme in meinem Herzen. — O, daß Du mir aus Deiner Gruft eine Antwort auf meine Frage geben könntest!

In diesem Augenblick trat der Mond aus der dünnen Wolke hervor, welche an seiner Silberscheibe vorbeigeschwebt war, und klar und glänzend fielen seine Strahlen auf Abrahams Haupt.

Es war, als wenn der bleiche Stern der Nacht ihm einen freundlichen Gruß von dem Todten bringen wollte und ihm erklären, daß keine Sünde in des Jünglings Liebe läge.

Kurze Zeit darauf saß Abraham wieder am Tisch.

Seine Stirne war jetzt klar und wolkenfrei gleich dem Abendhimmel und sein Blick lebhaft und glänzend. Fort waren alle traurigen Gedanken und alle schmerzlichen Reflexionen darüber, wie er handeln sollte.

Sein Entschluß war gefaßt.

Für Abrahams leicht bewegliche Seele war der Uebergang vom Wankelmuth zur Entschlossenheit,

vom Grübeln zu lachenden Hoffnungen augenblicklich. Er hatte einen leichten Sinn, und nahm deßhalb die Ereignisse und das Schicksal leicht.

Jung, exaltirt und leidenschaftlich, konnte er sich nicht entschließen, dem, was er für das größte irdische Glück ansah, zu entsagen.

Gabrielle und er sollten ein Paar werden. Als verheirathete Leute sollten sie Frankreich verlassen und schreiben, so eindringlich an den Vater schreiben, daß dieser, dadurch gerührt, sie zurückrufen würde, um seinen Segen zu empfangen.

Nicht eine Secunde zweifelte Abraham daran, daß dies ihm gelingen würde.

Seinem veränderlichen Gemüth war es unmöglich, einen so consequenten und unerschütterlichen Charakter zu begreifen, wie denjenigen, welchen Elias besaß.

Der Vater hatte ja außerdem kein Verbot ausgesprochen, hatte nicht gezürnt oder mit irgend einem Fluch gedroht, sondern nur gesagt, — daß er dem Sohne und dessen christlicher Braut seine Thüre verschlösse.

Abraham würde es nicht schwer halten, die verschlossene Thüre wieder zu öffnen, dessen war er ganz sicher.

Solche Gemüther besitzen eine außerordentliche Raschheit darin, Schlüsse zu ziehen.

Als Abraham etwas später hinunterging, um ein Stündchen mit der Mutter zu plaudern, die er seit zwei Tagen nicht gesehen, war er vollkommen überzeugt, daß der Entschluß, welchen er gefaßt, der glücklichste für sie Alle sei.

Abrahams Gefühl leitete sein Urtheil ganz und gar irre, sonst würde dies ihm gesagt haben, daß in der ruhigen und passiven Abneigung des Vaters gegen die Verbindung weit mehr Unerschütterlichkeit lag, als in dem heftigsten Zorn.

Alle starken und gewaltigen Gefühle haben einen Uebergang; aber diejenigen, welche ein ruhiges und kaltes Gepräge annehmen, sind unveränderlich. Weder Sonne noch Regen, weder Wärme noch Kälte wirken auf sie; sie bleiben sich gleich, wie auch Alles Andere sich ändert.

Außerdem mußte die Kenntniß des Charakters Elias' Abraham darüber aufgeklärt haben, daß der Vater nicht zu denjenigen gehörte, welche ihre Ueberzeugung ändern. Diejenige, welche er einmal gefaßt, die hielt er treulich fest.

Aber welche Bedeutung haben wohl Verstand und Erfahrung für einen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, der ein exaltirtes Gemüth hat und dazu verliebt ist? Für ihn gibt es nur goldene Hoffnungen auf ein Glück, welches niemals, oder wenigstens höchst selten, hält was es verspricht.

Das Stündchen, das er mit seiner Mutter und einer jungen Verwandten, einem hübschen, jungen jüdischen Mädchen, das sich im Hause aufhielt, seit Ruth die Heimath verlassen, munter zubrachte, war Abraham sich vollkommen gleich, und scherzte und war fröhlich wie er sonst pflegte.

Es war unmöglich in dem übermüthig lächelnden Gesicht irgend eine Spur von den Gemüthsbewegungen zu entdecken, welche einige Augenblicke vorher in seiner Seele einander abgelöst hatten.

Ebenso wenig konnte man etwas bemerken, das darauf deutete, daß er einen entscheidenden Entschluß für die Zukunft gefaßt.

Um wahr zu sein, müssen wir zugeben, daß ernste Gedanken und Betrachtungen nicht Abrahams schwache Seite waren.

Das Leben hatte ihm noch nicht das böse Gesicht der Wirklichkeit gezeigt, sondern er sah es durch den verschönerten Spiegel der Phantasie.

Von den im Salon Versammelten unbemerkt war Elias einige Augenblicke später als der Sohn eingetreten.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen und mißvergnügter Stirne blieb er beim Schalle von Abrahams heiterem Lachen stehen.

Er betrachtete den Sohn, während es dachte:

— Welch' hoher Grad von Leichtsinn!

— Kaum sind es zwei Stunden her, daß ich ihm meinen Entschluß mittheilte, und doch kann er jetzt scherzen und Possen machen, als wenn nichts passirt wäre. Kann wohl die Liebe, die in einem solchen Herzen wohnt, irgend eine Tiefe oder Dauerhaftigkeit besitzen? Unmöglich! Er wechselt Gefühle mit derselben Leichtigkeit, wie Kleider. Ernst und Thorheit lösen bei ihm unaufhörlich einander ab, so daß er nicht fähig ist zu begreifen, was eine tiefe, starke Leidenschaft oder ein wirklicher Schmerz sagen will. Alles ist eine Eingebung des Augenblicks, Alles lebt und stirbt mit diesem.

Ob nun der an Erfahrung so reiche Elias den Sohn richtiger beurtheilte als dieser den Vater? Wir glauben es nicht.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler bei strengen Charakteren, daß sie lebhaften Gemüthern Tiefe und Beständigkeit des Gefühls absprechen. Oft besitzen die Letztern weit mehr davon als die Ersteren. Das scheinbar Veränderliche liegt nämlich nur im Aeußeren, denn der innere Reichthum an Gedanken und Ideen gibt ihren Handlungen etwas ewig Wechselndes.

Ein und dasselbe Gefühl kann sie beherrschen; aber es wechselt immer die Gestalt, und dadurch wird man bei der Auffassung ihres Charakters irre geleitet.

Am folgenden Vormittag klingelte es heftig an Madame Moulins Thürglocke.

Als die gute Frau selbst öffnete, stand Abraham vor ihr mit einem Blick so strahlend und fröhlich, daß derselbe Alles ausdrückte, was die Menschenseele an lächelnden Hoffnungen in sich trägt.

— Ach, sind Sie es, Abraham! — sagte Madame Moulin. — Was suchen Sie denn noch hier?

— Mein Glück, meine Gabrielle! Ach, Madame, Sie wissen nicht, wie glücklich ich bei dem Gedanken bin, volle Freiheit zu haben, mich mit derjenigen zu verheirathen, die ich lieb habe.

Madame Moulin sah ihn an und schüttelte dann traurig den Kopf.

— Haben Sie die Einwilligung zu der Verbindung zwischen Ihnen und Gabrielle erhalten? fragte sie.

— Er hat mir das Recht gegeben zu handeln wie . . . .

— . . . . Wie es Ihnen Ihr Gewissen sagt — fiel Madame Moulin ein. Damit will er sagen: Ich bezweifle nicht, daß mein Sohn der Achtung vor dem Willen seines Vaters den ersten Platz einräumen wird.

— Madame, als mein Vater es mir überließ, dazwischen zu wählen, mein zukünftiges Glück zu opfern oder mir dasselbe anzueignen, sah er wohl ein, daß die Wahl nicht zweifelhaft sein konnte. Ich liebte nicht, wie ich es thue, wenn ich Alles, was das Herz liebt, einer bigotten und fanatischen religiösen Auffassungsweise opfern könnte. Weder Sie noch irgend Jemand kann das verlangen.

Abraham ergriff Madame Moulins Hände und fügte hinzu:

Mein Vater hat gesagt: „Ich segne nicht, aber ich verbiete auch nicht eine Verbindung zwischen Dir und derjenigen, die Du liebst.“ Madame, er wird sie eines Tages segnen. Ich weiß es, ich fühle es.

— Abraham, jedes Wort, welches Sie an mich verschwenden, ist weggeworfen. Ueber diesen Gegenstand habe ich nichts mehr zu sagen. Meine Tochter hat selbst über Ihr und ihr Schicksal entschieden. Sie hat dabei so gehandelt, wie ich das Recht hatte, es von dem Kinde ihres Vaters zu erwarten.

Madame Moulin überreichte Abraham einen Brief und fügte hinzu:

— Lesen Sie dieses, Sie werden daraus erfahren, was Gabrielle beschlossen hat.

Abrahams Stirne wurde todesbleich.

— Er ahnte, daß der Brief, den er in der Hand

hielt, seinen schönen Traum von Grund aus zerstören würde.

Zögernd brach er das Siegel und las:

„Mein Abraham! In diesem Augenblick, wo ich Dir ein langes, ewiges Lebewohl zu sagen im Begriffe stehe, ist es mir ein schmerzlicher Trost, mein zu sagen.

Es ist das erste Mal, daß ich Dich so nenne, — und es wird auch das letzte Mal sein. — Ich weiß es.

Es sind jetzt zwei Jahre her, daß ich Dich kennen lernte; zwei Jahre, daß mein Herz Dich geliebt hat. Erst gestern und heute habe ich es begriffen, wie lieb Dich dieses Herz hat.

Die Zeit wird ihr Rad vorwärts rollen lassen; ich werde von einem Mädchen zum Weib, von einem jungen Weibe zur Greisin werden; aber meine Liebe zu Dir wird doch dieselbe bleiben.

Sie wird die Flamme werden, welche mich durch das Leben in die Ewigkeit hineinleuchten wird.

Ein Gefühl ebenso stark wie heftig, ebenso unauslöschlich wie warm.

Es ist heilig und ernst wie eine Gabe von Gott, mächtig wie das Leben, treu wie der Tod.

Die Worte: Ich liebe Dich, bedeuten, daß ich aufgehört habe, in einem Andern als in Dir zu leben. Mein Glück, mein Friede, meine Zukunft, Alles ist mit Deinem Bilde verschmolzen, existirt nur in Dir und wird jetzt — für Dich geopfert.

Da ich Dir gesagt habe, wie ich Dich liebe, so wirst Du auch einsehen, daß diese Liebe nur zur Entsagung führen kann. Sie ist nicht für dieses Leben. Dein Gefühl für mich ist möglicherweise ebenso

stark; aber es ist nicht gleich frei von Egoismus; denn sonst würdest Du Dir nicht die Möglichkeit gedacht haben, daß für uns irgend ein irdisches Glück blühen könnte, für uns, Kinder verschiedenartiger Völker, verschiedenartiger Ideen und verschiedenartiger Glaubensbegriffe.

Mein Abraham, welcher seinen Vater liebt und bewundert, wird dasjenige Glück nicht genießen können, welches für seinen Vater einen bitteren Schmerz enthält.

Unmöglich!

Wir müssen uns also trennen.

Während ich Dich geliebt habe, dachte ich nicht an die Zukunft und habe nie darüber reflectirt, daß wir in ungleicher Religion erzogen sind. Mein Herz hat sich nur derjenigen Zärtlichkeit hingegeben, von welcher es erfaßt war, und ich lebte nur in dem Augenblick.

Ich bin nun erwacht aus meiner seligen Vergessenheit. Ich weiß, daß Dein Vater nicht mit zermalmtem Herzen die Vereinigung von meinem Schicksal mit dem seines Sohnes zu sehen bekommen wird.

Abraham, in einer Welt, in welcher nur der Höchste über uns richtet, werden wir wieder vereinigt; aber in diesem Leben sind wir für immer geschieden.

Lebwohl, Liebling meines Herzens! Vergesse lieber mich und werde glücklich an der Seite einer Anderen; das wünscht diejenige, die im Tode verbleibt Deine

Gabrielle.

— O, Du Gott meiner Väter, erbarme Dich meiner! — rief Abraham, als er mit dem Lesen zu Ende war, und griff krampfhaft mit den Händen nach seiner Stirne.

Etwas später am selben Tage erhielt Elias folgendes Billet:

„Monsieur! Meine Tochter hat Ihrer Ueberzeugung ihre Liebe geopfert. — Sie ist stark und hat ein muthiges Herz, welches ihr die Fähigkeit verleihen wird, das Leiden zu ertragen; aber Ihr Sohn, welchem dieses unbekannt war, ist von dem Schlage, der ihn getroffen, auf eine entsetzliche Weise ergriffen worden. Wachen Sie über ihn, bis sein Gemüth sich beruhigt hat, dazu ermahnt Sie

Gabrielles Mutter."

Nach Empfang dieses Briefes suchte Elias seine Gattin auf und bemerkte in kurzem und kaltem Tone:

— Judith, Deinem Sohne ist etwas Widerwärtiges passirt, das ihn sehr schmerzt. Suche durch Deine liebevollen Worte ihn zur Ruhe und Ergebung in sein Schicksal zu bringen.

— Und was ist denn das für eine Widerwärtigkeit? — fragte Judith unruhig.

— Dieselbe, die das Leben Deines Gatten zerstört hat: die Liebe zu einer Christin, — antwortete Elias und verließ hastig das Zimmer.

Als Judith allein war, faltete sie die Hände über die Brust und stammelte:

— „Abrahams Gott, erbarme Dich über mich und mein Kind! Verzeihe ihm, daß er so gegen Dich, mein Herr und Erlöser Israels, gesündigt hat!"

Nach diesem kurzen mit tiefer Andacht herge-

stammelten Gebet nahm sie ihren Weg nach dem Zimmer des Sohnes.

Sie fand die Thüre verschlossen, und ihre Versuche, ihn dazu zu bringen, daß er sie öffne, blieben vergeblich.

Die an der Thüre lauschende und bittende Mutter hörte den Schall seiner Tritte darinnen. Sie hörte, wie er in rastloser Unruhe auf- und ab ging; aber er blieb taub gegen ihr Rufen.

So verliefen vier endlos lange Tage ohne irgend eine andere Unterbrechung, als daß Abraham, wenn Alle in Levitains Hotel zu Bett gegangen waren, sich daraus hinausschlich und gleich einem Friedlosen längs den Quais herumirrte.

Bisweilen kam es vor, daß er die halbe Nacht auf Pont Royale oder Pont Caroussel über die Barriere gelehnt stand und in die finstere Tiefe der Seine hinabstarrte, als wenn er von dem düstern Aussehen des Wassers festgebannt sei.

Am fünften Morgen verließ er ganz früh sein Zimmer und nahm seinen Weg nach der Rue de l'École de Médécine.

Madame Moulin hatte sich eben angezogen, als Abraham zu ihr hereintrat.

Bei seinem Anblick trat sie zurück, erschrocken über die Veränderung, welche mit seinem Aeußern vorgegangen war.

Sein Gesicht war bleich und verstört, seine Blicke starr und gläsern, das Haar ungeordnet, und das Ganze zeugte von einem Leiden, welches gleich einem Sturm sein Inneres überzogen und verwüstet hatte.

— Mein Gott, Abraham, sind Sie krank? —

bemerkte Madame Moulin, deren Augen Spuren eben vergossener Thränen trugen.

— Ja, an der Seele, — antwortete Abraham mit einem tiefen Seufzer; — aber es ist nicht mehr der Mühe werth, davon zu reden. Der Schlag, der mich getroffen, hat mein Herz zerschmettert. Daß ich lebe, begreife ich selbst nicht. — Ich, der noch vor einer Woche nicht wußte, was Kummer und Leiden sagen wollen, habe jetzt auf eine entsetzliche Weise mit ihnen Bekanntschaft gemacht. Das Leben ist mir eine Last; aber Gabrielle und meine Eltern sollen nicht das bittere Bewußtsein haben, daß ich nicht im Stande gewesen sei, es zu ertragen. Und doch würde dieß der Fall sein, wenn ich in Frankreich bliebe. Ich bin deshalb gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, bevor ich abreise.

Er ergriff die Hand Madame Moulins, bedeckte sie mit Küssen und stammelte.

— Haben Sie Dank für das Glück, welches ich genossen; haben Sie Dank für alle Stunden reiner und wirklicher Freude, welche Ihre mütterliche Zuneigung mir geschenkt, und denken Sie mit Wohlwollen an denjengen, welcher sich stolz und glücklich gefühlt haben würde, Sie Mutter nennen zu dürfen. Verzeihen Sie mir, daß ich die Ursache bittern Kummers gewesen; denn durch mich ist Ihnen Gabrielle geraubt worden.

— Und wohin gedenken Sie zu gehen? — fragte Madame Moulin mild.

— Nach Algier. — Ich beabsichtige Kriegsdienste zu nehmen. — Der Tod, den ich hier in der Hei-

math nicht zu suchen wage, wird mich vielleicht dort ereilen.

— Der wird dann einem Dasein ein Ende machen, welches so elend ist wie jetzt das meinige.

— Egoistisches Kind! Denken Sie nicht an den Kummer, welchen Sie dadurch Ihren Eltern bereiten?

— Madame, derselbe würde größer werden, wenn ich hier bliebe. Sprechen Sie nicht zu einem Gemüth, welches so lebhaft und heftig ist, wie das meinige, von stillem Ergeben in mein Schicksal! Ich kann es nicht. — Das Unglück ist mir fremd gewesen; ich vermag nicht, es weder mit Seelenstärke noch mit Geduld zu ertragen. Ich bin ein Schooßkind des Glückes gewesen, und hatte nur nöthig zu wünschen, um das zu erhalten, was ich wünschte. Nun wohl, ich bin nicht an den Schmerz gewöhnt; ich kann mich nicht mit demselben vertragen, und bevor ich unterliege, muß ich hinaus auf den Kampfplatz. In dem wilden und aufregenden Streite wird das äußere Elend mich das vergessen machen, welches mein Herz birgt. Nennen Sie es moralische Feigheit, wenn Sie wollen, ich kann dem nicht helfen. Ich bin kein geborner Stoiker, sondern leide und freue mich mit all der Uebertreibung, welche in der menschlichen Natur liegen kann.

In Beziehung auf die Auffassung und die Beurtheilung der Gefühle und Schwächen der Jugend hatte Madame Moulin einen ungewöhnlich klaren Blick. Sie sah ein, daß hier alle Vorstellungen und alle Appellationen an die kindliche Liebe ohne Wirkung bleiben würden.

Abraham mit seinem hitzigen Blut und noch im Besitz des trotzigen Egoismus der Jugend, betrachtete sich selbst als ein Opfer der Intoleranz des Vaters. Er konnte deshalb seine Seele keinem anderen Einfluß zugänglich machen, als demjenigen, welchen sein Kummer auf ihn übte.

Madame Moulin sagte auch nicht ein einziges abmahnendes Wort.

Ein von Leidenschaften aufgeregter Mensch gleicht einem Trunkenen; es ist vergeblich, ihn mit Vernunftgründen zur Besinnung bringen zu wollen.

Das ganze Aussehen Abrahams zeugte davon, daß sein Inneres unter der Herrschaft eines schmerzlichen Kummers stände. Seine Geistesfunctionen waren ganz aus ihrer normalen Wirksamkeit herausgerückt, und es war deshalb mit einer wirklich mütterlichen Theilnahme, daß sie ihm Lebewohl sagte.

Abraham drückte die Hand von Gabrielles Mutter an seine Lippen, und er glich in dem Augenblick, wo er aus diesem Hause hinausstürzte, in welchem sein Glück aufgeblüht und dahingestorben war, mehr einem Wahnsinnigen, als einem vernünftigen Menschen.

In seinem Arbeitszimmer saß Elias Levitain.

Er war eben von der Börse gekommen und war in sein Zimmer hineingegangen, um einen Brief zu lesen, den der Portier ihm übergeben hatte.

Dieser Brief war von Madame Moulin und folgenden Inhalts:

„Bevor Sie und ich Zeugen der vollständigen Vernichtung des Glücks unserer Kinder werden, mögen Sie mir eine Unterredung gewähren. Sie werden heute erwartet von Gabrielles Mutter.“

— Was kann sie mir sagen wollen? — dachte Elias und legte den Brief zusammen.

— Sollte ihre Tochter es bereut haben? Nein, das Mädchen sah nicht so aus, als wenn sie zu denen gehöre, die etwas halb thun.

— „Das Glück unserer Kinder,“ wiederholte Elias und begann im Zimmer auf- und abzugehen. — Kann wohl irgend ein Glück begründet werden, ohne einen gemeinschaftlichen Glauben? — Wir müssen in Gott vereinigt sein, um eins hier auf der Erde zu werden.

Er blieb stehen und betrachtete ein Gemälde, welches über dem Sopha hing. Es war ein Portrait von Jacob Levitain.

Bin ich etwa zu streng gewesen? — fuhr Levitain in Gedanken fort. — Vielleicht hätte ich Abraham aufsuchen sollen und ihn gezwungen haben, die Thüre aufzuschließen, welche seiner Mutter verschlossen blieb! Aber, wozu hätte das genützt? Mein Gemüth ist nicht so mild, wie das Deinige war, mein Vater. Ich kann nicht trösten und nicht den Schmerz Anderer mildern, wie du es thatest. Vielleicht kommt es daher, daß ich nie in der Lage war, mein eigenes Innere mit einem heilenden Balsam zu umgeben, wenn es von tausend Wunden blutete. Sorgen und Prüfungen haben die Saiten meines Herzens bersten gemacht. Jetzt ist es geradezu un-

möglich, ihnen einen Ton von zärtlicher und milder Natur zu entlocken.

Doch, ich werde mit meinem Sohne sprechen, — sprechen, wie es dem einen Mann geziemt mit dem andern zu sprechen.

Die Worte: Der Tisch ist servirt! — unterbrachen Elias.

Beim Mittagstisch fand Abraham sich ein. Er war bleich und still.

Madame Levitain unterdrückte ihre Thränen und war unfähig zu essen. Ihre Augen waren wie festgebannt an das abgezehrte Gesicht des Sohnes.

Nach Tisch gab Elias Befehl, daß man seine Kutsche anspannen sollte und Abraham verlangte ein Privatgespräch mit der Mutter.

Zwischen Vater und Sohn wurde weder während noch nach der Mahlzeit ein einziges Wort gewechselt.

Als der Kaffee getrunken war, küßte Elias seine Frau auf die Stirne, nickte dem Sohne ganz kalt zu und entfernte sich. Mit dem Kopf gegen die Brust der Mutter gelehnt, erzählte Elias, als sie allein waren, ihr die traurige Geschichte seiner Liebe.

Wir lassen sie während dieser schmerzlichen Augenblicke allein.

— Monsieur, Sie können möglicherweise in dem, was ich jetzt zu Gunsten der Verbindung meiner Tochter mit Ihrem Sohne sage, einen eigennützigen Zug sehen, — bemerkte Madame Moulin gegen Elias Levitain, als sie in dem einfachen Vorgemach der

ersteren zusammensaßen und sprachen. — Sie sind reich und ich bin arm. Sie mögen immer meine Motive verkennen, aber ich habe dafür gehalten, daß ich dies risquiren müßte, da die Pflicht mir gebot, für das Glück der jungen Leute zu wirken.

— Und ich gebe Ihnen die Versicherung, Madame, daß es mir keinen Augenblick eingefallen ist daran zu denken, daß ich reich, — aber wohl, daß ich ein Jude bin, — antwortete Elias. — Mein Reichthum ist Etwas, was ich mir nicht zum Verdienst rechne; aber auf meine Geburt als Israelit bin ich stolz.

— Diesem letzteren opfern Sie also das Leben zweier Menschen.

— Ich opfere sie nicht; aber ich würde mich lieber tödten lassen und auch meinen Sohn sterben sehen, als meiner Ueberzeugung untreu werden. Ich kann eine Verbindung nicht segnen, welche nach meiner Auffassung der jüdischen Lehre als eine Sünde gegen den Gott unserer Väter angesehen werden muß.

Der Ton Elias' war kalt; sein Aeußeres unerschütterlich.

Ohne hierauf eine Antwort zu geben, sagte Madame Moulin:

— Ich habe als Christin, als Mensch und als Mutter Alles gethan um Sie zu einer etwas toleranten Ansicht zu bewegen; ich habe aus der Tiefe meiner betrübten Muttergefühle zu Ihrem Vaterherzen gesprochen; aber Sie sind gegen Alles gefühllos geblieben und haben dadurch bewiesen, — daß der Fanatismus, wo derselbe auch emporkeimen mag, etwas Fürchterliches ist. Ich habe auch nichts wei-

ter zu thun, als weit weg zu fliehen mit meinem unglücklichen Kinde. Bevor wir uns trennen, will ich Ihnen jedoch Etwas erzählen, was sich vor sieben Jahren in der Schweiz zutrug. Sie können daraus eine Parallele zwischen dem Fanatismus und der Toleranz ziehen.

„Eines Abends kam zu einem christlichen Weibe eine arme und kranke Jüdin, welche auf ihren abgemagerten Armen ein Kind von ungefähr drei Jahren trug. Sie bat um ein Nachtlager für sich und ihr Kleines, was sie auch erhielt. In der Nacht wurde die Jüdin noch kränker und nach einigen Tagen lag sie in ihren letzten Zügen.

Das christliche Weib hatte während ihrer Krankheit ihr und ihrem Kinde alle mögliche Sorgfalt gewidmet, welche ihre Lage erforderte. Als die Jüdin fühlte, daß sie sich dem Tode nähere, quälte sie der Gedanke an ihr Kind, das sie hinterlassen würde.

Das christliche Weib versprach ihr, der kleinen Elternlosen Mutter zu werden; aber die Unruhe der Jüdin wurde dadurch nicht gestillt, da sie nicht haben wollte, daß die Tochter zur Christin erzogen werde.

Wissen Sie, was das christliche Weib dann that? Sie verpflichtete sich, das Kind in der jüdischen Lehre zu erziehen; und sie hat auch ihr Versprechen gehalten.

Nun frage ich: hätte sie so handeln können, wenn sie, gleich Ihnen, einer so engherzigen Religionsauffassung gehuldigt, daß sie nichts von der Berührung mit Anderen, als denjenigen, die denselben Glauben haben, wissen wollte?

Merken Sie wohl, dieses Weib, das sich verpflichtete, das Kind einer Anderen in einem ihr selbst fremden Glauben zu erziehen, hatte eigene Kinder, welche sie zu guten Christen heranzubilden wünschte; und doch unterließ sie es nicht dem jüdischen Kinde dieselben Umarmungen wie den ihrigen zu Theil werden zu lassen.

Wer, Monsieur, glauben Sie nun, besitzt die wahrhaftigste und richtigste Auffassung von Gott, das christliche Weib, oder Elias Levitain? Er, welcher aus religiöser Unduldsamkeit eine Christin nicht segnen kann als die Gattin seines Sohnes, oder sie, welche im Kleinen die Ansicht zur Geltung zu bringen gesucht hat, daß der Allgütige in seinen Armen Raum hat für Alle. Der wahre christliche Mensch hat von seinem großen Meister gelernt, durch Liebe, Verträglichkeit und Barmherzigkeit Gott anzubeten. Wir verehren den Höchsten nicht dadurch, daß wir ringsum uns Leiden schaffen und Thränen des Schmerzes auspressen, sondern durch das Gute, das wir für unsere Nächsten wirken können.

— Madame, wer hat denn mehr Leiden und Verfolgungen verursacht, als die Christen? — fiel Elias bitter ein.

— Ich sprach hier von denjenigen, welche in dem Sinne wahre Christen sind — in welchem der Herr selbst die christliche Lehre predigte, und nicht von denen, welche seine Worte mißbraucht haben.

— Mag sein, aber trotz dem ist kein halbes Jahrhundert verflossen, seit man hier in Frankreich die Ehe zwischen einer Christin und einem ungetauften Juden als ein Verbrechen betrachtete.

— Und jetzt machen Sie sich derselben Intoleranz schuldig, welche Sie damals bei den Christen verdammt haben würden? Sie, der Sohn eines Volkes, das durch diese verkehrten Begriffe so viel gelitten, Sie bringen dieselben in Ihrer Familie zur Anwendung, und das, nachdem ganz Frankreich die Nothwendigkeit ihrer Ausrottung eingesehen hat. Sie werden zugeben, daß das, was Ihre Brüder in vergangenen Zeiten gelitten und in verschiedenen Ländern noch leiden, Sie nicht gelehrt hat in religiöser Beziehung liberaler zu werden, da Sie lieber Ihr Kind auf der Bahre, als mit einem christlichen Mädchen verheirathet sehen möchten. Ach, Monsieur, wie ist es möglich, dergestalt die Absichten des Höchsten mit unserem Dasein mißzuverstehen?

— Madame, ebenso unerschütterlich wie Sie in Ihrem sogenannten Liberalismus sind, ebenso unerschütterlich bin ich in der Ueberzeugung, daß Individuen, welche verschiedenen Glaubenslehren angehören, getrennt leben und nie mit einander durch ein vertraulicheres Band verbunden werden dürfen. Wenn ich im Mittelalter gelebt und man mir die Wahl gegeben hätte zwischen dem Scheiterhaufen und der eheligen Verbindung zwischen einem Juden und einem Nichtjuden meinen Segen zu geben, so würde ich den Scheiterhaufen gewählt haben.

— In einem solchen Fall, Monsieur, ist das Urtheil über unsere Kinder gesprochen, — sagte Madame Moulin mit bleichen Lippen. — Erinnern Sie sich einst, wenn Sie an diese Unterredung zurückdenken, daß eine Mutter Sie nicht allein um das Glück ihrer Tochter, sondern auch um das Ihres Sohnes

gefleht hat. Sie haben mich vergebens bitten lassen. Möge Gott es Ihnen ersparen, daß Sie eines Tages bereuen müßten, so unbeweglich gewesen zu sein!

Madame Moulin hatte sich erhoben und stand vor Elias. Sie trug ihr Haupt mit milder Resignation.

Elias erhob sich ebenfalls.

Als Antwort auf ihre Worte sagte er mit kalter und ruhiger Stimme:

— Schwach würde die Liebe zum Glauben meiner Väter sein, wenn ich aus Schwäche für meine Kinder denselben verrathen könnte. Ich habe meiner Pflicht gemäß gehandelt, wie Sie auch glauben in Uebereinstimmung mit der Ihrigen gehandelt zu haben. Wenn man dem Gebote der Pflicht gehorcht, so braucht man nicht zu fürchten von der Reue heimgesucht zu werden.

Er verbeugte sich vor Madame Moulin.

— Die Pflicht ohne Liebe und Mitleid ist eine Waffe, welche verwundet, — antwortete Madame Moulin und begleitete ihren Gast zur Thüre.

Als sie allein war, sank sie auf die Kniee und flüsterte:

— Gott Vater, gebe mir Muth, den Kummer meiner Tochter zu ertragen!

Als Elias nach dem Besuch bei Madame Moulin in den Salon trat, welcher außerhalb seines Zimmers lag, fand er Abraham dort sitzen.

Beim Anblick des Elias ging Abraham ihm entgegen.

— Ich möchte mir die Erlaubniß ausbitten, meinem Vater einige Worte sagen zu dürfen, — sagte Abraham.

Ohne zu antworten gab Elias ein Zeichen, daß der Sohn ihm folgen solle.

Als sie sich in dem Arbeitszimmer des Elias befanden, setzte dieser sich in ein Sopha. Abraham blieb stehen.

— Du hast oft den Wunsch ausgesprochen, mein Vater, daß ich mir einen Beruf wählen möchte, — fing Abraham an. — Das habe ich jetzt gethan.

— Das ist nicht zu früh, mein Sohn, — antwortete der Vater kalt. — Du gehst jetzt in Dein dreiundzwanzigstes Jahr. Nun — was gedenkst Du zu werden?

— Militär. — Ich gehe nach Algier, um an dem Kriege dort theilzunehmen. Dieses ist die einzige Beschäftigung, welche jetzt mit meinem Gemüth und meiner Stimmung übereinstimmt, — der einzige Weg, den ich betreten kann.

Elias hatte seinen Sohn zu Ende sprechen lassen, ohne ihn durch irgend einen Ausruf oder eine Bewegung der Ueberraschung zu unterbrechen, aber bei jedem Worte, das Abraham sprach, wurde das strenge Gesicht noch strenger und die dunkeln Augen noch düsterer.

— Warum hast Du beschlossen, ein Sklave zu werden? — fragte Elias.

— Weil ich unglücklich bin.

— Sage lieber, daß Du Dich dadurch an Deinem Vater rächen willst.

Der Ton des Elias klang scharf.

— Mein Vater, mein Entschluß rührt nur daher, daß ich es nöthig habe, hinauszukommen, an wilden und aufregenden Scenen theilzunehmen, Gerade und Ungerade mit dem Tode zu spielen und zu vergessen, wie namenlos unglücklich ich bin.

— Du bist also alles geworden, was ich verabscheue. Ein lauer, religöser Mensch mit einem wilden, unbezähmbaren Geiste, und einem Gemüth, welches Genuß darin findet, als uniformirter Henker zu — schlachten. Es bleibt nur noch übrig, daß Du ein Mann ohne Treue und Ehre wirst.

— Um dies zu werden, wäre es erforderlich, daß ich keinen Tropfen von meines Vaters Blut in meinen Adern hätte, — antwortete Abraham kalt.

— Es sieht wirklich aus, als wenn Du es nicht hättest. Alle Deine Handlungen verläugnen es. Du hast als Rebell in den Straßen von Paris gekämpft, — in denselben Straßen, in welchen ich so viel unschuldiges Blut fließen sah. Du bist als ein schwankender und schwacher Mensch Deinem Gott und Israel untreu geworden, als Du im Begriff standest, ein christliches Mädchen zu heirathen, und jetzt, — jetzt geht der politische Freiheitsheld, der moralische Freiheitsprädikant, um an einem Eroberungskrieg theilzunehmen. Es fehlte nur noch, daß der Jude Abraham Levitain den Christen beistehe, mit Gewalt die mohammedanischen Araber zu zwingen, die christliche Lehre anzunehmen. Du wirst zugeben, mein

Sohn, daß Du auf eine fürchterliche Weise die Tugenden verleugnest, welche die Mitglieder der Levitain'schen Familie ausgezeichnet haben.

Elias sprach mit eisiger Bitterkeit. Abraham blieb still und unbeweglich.

— Ist das Dein fester Entschluß, Militär zu werden? — wiederholte der Vater nach einer Weile.

— Ja! — Ich kann nicht anders handeln. Ich bin nicht der Erste, der in der Ehrsucht Ersatz für das sucht, was er durch die Liebe verloren. — Es liegt ebenso wenig in unserer Familie, halb zu lieben, als Treue und Ehre zu verrathen.

— Eine von Blut triefende Ehre vermag Dich also für das zu trösten, was Du verloren hast? Ich glaubte, daß eine edle Seele andere Mittel nöthig hätte, um die Wunden des Schmerzes zu heilen.

— Edel oder nicht edel, so ist es der einzige Ausweg, welcher übrig bleibt. Schon morgen verlasse ich Paris. Verzeihe Deinem Sohne, Vater, wenn er nicht im Stande ist, anders zu handeln!

— Es wird mir schwer fallen, es zu thun, — antwortete Elias, ohne daß irgend eine Bewegung in seiner Stimme oder in seinem Gesicht bemerkbar war.

— O, Vater, spreche nicht so, sondern gebe mir Deinen Segen als Begleiter nach dem unbekannten Lande! — stammelte Abraham und beugte ein Knie vor dem Vater.

— Soll ich denjenigen segnen, welcher ohne allen andern Beweggrund, als Ungeduld im Ertragen von Schmerzen, hinauszieht, um sich mit Menschen zu schlagen, die nie etwas gegen ihn verbrochen haben?

Nein, mein Sohn, das erwarte nicht von mir! — Wenn Du so viel Blut fließen gesehen hast, wie ich, und Zeuge so vielen Elends und Jammers gewesen, wie ich gesehen, dann wirst Du erst begreifen, daß jeder rechtlich gesinnte Mensch zurückschaudern muß vor den Gräßlichkeiten, welche das Schwert hervorruft. — Deine Rückkehr in das väterliche Haus wird er segnen, aber nicht Deinen Weggang aus demselben.

Elias reichte Abraham die eine Hand und fügte hinzu, indem er mit der anderen auf Jacobs Portrait deutete:

— Siehe zu, daß Du nicht mit zu viel Reue und Scham vor sein Bild treten mußt, wenn Du später auf derselben Stelle stehst. Gehe, und erwerbe Dir Orden und Bänder, zeichne Dich als Krieger aus, aber erinnere Dich, daß Du dadurch alle die Hoffnungen zerstört hast, welche ich auf Dich gesetzt. Diejenige Ehre, welche Du mit dem Schwerte gewinnst, wird Dein Vater nie anders als mit Gram betrachten. Ich glaubte in Dir einen Enkel erzogen zu haben, würdig meines edlen Vaters, ausgezeichnet als Mensch durch Kenntnisse, Bildung und erhabene Eigenschaften der Seele. Ich täuschte mich. Ich habe statt dessen einen willigen Sclaven egoistischer Begierden erzogen. Und jetzt, mein Sohn, trennen sich unsere Wege. — Wenn sie sich wieder begegnen, — ob das überhaupt je geschieht — dann hat das Leben Dich vielleicht gelehrt, daß man nicht wie launische Kinder mit der Liebe und Nachsicht der Eltern spielen darf, oder ihre heiligsten Gefühle mit Füßen treten.

Elias hatte Recht; ganz anders sollte das Leben

Abraham erscheinen, wenn er das nächste Mal auf demselben Platze stehen würde.

Jetzt war er jung, im Herzen verwundet, und viel zu sehr von der Theilnahme für sich selbst beherrscht, um von irgend etwas Anderem bewegt zu werden. Er führte auch schweigend die Hand des Vaters an seine Lippen, preßte sie fest an seine Brust und eilte hinaus.

Den Tag darauf lag Madame Levitain und weinte einer trostlosen Mutter bittere Thränen über den Verlust des Lieblings ihres Herzens, welcher fortgezogen war, um mit den Gefahren und dem Tode zu spielen.

Armes Weib, wer mißt die Tiefe Deines Schmerzes? Wer wird Balsam des Trostes in Deine Wunden träufeln? Ja, Er, welcher sich über Alle erbarmt, die ihn lieben.

Aufrecht stehend und mit stolzer Haltung hatte Elias den Wagen des Sohnes durch das Thor des Hotels rollen hören, ohne daß er dabei eine Bewegung gemacht, um ihn zurückzurufen.

Ein einziges Wort, ein einziges, und die Freude des Lebens würde dem Sohn und der trostlosen Mutter zugelächelt haben; aber dieses Wort hätte ja eine Verleugnung der Ueberzeugung des Elias enthalten. Gleich einem zweiten Abraham opferte er seinen Sohn seinem Gott.

Was dieses Opfer den verschlossenen und düstern Mann kostete, davon sprach kein Seufzer und kein

schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesicht, sondern alles barg seine Brust in seiner undurchdringlichen Wölbung, die fest und schweigend war wie Granit.

Ein Diener klopfte leise an die Thüre und trat dann herein mit einem Brief auf einem silbernen Teller.

Elias nahm den Brief und erbrach ihn. Als er die Zeilen durchgeblickt, griff er hastig mit der Hand an die Stirne und rief im Tone verzweifelten Schmerzes:

— Diese letzte Prüfung fehlte mir noch! Darauf sank er zurück in das Fauteuil, als wenn er nicht im Stande gewesen wäre, sich aufrecht zu halten.

Der Brief enthielt nur folgende Worte:

„Elias Levitain, es war Sophie d'Escare, welche gestern für Ihren Sohn und ihre Tochter bat. Diejenige, welche Sie seit acht und dreißig Jahren vergebens gesucht haben, verläßt jetzt wieder Frankreich, um nie mehr dahin zurückzukehren. Möge der Höchste Alle von Levitains Geschlecht segnen!"

Am Bord auf demselben Schiffe, welches Valentin Aurenius nach Algier hinüberbrachte, befand sich auch Abraham Levitain.

Ende des zweiten Kapitels.

Drittes Capitel.

Doch der Glaube läßt sich blindlings
Nimmer suchen; Gott der Herr
Muß geglaubt allein nicht sein;
Nein, erkannt auch und begriffen.
Ihn erblickt der Scheue schwerlich,
Denn ein freies, off'nes Auge
Ziemet dem, der ihn anbetet.

Talis Qualis.

Im Jahre 1837, an einem finstern Septemberabend, wo die Stürme die Bäume schüttelten und die Wogen des Meeres brüllend gegen die Ufer geschleudert wurden, während der Orkan mit entsezlichem Geheul durch die Wälder raste und der Regen in Strömen vom Himmel stürzte, finden wir in einem kleinen Gemach auf Erikshof die Gräfin Eldau.

Ihr Schwager, Arthur Eldau, liest laut vor aus Byrons Corsar.

Ein junges Frauenzimmer, welches seit einem halben Jahr sich im Hause als Gouvernante für Lilie's sechsjährige Tochter Elvira aufhielt, nähte an einer hübschen Stickerei.

Lilie lag halb zurück in einem Ruhestuhl und amüsirte sich damit, eine große prächtige Puppe anzuziehen.

Mit gespanntem Interesse lauschte die junge Gouvernante jedem Worte des unsterblichen Skalden, während die Aufmerksamkeit Lilie's von der Puppe in Anspruch genommen wurde, so daß sie keine für alle die schönen Gedanken übrig hatte, welche Arthur hersagte.

Mitten in der Schilderung von Conrads Trauer über Medora's Tod rief Lilie:

— Mein Gott, was doch die englische Sprache abscheulich häßlich ist!

Hierauf hob sie die fertig geputzte Puppe in die Höhe und fügte hinzu:

— Ist Elvira's Tochter nicht reizend? Sie ist mit wirklichem Geschmack angezogen. Finden Sie nicht, cher Arthur, daß diese Garnitur von Blumen sich charmant ausnimmt? Auf dem Oscarball beim Landeshauptmann werde ich ganz dieselbe Toilette haben. Sie wird mir gewiß gut stehen.

— Davon bin ich vollkommen überzeugt, — antwortete Arthur lächelnd und machte das Buch zu.

— Das war vernünftig, daß Du mit dem Lesen aufhörtest. Ich kann die Muttersprache Lord Byrons nicht leiden. Nicht wahr, ma chère, unsere französischen Ohren können von John Bulls Dialect nur geplagt werden?

Diese letzteren Worte waren an die Lehrerin gerichtet.

— Damit stimme ich nicht überein, — antwortete diese und blickte auf. — Mir klingen alle Sprachen gut, wenn die Gedanken, welche in ihnen ausgesprochen werden, schön sind.

— Eh bien, Jeder hat seinen Geschmack!

Lilie setzte die Puppe auf einen Stuhl, legte sich zurück gegen die Rücklehne und setzte mit unterdrücktem Schauern hinzu:

— Höre, wie der Sturm heult! Das ist ein unheimliches Klima, dieses schwedische; man muß einen Körper von Eisen haben, um es ertragen zu können.

— Eine falsche Behauptung, schöne Lilie, — fiel Arthur ein, — Du hast Dich ja sieben Jahre hier aufgehalten, und hast während dieser Zeit geblüht und bist gesund gewesen. Dies beweist, daß auch Wesen von der subtilsten Natur sich in unserem rauhen Norden wohl befinden können.

— Ah, mon Dieu, das nennst Du leben, in Pelze eingehüllt und zwischen vier Wänden eingesperrt, seine Tage dahinschleppen? Das gleicht dem Leben in einem Grab. Man fühlt, wie die Arme des Todes Einen mit eisiger Kälte umschließen; man erwartet jeden Augenblick an die Brust des Knochenmannes gedrückt zu werden und so den Geist aufgeben zu müssen. An demselben Tage, an welchem ich mich verheirathete, hörte ich auf zu leben.

— Mein Bruder würde gewiß untröstlich werden, falls er Dich hörte, — bemerkte Arthur scherzend; — das heißt, wenn er Deine Worte in der Bedeutung nähme, daß Du aufgehört hättest, ein eigenes Leben zu leben, seit Du angefangen hast, durch Deine Liebe zu ihm zu leben.

Lilie brach in ein heiteres Gelächter aus.

— Mein Freund, in unserer trivialen Welt gibt es nur eine Liebe, nämlich die Liebe zu uns selbst. —

Wir lieben unser eigenes Ich und unsere Kinder als einen Theil davon. Dieses ist auch die einzige Neigung, die wirklich ist, alles Andere ist Chimäre. Wir haben bei Gott genug an ihr, und da man unmöglich derselben untreu werden kann, so ist es nicht denkbar, daß man für noch eine Raum hat. Frage nur meinen Mann!

Die junge Lehrerin blickte hastig auf von ihrer Arbeit; ihre Blicke richteten sich auf Lilie, als wenn sie hätte ausforschen wollen, ob diese im Ernste spräche.

Als mein Bruder Dir sein Herz zuwandte, that er, als wenn er der Liebe zu sich selbst den Abschied gegeben hätte, — fiel Arthur ein.

— Glücklich, wer da glaubt und nichts weiß, cher Arthur! Ich theile Deine Ueberzeugung nicht, — und ich würde mich wirklich niedergedrückt fühlen, wenn ich gezwungen würde, es zu thun. Daß Ernfrid etwas so Großes opferte, würde mein Herz plagen.

— Wann hast Du den Brief von Ernfrid erhalten? — fragte Arthur und blätterte in einem Album, das auf dem Tisch lag.

— Soweit ich mich erinnere, ist es nicht so lange her. Er beabsichtigt, den Winter hier auf Erikshof zuzubringen, etwas, was seit unserer Heirath nicht vorgekommen ist. Hier wird also während des Winters eine schöne eheliche Idylle aufgeführt werden.

— Welche damit schließen wird, daß Ihr beide wegen der Liebe zu einander der Liebe zu Euch selbst entsaget.

— Viel Wunderbares geschieht und ganz un-

möglich ist es gewiß nicht; aber schrecklich verdrießlich würde es werden.

— Geben Sie Acht, Lilie; Ihre Worte klingen französisch!

— Und wie Alles aus Frankreich, — angenehm, — fiel Lilie lächelnd ein. — Ich kann die eheliche Liebe nicht leiden, sie ist so monoton. Besser glücklich zu sein ohne sie.

— Gibt es Glück ohne Liebe?

— Ganz gewiß! — Frigga ist ja ein Beweis dafür. Du wirst doch nicht leugnen, daß sie glücklich ist?

— Relativ. — Ihr Leben ist noch ein Räthsel, das seine Lösung darin finden wird, daß sie ihr Herz an einen Mann bindet.

— Und wo wirst Du einen Mann finden, den Frigga lieben kann.

— Ich will ihn nicht finden; ich wünschte nur, daß Frigga ihn selbst finden möge, — antwortete Arthur lachend.

— Wann trafst Du mit Frigga zusammen?

— Kurz vor ihrer Abreise von Liungbro.

— Also im verwichenen Frühjahr. Das ist wahr, Du brachtest ja den Winter auf Lenby, das Du gekauft, zu, und warst also einer ihrer nächsten Nachbarn. Ich erinnerte mich nicht, daß Du sie seit dem Begräbniß des Grafen Harthon gesehen.

Lilie's Gesicht wurde ernst und sie fügte hinzu:

— Ich habe nie an die Möglichkeit geglaubt, daß man eine solche Seelenstärke haben könnte, wie die, welche sie damals an den Tag legte. Im Laufe eines einzigen Jahres verlor sie erst ihre Mutter,

welche sie anbetete und dann ihren Vater, den sie vergötterte. Erinnerst Du Dich, wie sie beim Begräbniß ihres Vaters aussah?

— Ja, sie glich dem in Marmor gehauenen Schmerz, kalt, schweigend und bleich wie dieser.

— Du weißt wohl, daß sie während des ersten Jahres Liungbro nicht verließ, sondern in vollständiger Absonderung und Einsamkeit lebte, um Alles, was sie Theures besessen, Vater, Mutter und Bruder, zu beweinen.

— Im Jahre darauf begab sie sich aber doch auf Reisen.

— Ja, sie reiste nach Italien und hielt sich dort fast ein Jahr auf, worauf sie nach Liungbro zurückkehrte und dort mit einem Eifer und einer Thätigkeit ohne Gleichen zu wirken begann.

— Unbegreiflich, daß sie noch nicht von ihrem Sommerausflug zurückgekommen ist! — sagte Arthur. — Vielleicht beabsichtigt sie den Winter in der Hauptstadt zuzubringen.

— Gewiß nicht! Frigga liebt zu sehr ihr stattliches Liungbro, um irgendwo sonst den Winter zuzubringen. Ich habe nicht alle die Aenderungen gesehen, welche sie getroffen, aber ihrer viel erwähnen gehört.

— Sie verdienen es unleugbar, daß man sie in Augenschein nimmt.

Das Rollen eines Wagens, der in den Hof hinauffuhr, unterbrach das Gespräch.

— Wer mag in dem schrecklichen Wetter hierherkommen! — rief Lilie.

— Gewiß irgend ein unglücklicher Reisender,

welcher Deine Gastfreundschaft anzusprechen wünscht, — bemerkte Arthur.

— Wenn dem so wäre, so würde er wohl an der Inspectorswohnung anhalten und nicht . . . .

— Und sich nicht in den gräflichen Hof selbst begeben, — fiel Arthur lächelnd ein.

Ein Bedienter trat eilig herein.

— Der Herr Graf ist nach Hause gekommen, — sagte er.

Lilie erhob sich mit Heftigkeit.

— Der Graf hier, und in diesem Wetter! — rief sie.

— Der Herr Graf hat mir befohlen, die Frau Gräfin davon in Kenntniß zu setzen, daß er, müde von der Reise, sich auf sein Zimmer begeben hat, um auszuruhen.

Der Bediente entfernte sich und Lilie äußerte gegen Arthur:

— Vielleicht willst Du zu Ernfrid hineingehen und ihn an meiner Stelle bewillkommnen?

— Warum gehst Du nicht selbst, beste Lilie? Das würde ihn gewiß freuen.

— Mon cher, da ich einen Dienst von Dir verlange, so thue mir denselben ohne Fragen. — Lilie lächelte dem Schwager zu.

Arthur ging.

Als Lilie und die junge Lehrerin allein waren, rief erstere.

— Ach mein Gott, wie es jetzt unerträglich werden wird, mon amie! Sie können sich nicht den geringsten Begriff davon machen, wie kalt, steif und stolz mein Mann ist. Wenn er in ein Zimmer ein-

tritt, friert es Einen. Wenn er seine Wege geht, athmet man leichter. Diese Schweden und Lutheraner gleichen nicht Menschen, sondern Sachen. Durch das Zusammenleben mit ihnen wird man in einen Körper ohne Seele verwandelt; mein Mann ist schrecklich lästig.

Lilie seufzte und sah betrübt aus. Nur einige Minuten behielt ihr Gesicht diesen Ausdruck bei. Dann sagte sie ganz plötzlich:

— Nun, mon amie, wie haben Sie sich den Grafen Eldau vorgestellt? Schön, oder häßlich?

— Der Beschreibung der Frau Gräfin zufolge, rauh wie der Nordwind, — antwortete die Gouvernante.

— O nein, er brüllt und saust nicht um die Ohren, wie jener, sondern gleicht dem Glatteis, welches schön ist, wenn die Sonne ihre funkelnden Strahlen auf dasselbe wirft, aber kalt, daß man todtfrieren kann, wenn man sich demselben nähert. Ach, da haben wir wieder Arthur. — Nun, wie befindet sich Ernfried?

— Nicht ganz wohl, er hat umgeworfen und sich den Arm verrenkt. Der Doktor war bei ihm.

— Doch nichts Gefährliches, vermuthe ich — sagte Lilie gleichgültig.

— O nein, nur ein wenig schmerzhaft.

Am folgenden Morgen saß Lilie in ihrem Cabinet und trank Chocolade, als die Thüre geöffnet wurde und Ernfrid Eldau eintrat.

Die beiden Eheleute hatten seit einem ganzen Jahre einander nicht gesehen.

Der Graf trug den Arm in einer Binde und war sehr bleich.

Kalt, aber höflich begrüßte er seine junge hübsche Frau, führte ihre Hand an seine Lippen und fragte nach ihrem Befinden, indem er ihr wegen ihrer frischen Hautfarbe Complimente machte.

Lilie beantwortete seine Fragen ebenso höflich, wie sie gemacht wurden.

Sie beklagte, daß ihn das Unglück mit der Armverrenkung getroffen u. s. w.

Als diese Pflichtphrasen beiderseits erschöpft waren, schien der Vorrath an Unterhaltungsstoff auch zu Ende zu sein. Eine Pause entstand.

Lilie unterbrach ihn mit der Frage, ob sie ihm nicht eine Tasse Chocolade serviren lassen dürfe.

— Du scheinst vergessen zu haben, beste Lilie, daß ich jenes Getränke nicht liebe, — antwortete Ernfried. — Ich hoffe auch, daß Du, nachdem ich wieder heimgekehrt bin, die Güte hast, die alte Ordnung des gemeinsamen Frühstückens wieder einzuführen.

— Aber, mein Freund, jenes Vormittagsessen ist ganz gegen meine Natur, — fiel Lilie ein.

Gleich ihrem Manne hatte sie ein unwiderstehliches Verlangen, an dem Gegentheil von dem, was ihm gefiel, einen Gefallen zu finden.

— Ich beklage, daß es sich so verhält; aber Du kannst ja Deine Chocolade nehmen, wenn wir Andern frühstücken, weil ich meine Tochter und meine Frau bei den Mahlzeiten zu sehen w ü n s c h e. Es ist überflüssig, mehr Worte über diesen Gegenstand zu verlieren. Ich weiß, daß Du gern meinen Wünschen

entgegenkommst, und habe deßhalb bereits dem Hofmeister Befehl ertheilt, wie ich es haben will.

Lilie schwieg. Mit einer nervösen Ungeduld faltete sie die Spitzen ihrer Manschetten.

Ernfried lehnte sich zurück in die Ecke des Sophas, blickte nach der Decke und fuhr fort:

— Apropos meine Tochter, so höre ich, daß die Marquisin de Maillé auf Dein Verlangen eine französische Lehrerin hieher gesandt hat. Was ist das für eine Art Personnage und wie heißt sie?

— Ihr Name ist Gabrielle Moulin.

— Was sie i st, das dürfte sie selbst am besten beweisen können; daß sie ein ungewöhnlich gebildetes Frauenzimmer ist, kann ich Dich versichern.

— So — o, und darüber bist Du schon ganz im Klaren, meine gute Lilie. Diese ungewöhnliche Bildung wird sich wohl bei genauer Untersuchung darauf beschränken, daß sie eine Sprechmaschine ist, die verschiedene Sprachen spricht. Auf diese Art von Menschen lege ich nicht viel Werth.

— Ich fürchte indessen, daß Du unwillkürlich die Ueberlegenheit der Mademoiselle Moulin schätzen wirst.

— Möglich; es ist mir noch nie vorgekommen, daß ich einem hübschen Frauenzimmmer, und am allerwenigsten meiner Frau, widersprochen.

— Ernfried lächelte auf eine eigene Weise und fuhr fort:

— Aber ich gestehe aufrichtig, daß, wenn es möglich wäre, mit Dir mißvergnügt zu werden, meine Freundin, so fühlte ich mich dazu versucht, als Du schriebst, daß eine Lehrerin für unsere Tochter angenommen sei. Es war mein Wunsch gewesen, selbst

diejenige zu wählen, welche Fräulein Eldau erziehen soll. Gewiß nicht deßhalb, weil ich Dein und Deiner Mutter Urtheilsfähigkeit verkenne, sondern aus Interesse für die Sache. Doch sei es ferne von mir, irgend eine Deiner Handlungen zu mißbilligen. Ich will bloß hinzufügen, daß wenn jene Person mir nicht gefällt, dann muß ich so eigenmächtig handeln, daß ich sie entlasse.

— Gabrielle Moulin entlassen! — rief Lilie und sah den Mann an. — Ah, mon cher, Du weißt nicht was Du sagst. Siehe sie erst und spreche mit ihr! Du wirst dann einsehen, wie unmöglich es ist, ihr den Abschied zu geben.

— Und warum nicht? Ist sie nicht in meinem Dienst? Oder glaubst Du, meine beste Lilie, daß man mit solchen Leuten viele Umstände macht. Eine Gouvernante und eine Kammerjunger theilen in diesem Falle dasselbe Schicksal. Man gibt ihnen den Abschied, wenn man nicht mit ihnen zufrieden ist. Du hast doch diese nicht auf Lebenszeit angenommen? Das wäre verdrießlich, dann würde ich genöthigt sein, ihr einen bedeutenden Geldersatz zu geben.

Lilie wechselte fortwährend die Farbe. Es schien, als wenn ihr Inneres mit Zorn erfüllt würde.

— Mamsell Moulin ist eine ausgezeichnete Lehrerin, — hob sie wieder an, — und es ist ein Glück für unsere Tochter, daß sie unter ihre Leitung gekommen ist. Es kann deßhalb nicht davon die Rede sein, daß sie mein Haus verläßt, bevor Elviras Erziehung vollendet ist.

Lilie sprach mit einem Eifer, welcher bewies, daß

sie böse war, obgleich sie den Ausbruch ihres Zornes zurückhielt.

Ernfrid zuckte mit den Achseln.

— Ich bin vollkommen Deiner Meinung, ma chère, aber ich habe unglücklicherweise ein Vorurtheil gegen die „ungewöhnlich gebildete“ und ausgezeichnete Gouvernante gefaßt, und das lediglich aus dem Grunde, weil sie Katholikin ist. Und wenn sie alle mögliche Tugenden besäße und keinen einzigen Fehler hätte, so ist sie doch Katholikin, und kann nicht meine Tochter dazu erziehen, eine Lehre zu verabscheuen, hinter welcher alle möglichen Treulosigkeiten und Schlechtigkeiten verborgen sind.

— Ernfrid! — rief Lilie mit glühendem Gesichte, — Du vergißt, daß die Mutter Deines Kindes eine Katholikin ist.

— Nein, meine Freundin, und ich habe es oft beklagt, daß es so ist; aber gerade deshalb verlangt meine väterliche Umsicht, daß ich neben Deinen katholischen Einfluß eine Person mit wahren, religiös-lutherischen Grundsätzen stelle. Ich habe bereits eine solche engagirt.

Lilie sprang auf und rief heftig:

— Du willst also . . . . . .

— Alle Scenen vermeiden. Ja, das will ich, sagte der Graf und stand auf. — Alle Heftigkeit nützt nichts bei mir und ist im Allgemeinen ein schlechtes Mittel. Laßt uns deshalb das Gespräch abbrechen! Mamsell Moulin ist nicht die Lehrerin, welche ich für meine Tochter haben will. Mag das genug sein für Elviras Mutter zu wissen. Ich werde übrigens selbst die Sache mit ihr abmachen, und

Dich aller Unannehmlichkeiten überheben. Das Frauenzimmer, das ich angenommen habe', kann jedenfalls nicht vor dem ersten Januar eintreten. — Lebe wohl, meine Freundin. In einer Stunde frühstücken wir im Speisesaal; ich wünsche dann meine Tochter an der Seite ihrer schönen und liebenswürdigen Mutter wiederzusehen.

Der Graf ergriff eine von Lilie's Händen, um sie zu küssen, aber sie zog dieselbe hastig zurück und sagte mit einer vor Zorn bebenden Stimme:

— Graf, ich befreie Sie von der Ceremonie meine Hand zu küssen, wenigstens wenn wir allein sind. Prahlen Sie mit Ihrer Höflichkeit, wenn die Leute uns sehen, aber verschonen Sie mich mit der Plage dieser Heuchelei, wenn die Welt nicht ihre Blicke auf uns richtet! Ich weiß ja ohnedieß, daß Sie hinter diesen Blumen der Höflicheit die Dorne verbergen, mit welchen Sie mich zu verwunden suchen. Seien Sie Tyrann, ohne irgend eine lügnerische Maske, das ist viel besser! Sie erregen dann weniger Abscheu, als jetzt.

— Wie Sie belieben, Gräfin, — antwortete Ernfrid kalt und verließ das Zimmer.

— O heilige Mutter Gottes, erbarme Dich meiner! — rief Lilie in Verzweiflung und warf sich unter einem Strom von Thränen zurück in das Sopha.

— Ein zärtliches Wiedersehen nach einer so langen Trennung, dachte Ernfried, als er wieder in sein Zimmer zurückgekehrt. — Man kann schwerlich mehr unverschämt aufrichtig sein, als meine Frau, die mir bei unserer ersten Unterredung erklärt, daß

sie mich verabscheut. Nun, es ist nun einmal so, daß wir einander nicht leiden können. Unser Loos ist — während der Zeit wir im Namen der Convenienz gezwungen sind zusammen zu leben, einander das Leben so viel als möglich zu verbittern. Daß Lilie sich ohne Liebe verheirathete, das hätte ich ihr verzeihen können, da ich dasselbe that; aber daß sie einen Andern liebte, daß sie in den ersten Wochen unserer Ehe, als ich mit Zärtlichkeit mich ihr zu nähern suchte, mich zurückstieß, das soll sie ihr ganzes Leben lang entgelten.

Der Graf begab sich in seine Wohnung, welche am andern Ende des Gebäudes lag. Zwischen den Privatwohnungen der beiden Gatten lag eine Reihe von Zimmern, die gemeinschaftlich benutzt wurden und in welchen man kleinere Gesellschaften zu empfangen und sich en famille zu treffen pflegte.

Es gab dort ein großes Musikzimmer, eine prachtvolle Bibliothek, eine kostbare Gemäldegallerie von neuern und ältern ausgezeichneten Meistern und ein kleines Museum für Curiositäten.

Zwei Treppen hoch befand sich die Prachtwohnung, welche ganz und gar im modernen Styl eingerichtet war. Das Paterre enthielt zur Rechten eine Menge Gastzimmer, zur Linken die Wohnung des Fräuleins und der Gouvernante.

Als die Frühstückglocke rief, trat Gabrielle ein, welche von der Kammerjungfrau der Gräfin von der neuen Anordnung im Speisesaal unterrichtet worden war.

Sie fand dort Graf Arthur.

Er ging auf sie zu und sagte lächelnd:

— Sie werden jetzt Bekanntschaft mit meinem Bruder machen. Ich bitte Sie, versuchen Sie Philosophin zu sein, denn Manches in seinen Manieren wird Ihnen beleidigend vorkommen. Sie wissen, was ich von Ihrem Aufenthalt hier im Hause denke; und Sie wissen auch, welchen entsetzlichen Einfluß die bigotte Marquisin auf Lilie ausübt, besonders seit es ihr gelungen ist jene Jaquette ins Haus zu bringen.

— Ja, ich weiß das Alles und werde alles thun, daß man mir nicht beikomme, — antwortete Gabrielle lachend. — Es ist nicht leicht mich zu verwunden, da ich nicht gestatten werde, daß der Stich trifft. Was ich Ihnen in London versprach, als Sie von Ihrer Schwägerin und Ihres Bruders unglücklicher Ehe und von den Intriguen, welche die Marquisin spinnt, mit mir sprachen, das werde ich jetzt nicht vergessen, wenn der Streit zwischen mir und dem Grafen losbricht. — Ich bin zur Schlacht gerüstet.

Gabrielle Moulin richtete einen lächelnden Blick auf Arthur, welcher ihre Hand ergriff.

— Sie, und keine Andere sind dazu geschaffen, alle Mißtöne zur Harmonie zu bringen. Meine ganze Hoffnung auf eine bessere Zukunft für meine Schwägerin und meinen Bruder ruht auf Ihnen.

— Ich werde das Meinige thun, daß Ihre Hoffnung nicht getäuscht werde, antwortete Gabrielle.

Die Thüre öffnete sich und Graf Ernfrid trat in den Saal.

Die kleine Elvira sprang ihm mit einem Ausruf jubelnder Freude entgegen.

— Ach, Papa, das war gescheidt, daß Du wieder zu uns heimkamst! — sagte Elvira. — Es kam mir wirklich häßlich von Dir vor, daß Du so lange wegbliebst. Elvira hat jetzt angefangen zu lesen, und siehst Du, das ist meine Lehrerin.

Das Mädchen sprang vom Vater zu Gabrielle, ergriff die Hand derselben und fügte hinzu:

— Bonne amie, das ist mein Papa, dem Elviras amie schon gefallen wird. Nicht wahr, Papa?

Gabrielle war dem Mädchen gefolgt und stand jetzt vor Graf Ernfrid, welcher sie stolz und hochmüthig betrachtete.

Etwas verlegen darüber, auf eine solche Weise fixirt zu werden, ohne daß der Graf ein Wort sagte, machte Gabrielle eine tiefe Verbeugung. Dadurch zwang sie den steifen Nacken, mit einer Beugung des Kopfes den Gruß zu beantworten.

— Sie sind seit einem halben Jahr die Lehrerin meiner Tochter? — sagte Ernfrid, welcher nicht länger den Gegenstand seines Unwillens stillschweigend betrachten konnte.

— Ja, Herr Graf, — antwortete Gabrielle.

— Ich werde nach dem Frühstück meine Ansicht über Ihre Stellung aussprechen.

Ernfrid wandte sich von Gabrielle an Arthur, mit welchem er einen Händedruck austauschte.

In demselben Augenblick meldete der Bediente, daß die Gräfin sich nicht wohl befinde und sich in Folge dessen nicht beim Frühstück einfinden werde.

Ernfrid sagte nichts. Er zog nur die Augenbrauen zusammen.

Es schien, als wenn seine vorher schon nicht günstige Stimmung noch schlechter würde.

Gabrielle dachte:

— Mein Gott, wie hat sie Unrecht gehandelt, daß sie sich nicht beim Frühstück einfand!

Ernfried richtete nicht ein einziges Mal das Wort an Gabrielle, sondern beschäftigte sich ausschließlich mit dem Bruder und der Tochter.

Er schien nicht zu merken, daß Gabrielle anwesend sei.

Ein paar Mal wandte sich Arthur mit einigen Worten an sie; aber sowie irgend etwas, das einem Gespräch ähnlich sah, zwischen ihnen begann, unterbrach Ernfrid sie.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Gabrielle Ernfrid. Ihrer schnellen Auffassungsgabe war es sofort klar, daß der Graf sie den Abstand zwischen ihm und ihr fühlen lassen würde.

Ferner merkte Gabrielle, daß der „gnädige Graf", wie die Dienerschaft ihn nannte, alles Andere als gnädig gegen sie gestimmt sei.

Als das Frühstück zu Ende war, bemerkte der Graf gegen Gabrielle:

— Vielleicht sind Mamsell so gut und begleiten meine Tochter zu ihrer Wärterin und begeben sich dann in den blauen Salon. Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.

Ernfrid näherte sich der Thüre zum blauen Salon, blieb aber bei den folgenden Worten, welche Gabrielle zu einem Bedienten sagte, plötzlich stehen:

— Seien Sie so gut und begleiten Sie das Fräulein hinunter!

Ernfrid drehte sich auf dem Absatz um und betrachtete Gabrielle, welche sich in diesem Augenblick über Elvira beugte und ganz freundlich sagte:

— Elvira wird in ihr Zimmer zu Frau Grönbeck gehen und dort spielen, bis ich wiederkomme.

Sie küßte das Kind, welches seine Arme um ihren Hals schlang und sie bat, nicht zu lange zu warten.

Dann warf die Kleine dem Vater einen Handkuß zu und hüpfte aus dem Speisesaal hinaus.

— Jetzt bin ich für die Unterredung bereit, welche der Herr Graf wünschte, — sagte Gabrielle zu Ernfrid.

Unbeweglich und mit einer Miene der größten Verwunderung sah Ernfrid sie an welcher gar nicht aufgelegt schien, seinem Stolze zu erlauben, daß man demselben imponire.

Dann nahm er seinen Weg nach dem blauen Salon. Gabrielle folgte ihm.

Als Arthur sie hinter den Thürgardinen verschwinden sah, verließ er den Speisesaal. Mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen dachte er:

— Jetzt kann man sagen, daß es einen Streit gibt zwischen dem Hochmuth der Geburt und dem Stolze der Bildung. Wir wollen mal sehen, welcher von beiden siegt, mein Bruder, der Repräsentant der Vorurtheile und der aristokratischen Begriffe vergangener Zeiten, oder sie, das Kind des Liberalismus, der Freiheitsideen, der Aufklärung und der Bildung! Der Erstere steif, unbeugsam, kalt und

rauh, wie die Zeit der Gewaltherrschaft; die Andere fröhlich, frei, unbändig und lebhaft wie die Freiheit.

— Die Gräfin, meine Frau, hat Sie, ohne mein Wissen, als Lehrerin meiner Tochter engagirt, — fing Graf Ernfrid an, als sie in den blauen Salon eingetreten waren und der Graf selbst in einem Sopha Platz genommen hatte. Er deutete auf einen Stuhl für Gabrielle, daß sie sich setze; sie blieb aber dieser Erlaubniß ungeachtet stehen.

— Sie dürften es deßhalb in der Ordnung finden, — fuhr er fort, — wenn ich einige Aufklärungen über die Person zu erhalten wünsche, der die Erziehung des Fräulein Eldau anvertraut worden ist.

— Dies finde ich so natürlich, daß das Gegentheil mich verwundern würde. Auch hoffe ich, daß Graf Arthur Eldau dem Herrn Grafen alle die Mittheilungen gemacht hat, welche in diesem Falle nöthig sind, — antwortete Gabrielle.

— Ich weiß, daß er und meine Schwiegermutter, die Marquisin, Sie empfohlen haben; aber nicht an sie, sondern an Sie selbst wünsche ich mich zu wenden. Wie alt sind Sie und wie lange sind Sie Lehrerin gewesen?

— Ich bin einundzwanzig Jahre alt und habe seit meinem vierzehnten Jahre Unterricht gegeben. —

Ohne irgend eine weitere Aufforderung abzuwarten, gab Gabrielle mit klarer und deutlicher Stimme darüber Auskunft, in welchen Häusern sie

während ihres Aufenthalts in Paris Lectionen gegeben; ferner, daß sie mit ihrer Mutter nach England hinübergesiedelt und dort Gouvernante der einzigen Tochter des Lord Q—field geworden sei. Als diese sich später verheirathete, hätte die Marquisin de Maillé geschrieben und Gabrielle gebeten, die Stelle als Lehrerin bei ihrer Tochter, der Gräfin Eldau, zu übernehmen.

— In der Herbstzeit begab ich mich nach Schweden, — schloß Gabrielle, — und hielt mich den Winter über in Stockholm auf, um die schwedische Sprache zu lernen. Anfangs März kam ich hier an, und übernahm die Stelle als Erzieherin der Tochter des Herrn Grafen.

In die eine Sophaecke zurückgelehnt, hörte Ernfrid den Bericht an, welchen Gabrielle abstattete. Er hatte sie unverwandt und mit einer Beharrlichkeit betrachtet, als wenn er gewünscht, sie aus der Fassung zu bringen; dies gelang ihm indessen nicht.

Als sie schwieg, sagte er:

— Sie haben sich also vier Jahre in Lord Q—fields Haus aufgehalten?

— Ja, Herr Graf.

— Ich wünsche Ihnen Glück, denn dies ist eine der ältesten Familien Englands.

— Lord Q—field ist einer der edelsten und hochsinnigsten Männer, die ich je kennen gelernt, — sagte Gabrielle.

— Wie angenehm für ihn, daß er dieses Zeugniß von I h n e n erhält!

Ernfrid lächelte ironisch.

— Es ist so selten, daß eine Person von Den-

jenigen gerühmt wird, welche sich in ihrer Familie aufhalten und sie in der Nähe gesehen, daß es immer eine Ehre für sie ist, — fiel Gabrielle ein.

— Möglich; es war indessen nicht um solche Themata zu discutiren, daß ich Sie zu sprechen wünschte, sondern um Ihnen Verschiedenes mitzutheilen. Erstens ist es bei adeligen Familien hier in Schweden eine hergebrachte Sitte, daß die Kinder von Allen, welche bei den Eltern Lohnnehmer sind, bei ihrem Titel Fräulein oder Graf genannt werden. Ich bemerkte während des Frühstücks, daß Mamsell meine Tochter beim Namen nannte. Das müssen Sie ändern.

— Unmöglich, Herr Graf! — antwortete Gabrielle mit einem feinen Lächeln.

— Wie beliebt? — rief Ernfrid und richtete sich empor.

— So gern ich in allem Andern den Wünschen des Vaters meines Zöglings entgegenkommen will, so muß ich doch in diesem Fall unterlassen es zu thun.

— Die Erklärung, Mamsell, kommt mir, milde gesagt, sonderbar vor.

— Brauche ich wirklich das dem Herrn Grafen zu erklären? Mir scheint's, daß es sich von selbst verstünde.

— Nein, Mamsell, ich bin nicht gewohnt zu errathen, wenn ich das Recht habe, eine Erklärung zu erhalten. Ich halte mich außerdem befugt, eine solche von Ihnen zu fordern.

— Vollkommen!

Gabrielle schob mit dem Fuß ein Tabouret vor

sich hin und setzte sich darauf, statt auf den Stuhl, welchen Ernfrid ihr angewiesen hatte.

Bei dieser an sich unbedeutenden Handlung wurde Ernfrid dunkelroth, besonders weil das feine bedeutungsvolle Lächeln noch um die Lippen Gabrielle's spielte, und andeutete, daß sie ihre Ueberlegenheit fühlte.

Es lag indessen nichts von Uebermuth oder Trotz in ihren Manieren, sondern nur etwas Ungezwungenes.

— Meine Auffassung des wichtigen und verantwortungsvollen Berufs, welchen eine Lehrerin übernommen, — hob Gabrielle wieder an, — macht, daß ich vom ersten Augenblick an, wo ich in einem Hause als Erzieherin auftrete, mich mit meinem Zögling auf denjenigen Fuß stelle, auf welchem wir stehen müssen, das heißt, daß das Kind sofort die untergeordnete Person wird. Hier ist es gleichgültig, ob die Eltern der Kinder von Geburt sind, oder nicht. Von den Eltern bin ich beauftragt, dem Kinde Kenntnisse, gute Sitten und moralische Grundsätze beizubringen. Ich habe vor mir ein unentwickeltes Wesen, das ich zum Menschen bilden soll. Ich bin auf diese Weise diejenige, welche bis zur Fruchtbarkeit alle die edlen Samenkörner heranziehen soll, welche der Höchste in die Seele des Kindes niedergelegt. Folglich ist meine Stellung eine der heiligsten, die irgend Jemandem anvertraut werden kann. Um diesen Anforderungen, die an mich gemacht werden, zu entsprechen, muß ich selbst in Kenntnissen, Sitten und Moral wirklich gebildet sein. Im andern Falle bin ich meiner Stelle nicht gewachsen. Bin

ich nun eine gebildete Lehrerin, so bin ich ein achtbarer Mensch und stehe hoch über dem Kinde, welches ich leiten soll. Ich besitze auch volles Recht, es wie eine Pflanze zu behandeln, die ich ziehen soll. Wenn ich, um äußere Vortheile zu erhaschen, oder um den Eltern zu schmeicheln, das adelige Kind Fräulein nenne, so stelle ich die unverständige Kleine auf einen solchen Fuß mit mir, daß sie mich für eine untergeordnete Person hält. Mein Einfluß auf sie und meine Macht über sie wird dadurch zersplittert. Ich würde sie nicht beherrschen können, als dadurch, daß ich mich verwandelte in das Werkzeug der Eintrichterung einiger werthlosen Disciplinen. Meine Zöglinge, Herr Graf, sind während der Zeit, wo ich ihre Erziehung übernehme, meine Kinder, und noch nie hat ein Vater oder eine Mutter ihrem Kinde den Titel gegeben. Ich bin nicht die Dienerin Ihrer Tochter; ich bin diejenige, der Sie das heilige Vertrauen geschenkt, Ihre Tochter zu erziehen. Sie ist deßhalb für mich nicht Fräulein Eldau, sondern das Kind Elvira.

Ernfrid hatte, während Gabrielle sprach ein paar Mal die Farbe gewechselt. Als Gabrielle schwieg, sagte er ganz kurz:

— Ich und Sie denken nicht gleich, und das kann auch gleichgültig sein. Wir verlassen deßhalb den Gegenstand und gehen zu dem über, was ich weiter zu sagen habe.

— Wie der Herr Graf belieben, — antwortete Gabrielle.

Ernfrid fühlte sich durch ihr ganzes Benehmen dergestalt bis in die Seele gereizt, daß er eine unwiderstehliche Lust bekam, sie zu demüthigen.

Was er jetzt auszusprechen im Begriff stand, sollte unmittelbar kränkend werden. Es lag auch im Tone selbst, welcher seinen Sieg andeutete, als er bemerkte:

— Als meine Frau mich davon in Kenntniß setzte, daß sie eine Lehrerin angenommen, hatte ich bereits selbst eine solche engagirt, und das eine Person, die ich genau kenne und deren Herkunft und religiöse Ansichten mit den Forderungen übereinstimmen, welche ich an die Lehrerin meiner Tochter mache. In Folge dessen finde ich mich veranlaßt, Sie zu ersuchen, beim Schluß des Jahres die Stelle zu verlassen, welche Sie jetzt einnehmen, natürlich unter Beibehaltung Ihres Lohnes, als wenn Sie ein ganzes Jahr hier gewesen wären. Außerdem werde ich die Reise und die verlorene Zeit ersetzen.

Ein leichter Wechsel der Farbe, eine hastige Bewegung des Kopfes und ein leuchtender Blitz aus den dunklen Augen zeigten, daß Ernfrid diesmal wirklich auf eine unangenehme Weise Gabrielle überrascht hatte; aber sie antwortete trotzdem in ruhigem Tone:

— Die Gräfin hat mich für keine bestimmte Zeit engagirt. Von einem Ersatz kann also nicht die Rede sein. Der Graf wünschen, daß ich in zwei Monaten meine Stelle verlasse. Nun wohl, Honorar für mehr als die Zeit, in der ich sie versehen habe, nehme ich nicht an.

Gabrielle fügte hinzu:

— Ich vermuthe, daß jetzt Alles gesagt ist, was der Herr Graf mir mitzutheilen wünschte.

Sie machte eine höfliche Abschiedsverbeugung und verließ das Zimmer.

Es liegt etwas außerordentlich Niederschlagendes in dem Bewußtsein, den Wunsch gehabt zu haben, Jemanden zu demüthigen, aber statt dessen die Demüthigung zurückzuerhalten.

Das Bewußtsein eines Fiasko ist so peinlich, daß die frömmsten Männer dadurch erbittert werden.

Wenn ein Jeder darüber ungeduldig wird, wie viel mehr dann ein stolzes und herrschsüchtiges Gemüth.

Als Ernfrid allein war, murmelte er auch zwischen den Zähnen einen stillen Fluch.

Er stand heftig auf, fing an im Zimmer auf- und abzugehen und sagte in Gedanken:

— Eine ähnliche Unverschämtheit kann man schwerlich finden. Erst wagt sie, eine Dienerin in meinem Hause, eine lange Rede darüber zu halten, wie man eine Lehrerin behandeln muß 2c. Und dann antwortet sie ganz vermessen, daß sie mir den Schadenersatz, den ich ihr anbiete, schenke. Ach, man muß Französin sein, um sich zu unterstehen, mit einer solchen Vermessenheit aufzutreten; aber noch sind wir nicht geschieden, Mademoiselle Moulin. Sie dürften erfahren, daß Graf Eldau nicht gesonnen ist, Ihre Derbheit zu verzeihen oder zu vergessen. Noch sind Sie in meinem Hause, essen mein Brod und ich werde Ihnen den Abstand zwischen uns zeigen.

Beim Mittagstisch fand Lilie sich ein, aber mit verdrießlicher Miene.

Die Einzige, welcher sie ein freundliches Lächeln zeigte, war Gabrielle.

Elvira fuhr sie an, wenn sie nur den Mund öffnete. Ernfrid mußte immerfort die Worte, welche er sprach, wiederholen. Lilie hörte nie, was er sagte, und als Arthur darüber scherzte, wurde es von der kleinen Gräfin ganz ungnädig aufgenommen.

Lilie wußte sehr wohl, daß Ernfrid es sich nie zu Schulden kommen ließ, die Anforderungen der Höflichkeit zu vergessen, wenn sie nicht allein waren, und sie amüsirte sich deßhalb damit, während der Mahlzeit ihrer schlechten Laune freien Lauf zu lassen.

Der Mann, in den Banden der Convenienz gefesselt, war, weil er es für eine Pflicht hielt, sich zu unterwerfen, ein Gegenstand ihrer Sarkasmen.

Lilie glich einem Kinde, welches in ungezogenem Uebermuth einen gefangenen Löwen reizt. Ein einziger Schlag von des Gewaltigen Klauen und das unverständige Geschöpf ist zerquetscht.

Lilie sprach davon, daß der schwedische Adel grob, unmanierlich und ohne Feinheit und Lebensart sei.

Sie sagte Alles, was ihre schlechte Laune ihr dictirte, und das, obgleich sie sah, wie die Adern auf Ernfrids Stirne schwollen.

Das ganze Benehmen Gabrielle's war sowohl gegen den Grafen, wie gegen die Gräfin im höchsten Grade verbindlich.

Man konnte an ihrem Benehmen unmöglich merken, daß eine minder angenehme Erklärung zwischen ihr und dem Grafen stattgefunden.

Eben das ärgerte Ernfrid.

Hätte sie ein trauriges und niedergeschlagenes

Aussehen gehabt, so hätte er vielleicht ihren Anblick ertragen können; aber jetzt — diese ungezwungene Haltung, diese lächelnde Höflichkeit, welche ihm zuzurufen schien:

— Wenn Du vergessen hast, was die Lebensart und der feine Tact fordern, so kann es mir nie einfallen es zu thun.

Rechnet man nun hiezu die unbesonnenen Ausfälle der Lilie, die er dem Einfluß Gabrielles zuschrieb, so war es natürlich, daß Ernfrids Inneres vor Zorn kochen mußte.

Als Arthur sah, daß Lilie den Bogen gar zu hoch spannte, wandte er sich von Gabrielle, mit welcher er gesprochen hatte, an Ernfrid und sagte:

— Du hast nicht erwähnt, durch welchen unglücklichen Zufall Du Deinen Arm verrenkt hast. Sind die Pferde durchgegangen?

— Nein; mein Kutscher und der Stationsbauer geriethen in Wortwechsel; daraus entstand ein Streit wegen der Zügel, was dazu Veranlassung gab, daß letzterer die Zügel so heftig an sich riß, daß die Pferde scheu wurden. Mein Wagen wurde zerschmettert. Der Kutscher, der Lümmel, brach das Bein. Der Bauer kam davon mit einer Schmarre. Ich hätte wahrscheinlich eine halbe Meile zu Fuß gehen müssen, wenn nicht ein Paar Reisende vorbeigekommen wären und mich nach Eriksbof gebracht hätten.

— Und der Kutscher? — fragte Lilie. — Mußte er hülflos liegen bleiben?

— Ach nein, der eine Reisende war mitleidig

genug, ihn auch fortzuschaffen, — obgleich er zur Strafe dafür, daß er nicht besser auf die Zügel Acht gegeben und es nicht besser verstanden, einen trotzigen Bauern im Zaume zu halten, es verdient hätte, auf der Landstraße liegen zu bleiben.

— Hat er ärztliche Hülfe erhalten? — fiel Arthur ein.

— Ich vermuthe es.

Ernfrid wandte sich an Elvira und sagte ihr einige Worte; einen Augenblick darauf stand er vom Tische auf.

Während man im gelben Salon Kaffee trank, stand Arthur am Fenster und plauderte mit Gabrielle.

Ernfrid blätterte in einigen Zeitungen.

Lilie saß in einer Sophaecke zusammengekauert, wo sie mit Elvira wegen Fehler moralisirte, welche das Kind längere Zeit zurück begangen hatte.

Ernfrid schleuderte von Zeit zu Zeit einen wenig freundlichen Blick auf die Gattin.

— Nun? — sagte Arthur zu Gabrielle, — wie fanden Sie meinen Bruder? — Ueber alle Beschreibung liebenswürdig, kann ich denken? Arthur lachte. — Er gab Ihnen wohl Proben ausgesuchter Lebensart und feinen Takts.

— Ich kann es nicht sagen, — antwortete Gabrielle, welche es unmöglich unterlassen konnte, über Arthurs Miene zu lachen. — Graf Ernfrid hat mich aus meiner Stelle entlassen. Ich werde sie nur bis zum ersten Januar behalten. Eine von ihm selbst engagirte Lehrerin soll dann meinen Platz einnehmen.

— Sie scherzen? — Arthur sah überrascht aus. — So weit hat er doch nicht gehen können?

— Doch, er ist sogar so weit gegangen, mich zu bitten, einzupacken und abzureisen.

— Wie geht es dann mit unserem großen Bekehrungswerk?

— Ich weiß nicht! — Aber es scheint, als wenn ich, um das auszuführen, erst ein anderes unternehmen müßte.

— Welches denn?

— Den Grafen bekehren. Er kann mich nicht leiden, und wenn ich seinen Unwillen nicht in Wohlwollen verwandeln kann, so . . . . .

— . . . . . Müssen Sie reisen.

— Gewiß; Sie sind dann genöthigt, bester Herr Graf, irgend Jemand Anderem den großen Auftrag anzuvertrauen.

— Es gibt keinen Anderen, der das durchsetzen könnte. Es müssen Sie sein, Sie, mit Ihrem aufgeklärten Verstand und derselben Religion angehörend, die Lilie's ist. In anderen Fällen wird es der Marquisin durch ihre Briefe und Jaquette gelingen, eine vollständige Spaltung zwischen den Eheleuten hervorzurufen. Ich werde untröstlich, wenn meine so schön ausgedachte Idee nicht zur Ausführung kommt. Ich fordere dann meinen Bruder heraus, und schlage mich mit ihm aus Verdruß.

— Warten Sie damit bis auf Weiteres! — bat Gabrielle. — Sie haben mir Aussichten gemacht, etwas Gutes wirken zu können, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich nicht davon abstehen werde. Graf Eldau hat mir zwei Monate gegeben, welche

ich hier zubringen darf. Nun wohl, ich werde sie so benutzen, daß, wenn sie abgelaufen sind, der Graf mich selber bitten wird, hier zu bleiben.

— Wenn Sie das vermögen, dann sind Sie wirklich eine Zauberin, — versicherte Arthur.

— Doch nicht eine Hexe? — lachte Gabrielle.

— Nein, eine Bezauberin.

— Die sowohl hinkend wie häßlich ist? Ach, Herr Graf, jetzt mißlang Ihnen Ihre Artigkeit.

— Durchaus nicht. Wenn Sie meinen Bruder, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, daß Sie sein Haus verlassen mögen, dazu bringen können, daß er Sie bittet, hier zu verbleiben, dann haben Sie eine übernatürliche Macht über das Menschenherz. Noch nie ist es Jemandem geglückt, ihn dazu zu überreden, seinen einmal gefaßten Entschluß zu ändern.

— Ich beabsichtige auch nicht ihn zu überreden; das wäre die richtige Manier, die Sache zu verderben. Nein, er wird es thun müssen.

— Welches Mittel gedenken Sie anzuwenden?

— Graf, lassen Sie das mein Geheimniß bleiben.

— Aber, wenn es Ihnen mißglückt?

— Einer Französin mißglückt nie Etwas.

Gabrielle blickte zu Arthur auf, während ein reizendes Lächeln ihre unregelmäßigen Züge erleuchtete. Sie hatte von sich selber gesagt, daß sie häßlich und hinkend sei; aber Arthur dachte: — Das Mädchen ist gefährlich. Eins von zweien: entweder wird Ernfrid fortfahren, sie zu verabscheuen, oder . . . .

Der Kaffee wurde herumgereicht. Als dieser getrunken war, verließ Gabrielle den Salon, und nahm ihre Schülerin mit sich, welche sehr unglücklich da-

rüber zu sein schien, daß die Mutter sie gescholten hatte.

Als die Thüre sich hinter Gabrielle geschlossen, bemerkte Ernfrid mit lauter Stimme:

— Sie ist entsetzlich häßlich. Wahrlich, mein lieber Arthur, ich begreife nicht, wie Du und die Marquisin de Maillé eine solche Gouvernante habet wählen können. Sie hat etwas Spießbürgerliches in ihrem Benehmen, etwas Unverschämtes in ihrem ganzen Wesen, was kein gutes Beispiel für ein Kind ist, das man für die höhere Gesellschaft zu erziehen wünscht.

— Was beweisen Deine Worte, Ernfrid? — sagte Arthur, — doch nur, daß Deine Auffassungsweise verschieden ist von derjenigen, welche die Marquisin und ich hatten. Es wundert mich, daß Du findest, daß die Person, welche die Herzogin von D—, die Tochter des Lord Q—field, erzogen hat, Mangel an Tact und Lebensart habe. — Was ihr Aussehen anbetrifft, fügte Arthur lachend hinzu, — so kann man darüber sagen, was ein geistreicher Verfasser von Mirabeau bemerkte: „Es ist eine Häßlichkeit auf dem Boden der Schönheit.“ Uebrigens wußte ich nicht, daß die Gouvernante Deiner Tochter schön sein sollte. Die Schönheit eines solchen Frauenzimmers kann für die männlichen Mitglieder der Familie gefährlich werden.

Mit diesen Worten verließ Arthur das Zimmer.

Gabrielle hatte in dem Augenblick, wo sie die Thüre schloß, sehr wohl die Aeußerung Ernfrids gehört.

Als sie allein auf ihrem Zimmer war, dachte sie: Ich muß diesen hochmüthigen Herrn lehren, daß es etwas gibt, was einen weit größeren Werth hat, als Geburt und Schönheit. Er hat mich als Menschen demüthigen wollen, dafür muß er büßen. Ferner hat er meine weibliche Eitelkeit mit Füßen getreten, das verlangt Rache. Wenn wir Frauenzimmer auch noch so häßlich sind, so können wir es trotzdem nicht zu hören vertragen, daß Andere das wiederholen. Klugheit und Verstand dienen uns zu nichts, wenn von unserem Aussehen die Rede ist. Wir dulden keine Bemerkung darüber. Ach, meine geliebte Mutter, Du hast diese Schwäche Deiner Tochter nicht nehmen können; aber ich werde sie in meinem nächsten Briefe an Dich ehrlich eingestehen.

Arthur hätte Ernfrid nie einen größeren Dienst leisten können, als daß er sich entfernte. Dadurch bekam Ernfrid Luft für den Zorn, der in ihm kochte.

Man darf indessen nicht glauben, daß er einen ehelichen Zank mit seiner Gattin anfing, oder daß er in mehr oder weniger gewählten Worten ihr ihr Benehmen vorgeworfen hätte; nein, das kam höchst selten und nur in ganz außerordentlichen Fällen vor, daß Ernfrid sich so etwas erlaubte. — Er hatte eine andere Manier, seine liebe Ehehälfte zu plagen.

Als sie allein waren, bemerkte er im Tone des Spottes:

— Ich habe vergessen Dir mitzutheilen, beste Lilie, daß Du recht bald hoffen kannst, eine Dir liebe Person wiederzusehen.

— Wer sollte das sein? — Wenn ich Frigga ausnehme, die mir ganz gut gefällt, wüßte ich Niemanden in Schweden, der mir lieb wäre.

— Du bist nicht höflich, ma chère, da Du das zu Deinem Manne sagst.

— Ich heuchle nie.

— Du kannst also nicht errathen, wer es ist?

— Unmöglich. Mein Vater ist todt und meine Mutter wird in dieser Jahreszeit nicht reisen.

— Derjenige, von dem ich spreche, kann gewissermaßen zu unseren Nachbarn gerechnet werden. Jetzt, meine liebe Lilie, erräthst Du es bestimmt?

— Unsere Nachbarn sind mir so gleichgültig, daß ich es nicht beschreiben kann.

— Nun, das wäre verdrießlich; ich hoffte wirklich, Dir eine große Freude durch die Neuigkeit zu bereiten, daß Aurenius aus Algier zurückgekehrt ist.

Lilie besaß im Allgemeinen keine Selbstbeherrschung, und in diesem Augenblick würde sie auch zu nichts genutzt haben; denn die Nachricht, welche Ernfrid mittheilte, kam so plötzlich, so unvorbereitet, daß sie davon, wie vom Blitze getroffen wurde.

Ohne selbst Acht darauf zu geben, sprang sie auf und rief:

— Ist Aurenius zurückgekommen?

Es gibt keinen Ehemann, welcher, er mag gegen seine Frau so kalt sein wie er will, sich nicht

beim Ausbruch der Freude und Ueberraschung von ihrer Seite ärgert, wenn die Rede von einem Manne ist, den sie geliebt.

Ernfrid preßte die Zähne zusammen und wechselte die Farbe, aber er hob mit scheinbarer Kaltblütigkeit wieder an:

— Ich sagte es ja, daß es eine Deinem Herzen liebe Person sei. Deine unverstellte Freude beweist auch, daß ich mich nicht irrte. Ich will deshalb hinzufügen, daß er mit Ehre, Orden und Wunden zurückgekehrt ist, um einen Traum zu realisiren, den er lange gehabt, der aber bei seiner Abreise von Schweden nicht in Erfüllung gehen konnte. Er beabsichtigt sich zu verheirathen. — Ich glaube, Du erbleichst. Solltest Du zufälligerweise etwas gegen seine Heirath haben?

— Ich? — stammelte Lilie, vollkommen todesbleich. — Was sollte ich wohl dagegen haben können.

— Nichts, wie ich hoffe, — hob Ernfrid wieder hohnlächelnd an. — Es macht Dir gewiß eine Freude zu erfahren, daß Aurenius auf eine bewunderungswürdige Weise seiner ersten Liebe treu geblieben. Schon als Cadet gefiel ihm seine Cousine, eine gewisse Magda Aurenius. Ich weiß nicht, warum nichts aus der Partie wurde; aber ich weiß, daß Mamsell Aurenius sich mit einem Bergwerksbesitzer Sturm verheirathete. Zwei oder drei Jahre darauf hatte Sturm die Artigkeit zu sterben. Es war dasselbe Jahr, in welchem uns das Schicksal verband. Magda war jetzt eine reiche Wittwe; und so schienen alle Hindernisse aus dem Wege geräumt; aber Aurenius hatte einen Rivalen. Aus Verzweiflung

darüber ging er in Kriegsdienste. Unterdessen stirbt der Rival und Aurenius verläßt, davon unterrichtet, Algier und begibt sich in die Hauptstadt Frankreichs, wo er mit seiner Auserkorenen zusammentrifft. Er erklärt sich und kehrt in ihrer Gesellschaft nach Schweden zurück, um nach zehn Jahren treuer Liebe den Lohn dafür zu genießen. Wie gefällt Dir der Roman, der ist doch ganz hübsch?

Ernfrid betrachtete das aufgeregte Gesicht seiner Frau.

Lilie kämpfte einen harten Kampf mit ihren Gefühlen, ohne über sie Macht zu bekommen.

Endlich brach sie mit einiger Anstrengung aus:

— Wie weißt Du das Alles?

— Ich habe es von einem Verwandten des geliebten Gegenstandes gehört. Du magst vielleicht einwenden, daß es ein schwankendes Gerücht ist. Ich würde, um Dir zu gefallen, gern dem beistimmen; — besonders da seine treue Liebe zur Cousine Magda beweisen würde, daß seine große Leidenschaft für Dich nur eine vorübergehende Laune gewesen; aber bedauerlicherweise kann ich es nicht. Urtheile selbst! Der Reisende, welcher mir Beistand leistete, als ich den Arm verrenkte, war kein anderer als Aurenius, welcher sich zugleich mit Frau Sturm und einem jungen Franzosen auf dem Wege nach Bro Pfarrhof befand.

Lilie führt das Taschentuch an ihre Lippen, um den Schmerzensseufzer zu unterdrücken, welcher sich über dieselben Bahn machen wollte.

— Wie, meine liebe Lilie, Du siehst ganz aufgeregt aus?

Ernfrid faßte ihre Hand und fügte hinzu:

— Es ist wohl nicht möglich, daß auch irgend eine Erinnerung an Deine kindliche Neigung zu Aurenius übrig ist? — Sowohl Dein Vater, wie Deine Mutter gaben mir die Versicherung, daß Du jene Phantasie gänzlich vergessen hättest. Ich glaubte ihren Versicherungen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß der Marquis und die Marquisin solche geben würden, die falsch wären. Ich würde es in der That als eine Beleidigung ansehen, wenn ich jetzt entdeckte, daß man mich betrogen hätte.

— Wie viele Worte Du doch verschwendest! — fiel Lilie heftig ein. Ich habe mich den ganzen Tag übel befunden, und Du wirst wohl zugeben, daß ich krank bin.

— Gern ma chère; aber Dich auf eine solche Weise übel zu befinden, wie Du es heute gethan, davon würde ich Dir abrathen, falls Dein Unwohlsein sich immer auf dieselbe Weise kundgibt wie bei Tisch. — Es könnte dann vorkommen, daß ich als Dein Arzt aufzutreten genöthigt würde, und das ist etwas, was ich aus Achtung vor meinem Rang, meiner guten Lebensart und mir selbst nicht gern thun möchte.

— Ich glaube, Du drohst! — Lilie warf den Kopf zurück.

— Nein, ich warne nur. — Du bist Französin, vergesse nicht die Fähigkeit Deiner Landsmänninen, hinter einem reizenden Lächeln ihre schlechten Launen und Mißrechnungen zu verbergen. — Apropos Mißrechnungen, so mag es sein, daß Deine üble Laune daher rührt, daß ich der Gouvernante den

Abschied gegeben. Sie hat sich wohl darüber beklagt, auf eine solche Weise von einem Ketzer behandelt worden zu sein?

— Hast Du Mamsell Moulin entlassen? — rief Lilie mit so unverstellter Verwunderung, daß Ernfrid sofort einsah, daß sie erst jetzt die Neuigkeit erfuhr.

— Ja, sie wird Eriksh of am letzten December verlassen.

Lilie ergriff heftig Ernfrids Arm und murmelte mit gedämpftem Tone:

— Sie sind ein Mensch ohne Herz, ein eiskalter Henker, der sich damit unterhält das Opfer seiner Tyrannei auf alle mögliche Weise zu plagen. Freuen Sie sich jetzt darüber, mich des einzigen Wesens beraubt zu haben, welches meinem Leben einige Annehmlichkeit verschaffte. Ich werde mich dessen erinnern, und Ihnen es einst wiederbezahlen.

— Ich bitte, ein wenig mehr Besonnenheit! Der Zorn steht Dir nicht gut.

Ernfrid stand auf und fügte hinzu:

— Die Ursache der Entlassung der Gouvernante liegt in ihrer Religion. Es ist genügend, daß meine Frau katholisch ist; davon habe ich genug Unannehmlichkeiten gehabt. Meine Pflicht als Vater verlangt es außerdem, daß ich von meinem Kinde alle Personen entferne, in deren Interesse es liegt, demselben andere religiöse Begriffe beizubringen, als die wahren und rechten. Deine Absicht war doch wohl noch die, durch die katholische Lehrerin und Kammerjungfrau mein Kind heimlich in einem

Glauben zu erziehen, den ich verabscheue. Diesem bin ich jetzt zuvorgekommen.

Ohne ihre Antwort abzuwarten ging Ernfrid seiner Wege.

Lilie warf sich mit einem Schrei, wie ihn ein gereiztes Kind ausstößt, heftig in das Sopha.

Unter Schluchzen rief sie:

— O heilige Mutter Gottes, wie unglücklich bin ich mit diesem Ketzer! — Helfe Deinem armen Kinde sein Schicksal zu tragen! Meine Mutter, mein Beichtvater, und alle haben Recht, wenn sie sagen, daß Unglücksfälle und Leiden mir so lange folgen werden, als ich an seiner Seite lebe.

— Valentin, Valentin, ist es möglich, daß Du so hast handeln können? — Warum nicht? Er ist ja auch ein Ketzer und die sind treulos und grausam.

Lilie, welche gewiß eine ganz gute Katholikin, aber von viel zu schwankendem Charakter war, um bigott zu sein, führte indessen alle Fehler ihres Mannes auf den Umstand zurück, daß er Gott nicht unter derselben Form verehrte wie sie.

Sie hielt sich für berechtigt jede Schwäche eines Lutheraners davon herzuleiten, daß er nicht katholisch sei.

Sie wandte auch auf ihre Verhältnisse die allgemeine Unverträglichkeit gegen Andersgläubige an.

Einige Tage waren vergangen, während welcher Ernfrid mit frostiger Kälte und Stolz Gabrielle behandelte.

Eines Abends, als die Dämmerung im Begriff war in Dunkelheit überzugehen, stand Ernfrid am Fenster in seinem Arbeitszimmer und blickte hinaus in den Hof.

Seine Aufmerksamkeit wurde auf eine Frauengestalt gelenkt, welche von dem großen Gebäude kommend ihren Weg quer über den Hof der Allee zu nahm.

— Schon wieder, — murmelte Ernfrid.

— Wohin geht sie wohl jeden Abend, und das ganz allein? Ich muß das im höchsten Grade unpassend finden, besonders da mein Bruder immer einige Augenblicke vorher denselben Weg nimmt. Wenn sie nicht so häßlich wäre, wie sie ist, so würde ich allen Grund haben, eine Intrigue zwischen ihr und Arthur zu argwöhnen. Ich fürchte wirklich, daß mein Bruder sich mehr als schicklich für sie interessirt.

Ernfrid verließ seinen Platz am Fenster.

Etwas später sah man den Grafen über den Hof der Allee zu wandern.

Er hatte den Ueberzieher zugeknüpft, den Kragen aufgeschlagen und die Mütze in die Stirne gedrückt.

Eine kurze Strecke vor sich entdeckte er die Conturen einer dunkeln Weibergestalt, welche mit so schnellen Schritten, wie sie für eine Hinkende möglich waren, die Allee hinaufging.

Ernfrid hielt sich in einigem Abstand und murmelte vor sich hin, daß es ein schönes Exemplar von einer Gouvernante sei, die Abends da draußen im Finstern herumspucke.

Ohne im Entferntesten etwas davon zu wissen, daß der stolze Eigenthümer von Eriksh of sich zum Spioniren herabließe, setzte Gabrielle ihren Weg fort. Als sie am Ende der Allee angekommen war, bog sie rechts ein, wo eine Reihe von Wohnungen für die Dienerschaft gelegen war.

In die erste derselben ging sie hinein.

— Was kann sie bei Fredrik, meinem einen Kutscher zu thun haben? — dachte der Graf, als sie durch die Stubenthüre verschwand.

Er wartete ihre Wiederkunft ab, fest entschlossen, sich es mit einer scharfen Bemerkung zu verbitten, daß Gabrielle, so lange sie Lehrerin seiner Tochter sei, im Finstern herumpromenire.

Der vornehme Herr mußte indessen lange warten.

Endlich erschien Gabrielle.

Ernfrid ging ihr gerade entgegen.

Es war jetzt gänzlich finster, so daß das junge Mädchen ihn nicht bemerkte, bevor er ihr ganz nahe war.

— Es verwundert mich, daß Sie, welche vor einigen Tagen von der Wichtigkeit des Berufes einer Lehrerin sprachen, trotzdem denselben so unrichtig auffassen, daß Sie um diese Zeit Wanderungen auf eigene Hand unternehmen. Wo und wann ist es gebräuchlich, daß ein anständiges junges Frauenzimmer einsam im Finstern herumwandert? — sagte Ernfrid.

— Wenn es Jemandem, der leidet, nützen kann, ist es in der ganzen Welt gebräuchlich, daß es sich selbst und das Unangenehme einer solchen Wanderung vergißt, — antwortete Gabrielle freimüthig.

— Ihr Kutscher, Herr Graf, welcher sein Bein brach, hat nur eine alte, lahme Mutter, die ihn wartet. Ich habe mich im Namen der Gräfin erkundigt, was der Unglückliche nöthig haben möchte.

— Es scheint mir, daß die Gräfin diesen Auftrag ihrer Kammerjungfer und nicht der Gouvernante ihrer Tochter hätte geben können. Ich wußte nicht, daß es mit der Würde der Letzteren übereinstimme, Gänge zu machen.

— Ich thue es auch nicht. Die Gräfin weiß nichts von dem Schritt, den ich gethan. Ich beabsichtigte, ihr das mitzutheilen und sie zu ersuchen, für denjenigen zu sorgen, welcher im Dienste ihres Mannes sein Bein gebrochen. Jetzt ist das überflüssig, da der Herr Graf davon unterrichtet ist, daß der arme Kutscher Pflege und Hülfe nöthig hat.

— Sie haben also den Engel der Barmherzigkeit gegen einen meiner Untergebenen gespielt?

— Das gerade nicht; aber wenn dem auch so wäre, so kommt es daher, daß ich es für eine Pflicht halte, daß derjenige, welcher in Graf Eldau's Haus ist, sich in den Tugenden übt, welche alle diejenigen auszeichnen sollten, die den Erben eines so alten und berühmten Namens umgeben. Eine schöne Rolle zu spielen, selbst wenn diese nicht ganz mit unserem Gemüth und Charakter übereinstimmt, führt gewöhnlich ein Gutes mit sich, — daß wir damit unseres Gleichen nützen.

— Sie dürften indessen erlauben, daß ich, ohne Einmischung fremder Personen, mich selbst um meine Leute kümmere und selbst beurtheile, was für dieselben gethan werden muß.

— Herr Graf, mein Besuch bei Ihrem Kutscher war eine rein christliche Handlung. Sie hat nichts zu thun mit dem Umstande, daß er in Ihrem Dienste ist. Als Christin hatte ich das volle Recht, Barmherzigkeit zu üben. Und jetzt, Herr Graf, ersuche ich Sie, daß Sie nicht meinetwegen Ihre Schritte mäßigen. Als Hinkende gehe ich bedeutend langsamer, als Sie.

Uebermaß der Vermessenheit! Sie entließ den Grafen.

Ernfrid fand das Benehmen Gabrielle's so, daß es ihn verblüffte. Er antwortete auch nicht ein Wort, sondern setzte seinen Weg an ihrer Seite fort.

Als sie in die untere Hausflur eintraten, kam eine der Kammerjungfrauen der Gräfin und sagte:

— Die Gräfin wünscht mit Mamsell Moulin zu sprechen.

— Ich werde kommen.

— Sage der Gräfin, daß ich hoffe, sie zu gewöhnlicher Zeit im Salon zu treffen, — bemerkte der Graf und sprang die Treppe hinauf.

Gabrielle begab sich in ihre Wohnung.

Nach diesem Tage erhielt der arme Kutscher eine Krankenwärterin und ordentliche ärztliche Pflege.

Als Gabrielle eintrat, rief Lilie ihr entgegen, daß sie verzweifelt sei und sich für den unglücklichsten Menschen auf der Erde halte, weil ihr Mann nichts Anderes thäte, als sie zu plagen.

Er hatte Nachmittags absolut erklärt, daß er

nichts davon wissen wolle, daß die französische Kammerjungfrau, Jaquette, bleibe, sondern daß sie ziehen müsse, weil er, Ernfrid, nicht alle diese Katholiken um sich vertragen könne.

Lilie beschrieb mit lebhaften Farben alle die Infamien, welche ihr Mann seit diesen Tagen, wo er zu Hause gewesen, sich erlaubt.

Unter einem Strome von Thränen beschrieb sie ihren Schmerz darüber, daß er Gabrielle von ihr trennen wolle, und nun auch das einzige Wesen, welches ihr ergeben sei, sie verlasse.

Gabrielle hatte nie ein Weib von Erziehung auf eine so maßlose Weise ihren Gefühlen Luft machen gesehen, wie es Lilie jetzt that.

Nachdem Lilie alle ihre Kräfte in Gefühlsausdrücken erschöpft, folgte eine Ermattung.

Gabrielle suchte durch einige vernünftige Worte sie zu beruhigen und ihr zu zeigen, daß Alles, was sie für so entsetzlich halte, bei näherer Betrachtung eigentlich nicht so gefährlich sei.

Gabrielle suchte sie zu überzeugen, daß der Graf kein Tyrann sei, sondern daß er nur einen bestimmten Widerwillen gegen die katholische Religion habe, und daß dieser irgend einen gültigen Grund haben müsse.

Nach und nach ging Gabrielle von der Vertheidigung des Mannes dazu über, auf Verschiedenes in Liliens eigenem Benehmen hinzudeuten, was sie mißbilligte.

Ihre eigene Entlassung fand Gabrielle ganz natürlich, da sie sich darauf stützte, daß sie Katholikin sei, und der Graf folglich in Beziehung auf den

religiösen Unterricht nur Zweifel über sie hegen könnte.

Was Jaquette beträfe, so behauptete Gabrielle, daß es sie durchaus nicht wundere, wenn der Graf eine Person los sein wolle, die in ewigem Streit mit der übrigen Dienerschaft läge und ein besonderes Vergnügen darin fände, Intriguen zu spinnen.

Gabrielle besaß jene milde Beredtsamkeit, die vom Herzen ausgeht und deßhalb einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Gefühl ausübt.

Sie gab ihren Argumenten ein Gepräge, welches ihnen jeden Vorwurf der Bitterkeit benahm.

Sie sprach von dem Fehlerhaften in Liliens Benehmen, so daß Lilie selbst davon getroffen schien, aber ohne daß die Wahrheit sie verwundete.

Genug! Gabrielle besaß die seltene Gabe, zu gleicher Zeit höflich und wahr zu sein.

Sie gab der Wahrheit eine solche Gestalt, daß sie nicht verletzend wurde, und vergaß nie, daß unter allen empfindlichen Dingen das menschliche Herz das allerempfindlichste sei.

Die wirklich überlegene Geistesbildung, welche Gabrielle besaß, machte, in Verbindung mit ihrem natürlichen feinen Gefühl, daß sie vollkommen einsah, daß, wenn man die Fehler eines Andern verbessern wolle, dies niemals dadurch geschehen könne, daß man mit plumper und ungeschickter Hand in die Saiten des Herzens greife, so daß sie lauter disharmonische Töne hervorbringen.

Nein, es muß mit leichter Hand geschehen. Derjenige, welcher auf ihnen spielen will, muß mit einem so feinen Ohr begabt sein, daß er die falschklingenden

Töne umstimmen und auf diese Weise einen harmonisch klingenden Accord hervorbringen kann.

Die Kunst, die menschlichen Schwächen so zu behandeln, daß man nicht schadet, wo man nützen will, ist so groß, daß nur einige wenige Auserwählte im Besitz derselben sind.

Gabrielle war Eine von diesen.

Lange sprach sie aus der Tiefe der Ueberzeugung ihres Herzens, und Lilie, obgleich mehrere Jahre älter, glich einem unverständigen Kinde, das den klugen Rathschlägen einer ältern Person lauscht.

Als Gabrielle schwieg, schlug die Uhr halb acht.

Es war die Stunde, um welche Ernfrid wünschte, daß man sich versammeln solle.

— Jetzt wollen wir in den Salon hinuntergehen, — sagte sie freundlich, — der Graf erwartet die Gräfin.

— Ich gedenke heute Abend in meinen Zimmern zu bleiben, — antwortete Lilie. — Er hat mich so tief verwundet, daß er nicht verlangen kann, daß ich auf seine Wünsche Rücksicht nehmen soll.

— Frau Gräfin, ich flehe Sie darum, stehen Sie davon ab, diese Rache zu nehmen. Gehen Sie hinunter und zeigen Sie dem Grafen, daß er eine in jeder Beziehung liebenswürdige Frau hat! Ach, ich würde mich stolz darauf fühlen, wenn meine Landsmännin ihren Gemahl seine schlechte Laune dadurch vergessen machen würde, daß sie ihm zeigte, sie sei ein Engel. Es liegt ein großer Triumph in einem solchen Sieg. Ich an Ihrer Stelle möchte desselben nicht verlustig werden.

— Ah, ma chère, Sie kennen nicht alle die

Schmerzen, welche meine Brust erfüllen! — rief Lilie und hatte ihre Gedanken bei Valentin.

Noch hatte sie nicht dieses Geheimniß ihres Herzens Gabrielle mitgetheilt.

— Aber ich weiß, daß die Frau sich selbst vergessen muß, wenn sie ihren Mann und ihre Pflicht vor sich hat. Thun Sie diesen Abend Ihren Gefühlen Gewalt an. Ich beschwöre Sie!

Gabrielle küßte Liliens Hände, sagte ihr tausend aufmunternde Worte und brachte sie durch Schmeicheleien zur Nachgiebigkeit, gerade wie man es mit einem Kinde macht, das man nicht auf andere Weise zum Gehorsam bringen kann.

Das Resultat wurde, daß Lilie, von Gabrielle begleitet, sich einige Augenblicke darauf im Salon einfand.

Es waren dort einige fremde Herrn, welche von L— auf Besuch gekommen waren.

Lilie sah nach den vergossenen Thränen etwas schmachtend aus, was sie unbeschreiblich einnehmend machte; indessen richtete Ernfrid nicht einen Blick auf sie, als sie eintraten, sondern auf Gabrielle.

Das junge Mädchen hatte eine ungewöhnlich lebhafte Farbe. Die großen Augen blitzten noch von der Aufregung in der sie gewesen, während sie sich bemüht hatte, Liliens Gedanken auf ein besseres Ziel, als auf den egoistischen Schmerz zu lenken.

Ihr ganzes Aussehen hatte etwas Edles, Triumphirendes, das aller Bosheit der Welt Trotz zu bieten schien.

Auch Gabrielle richtete ihren ersten Blick auf Graf Ernfrid. Ihre Blicke begegneten sich.

Es kam Gabrielle vor, als wenn die ihrigen bei dem Zusammentreffen mit den eiskalten des Ernfrid zurückgeprallt wären.

— Jene gräfliche Figur gleicht dem ewigen Schnee auf den Alpen. Bei seinem Anblick bekommt man eine unwiderstehliche Lust, zu Tode zu frieren, — dachte Gabrielle.

— Ich werde nie jenes Gesicht vertragen können, — waren Ernfrids Gedanken; aber trotzdem konnte er die Augen nicht von ihr wenden.

Die fremden Herren beeilten sich, die Gräfin zu begrüßen und ebenfalls Gabrielle mit einigen verbindlichen Worten ihre Aufwartung zu machen.

Rittmeister H—sköld ließ sich neben der letzteren nieder und sagte ihr eine Menge Artigkeiten in schlechtem Französisch.

Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich. Der Rittmeister, welcher Anfangs nur aus gewöhnlicher Höflichkeit sich an Gabrielle adressirt hatte, wurde bald so interessirt dabei, daß er seine schöne Wirthin vergaß.

Es versteht sich von selbst, daß Ernfrid Gabrielle coquett fand und daß des Rittmeisters Interesse eine Folge davon sei.

Mit wirklicher Befriedigung bemerkte Gabrielle, daß Lilie sich bemühte, liebenswürdig gegen ihren Mann zu sein, und daß es ihr auch gelang.

Der egoistische Ernfrid konnte mit seiner reizenden Frau vollkommen zufrieden sein, welche diesen Abend sich selbst und ihre Landsmänninnen in einnehmendem Wesen übertraf.

Etwas später am Abend bat Lilie Gabrielle, daß sie spielen möchte.

General H—stöld, der Vater des Rittmeisters, war ein großer Liebhaber von Musik. Er hatte in seinen jüngeren Jahren componirt und man konnte ihm kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn man gute Musik aufführte, aber auch keine entsetzlichere Plage, als wenn er schlecht ausgeführte anhören mußte.

Diejenigen, welche den General kannten, fürchteten sich, vor ihm zu spielen. Sie fürchteten den Kenner, und keine Andere, als Virtuosen traten auf und ließen sich vor dem alten Musiker hören.

Gabrielle ließ sich trotzdem nicht bitten, sondern ging sofort zum Piano.

Graf Ernfrid näherte sich ihr und sagte:

— Mamsell wissen vielleicht nicht, daß der General ein ausgezeichneter Musiker ist?

— Man hat es mir gesagt, Herr Graf.

— Er ist unglücklich, wenn er aus Höflichkeit sich darin fügen müßte, ein mittelmäßiges Talent zu hören, — hob Ernfrid wieder an, — und ich würde es meiner eigenen Gemahlin nicht verzeihen, falls sie auftreten würde und ihn plagen.

— Ich werde mich bestreben, daß der Herr Graf mir nichts zu verzeihen haben wird, — antwortete Gabrielle und warf Ernfrid einen Blick zu.

In diesem Augenblick hätte Gabrielle mit dem schönsten Weibe in der Welt wetteifern können, so einnehmend war ihr Aussehen. Vielleicht dachte Ernfrid es auch, ohne selbst darauf Acht zu geben.

Der General trat heran zum Instrument und sagte artig:

— Darf ich wagen mir von Mamsell Moulin eine Gefälligkeit auszubitten?

— Herr General, es wird mir eine Ehre sein, wenn ich einen Wunsch von Ihnen erfüllen kann, — antwortete Gabrielle.

— Spielen Sie Etwas von Mozart!

— Gern. Was wünschen der Herr General, daß ich spielen soll?

Der alte Mann nannte die Musiknummer, die er zu hören wünschte.

Einige Minuten darauf saß Gabrielle am Piano.

Ernfrid blieb unbeweglich an ihrer Seite stehen und fixirte scharf das junge Mädchen.

Jetzt ertönten die ersten Accorde.

Das schwierige, aber feine Stück von Mozart wurde auf eine Weise ausgeführt, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Das war kein gewöhnliches Gouvernante-Talent, sondern es lag eine überlegene Virtuosität in der Art und Weise, wie Gabrielle das Instrument behandelte.

Der General war entzückt, Ernfrid verwundert.

Gabrielle wurde vom General und von den Fremden beglückwünscht.

Ernfrid, welcher sich nie in Gesellschaft eines Verstoßes gegen die Höflichkeit schuldig machte, verbeugte sich ebenfalls.

Lächelnd sagte Gabrielle zu ihm:

— Ich hoffe, daß der Herr Graf mir nichts zu verzeihen hat?

— Nicht als musikalischer Künstlerin, — antwortete Ernfrid kalt.

Die kleinen Feindseligkeiten von Seiten des Grafen gegen Gabrielle wurden regelmäßig fortgesetzt.

Beim geringsten Schein einer Veranlassung war er mit einer Bemerkung bei der Hand; aber jede solche erschien immer bei genauerer Untersuchung unbefugt.

Sie fiel also auf ihn zurück, der sie gemacht.

Eines Morgens z. B. sah er Gabrielle und seine Tochter ganz früh eine Promenade machen.

Das Fräulein marschirte frisch darauf durch den tiefen Schmutz. In der Allee angekommen, blieb sie stehen und redete zwei Kinder an, die einigen Käthnerleuten von Erikhofs Gut gehörten. Elvira streichelte eines davon.

Alles dies sah Ernfrid von seinem Fenster.

Als Gabrielle und Elvira zu Hause kamen, wurde Erstere sofort zum Grafen gerufen.

Er fragte, ob sie glaube, es stimme mit seinem Willen überein, daß Elvira auf einem so schmutzigen Wege promenire, da ihr Vater ja Pferde im Stalle habe. Damit das Mädchen frische Luft genieße, dürfe man nur Befehl geben, anzuspannen.

Ferner komme es dem Grafen vor, daß Elvira durchaus nicht mit den Bauernkindern zu sprechen, und keineswegs nöthig habe, mit ihnen Kamerad zu sein.

Gabrielle hörte ihm schweigend zu.

Als der Graf schwieg — antwortete sie in einem ruhigen Ton:

— Ich hielt es für ausgemacht, daß der Herr Graf wisse, daß der Arzt Elvira vorgeschrieben habe, eine Promenade zu Fuß im Freien zu machen. Um diese Vorschrift zu befolgen, unternehme ich täglich diese Promenaden mit ihr. Daß sie Kinder der Unterthanen ihres Vaters freundlich grüßt und anredet, ist ja eine Gewohnheit, die sie sich, um ihren Platz im Leben würdig auszufüllen, von Kindheit an aneignen muß.

Darauf war nichts zu antworten.

Graf Ernfrid sagte auch ganz kurz, daß er im Voraus von dergleichen Angelegenheiten unterrichtet zu werden wünsche und selbst bestimmen wolle, was er für recht und mit der gesellschaftlichen Stellung der Tochter verträglich halte.

Dies als ein Beweis dafür, auf welche kleinliche Art und Weise er auf all Gabrielles Thun und Lassen Acht gab.

An einem schönen Vormittag trat der Graf in das Unterrichtszimmer.

Gabrielle wollte die Lectionen fortsetzen, aber der Graf erklärte, daß er selbst die Tochter zu examiniren wünsche, um zu erfahren, was sie während dieser letzten Monate gelernt.

— Der Herr Graf wissen wahrscheinlich, wie viel Elvira konnte, als ich sie unternahm? — sagte Gabrielle.

— Ich vermuthe, daß sie in einem Alter von sechs Jahren die Anfangsgründe vom Lesen und

Schreiben und noch etwas mehr, sich angeeignet hatte — antwortete Ernfrid.

— Nein, Herr Graf, sie hatte noch nicht angefangen zu lesen. Das Wenige, was sie kann, habe ich also allein die Ehre ihr beigebracht zu haben.

Ernfrid biß sich in die Lippen.

Er konnte also nicht einmal das, was sie wußte, auf die Zeit schieben, wo Gabrielle nicht im Hause war.

Er begann die Tochter zu überhören, dieselbe beantwortete seine Fragen ohne Furcht und so correct und geläufig, daß sie den Vater überraschte.

Bei allen seinen vielen und großen Fehlern besaß Ernfrid eine gute Eigenschaft, nämlich die, bis zu einem gewissen Grad gerecht zu sein.

Er konnte deßhalb nach geschlossenem Examen nicht unterlassen auf seine stolze und kalte Manier Gabrielle zu danken. Als Antwort hierauf bemerkte sie:

— Ich werde die Erinnerung an diese Anerkennung des Herrn Grafen, daß ich Danksagung verdient habe, in meinem Herzen bewahren. — Es ist immer ein großer Triumph, daß derjenige, welcher vorzugsweise die Fehler von Jemanden aufsucht, doch zugibt, daß dieser auch einiges Verdienst hat.

— Sie glauben also, daß ich mir Mühe gebe Ihre Fehler ausfindig zu machen?

— Nicht Mühe geben, sondern daß der Herr Graf sie gerne sehen und dagegen die Augen zuschließen vor den möglichen guten Eigenschaften, die bei mir gefunden werden möchten.

— Und wo werden Sie den Grund zu einer solchen Handlungsweise von meiner Seite finden.

— In dem Vorurtheil, welches der Herr Graf gegen mich gefaßt haben. —

Woher dieses stammt, weiß ich nicht; aber dagegen weiß ich zu wohl, daß es existirt.

— Ich versichere Sie, Mamsell, daß ich mich im Allgemeinen nicht von Vorurtheilen beherrschen lasse. Sie sind mir im Uebrigen eine vollkommen fremde Person.

— Und doch, Herr Graf, fällt es Ihnen schwer, mich zu ertragen. Es ärgert Sie, daß Sie noch nichts wirklich Tadelnswerthes an mir haben finden können. Und ich, ich beklage tief, daß Sie die kurze Zeit, die ich hier bleibe, mich nicht zu ertragen vermögen.

In diesem Augenblick kehrte Elvira, die für kurze Zeit in ihre Zimmer gesprungen war, wieder zurück.

Ernfrid ging, nachdem er einige freundliche und herzliche Worte zum Kinde gesagt.

Gabrielle betrachtete ihn, während er das Kind liebkoste, und dachte:

— Dieser Mann, welcher so schonungslos gegen Andere ist, besitzt doch Liebe zu seinem Kinde. Es schlägt also ein Herz in seinem Busen.

Nachmittags bemerkte Arthur scherzend gegen Gabrielle:

— Mein Bruder hat heute menschlicher ausgesehen als gewöhnlich. Er hat sich ja während des Mittagessens zweimal an Sie gewandt.

— Ja, er hat sich wirklich dazu herabgelassen, mich anzureden. Nun, das war wohl nicht zu viel nach Verlauf von vier Wochen, besonders da ich beschlossen habe, daß er mich in acht Wochen darum bitten soll, hier zu bleiben.

— Ich fürchte, daß Ihr Beschluß zu den unausführbaren gehört, — meinte Arthur.

Abends war Ernfrid noch weniger hochmüthig in seinem Benehmen gegen Gabrielle.

Er pflegte sich nie in die Unterhaltung zu mischen, wenn Gabrielle, Lilie und Arthur irgend ein Thema discutirten, sondern es passirte im Gegentheil häufig, daß er ihre Conversation unterbrach; aber diesen Abend nahm er daran Theil,

Noch nie war es vorgekommen, daß er den Wunsch ausgesprochen, Gabrielle spielen zu hören. Nachdem man Thee getrunken, wandte er sich an sie mit den Worten:

— Es würde sehr angenehm sein, ein wenig Musik zu hören zu bekommen.

Der Ton hatte vielleicht zu viel Gebietendes, um einen Wunsch auszudrücken; aber es wäre gar zu viel verlangt gewesen, daß er sie noch einmal auf eine andere Weise hätte anreden sollen.

Gabrielle ging zum Piano.

Mit dem ausgesuchten Takt, welcher eine gebildete Person auszeichnet, spielte sie ein Paar Piecen aus dem Freischütz, von denen sie wußte, daß Ernfrid sie gut leiden konnte.

— Sie haben ein entschieden musikalisches Talent, — sagte Ernfrid, als sie zu Ende war, — man

hört Sie mit großem Vergnügen. — Sehr gnädig, dachte Gabrielle.

Eines Morgens, während sie und Elvira eine ihrer gewöhnlichen Promenaden unternahmen, trat der Graf in das Unterrichtszimmer. Da er es leer fand, ging er in Gabrielle's Vorzimmer.

In diesem befand sich ein kleiner Bücherschrank, welcher nicht dem Eigenthümer von Eriksho f, sondern der Gouvernante gehörte. Den Inhalt davon nahm Ernfrid in Augenschein. Er bestand aus den Werken ausgezeichneter Schriftsteller und war eine richtige Auswahl von Erzeugnissen des Geistes.

Nachdem Ernfrid den Inhalt des Bücherschranks untersucht, näherte er sich einem Schreibtisch, welcher an einem Fenster stand. Dort lagen einige Bücher, die das junge Frauenzimmer wahrscheinlich jetzt las.

Ernfrid öffnete eines derselben.

Es war Cervantes' Don Quixote.

Der Graf warf einen Blick auf die in guter Ordnung liegenden Papiere und streckte die Hand nach einem Buche aus, welches in rothem Maroquin gebunden war und unter jenen lag. Es war wie mit Fleiß versteckt.

Ernfried zog es hervor und öffnete es. Es enthielt Poesien, die von einer schönen und eleganten Frauenhand geschrieben waren.

Er stieß auf folgende Strophe:

„Suche, forsche in dem eig'nen Herzen,
Und reiße aus, wenn auch mit Schmerzen
Das Unkraut all, das dort sich findet.“

Man hörte Schritte im Saal. Ernfrid schlug das Buch zusammen und steckte es in seine Brusttasche.

Er fand Gabrielle in dem nebenliegenden Zimmer.

Bei seinem Anblick schien sie etwas verwundert, besonders da er aus ihrer Privatwohnung heraustrat. — Ich wünschte Sie zu sprechen, — sagte Ernfrid. Etwas genirt dadurch, daß er beim Spioniren angetroffen worden war, fügte er hinzu: — Da ich Sie nicht im Saale fand, glaubte ich, daß Sie in Ihrem Vorgemach wären.

— Hat man denn nicht den Herrn Grafen davon in Kenntniß gesetzt, daß ich mit Elvira promenirte? — antwortete Gabrielle lächelnd.

Ernfrid that, als wenn er das nicht hörte; wäre er aber gezwungen gewesen, die Frage zu beantworten, so hätte er sagen müssen:

— Ich paßte auf, wann Sie ausgingen, um zu untersuchen, was Sie lesen und womit Sie sich in Ihren freien Stunden beschäftigen. Der Graf fing damit an, davon zu sprechen, daß er eine Person aus Stockholm zu verschreiben beabsichtige, welche Elvira das Tanzen lehren sollte, und daß er sich deshalb mit Gabrielle berathschlagen wollte.

In der That sah Gabrielle nicht ein, warum er darüber sich bei ihr Raths erholen wollte. Die darauf folgende Discussion kam Gabrielle's klarem Blick wie ein Scheingrund vor, hinter welchem er die wirk-

liche Ursache seiner Anwesenheit in den Zimmern der Gouvernante verbergen wollte.

Abends brachte Graf Ernfrid selbst die Rede auf Poesie und verschiedene Dichter.

Arthurs lebhafte und etwas übereilte Aeußerung über ein paar ausgezeichnete Dichter veranlaßte Gabrielle, diese in Schuz zu nehmen.

Der Gegenstand interessirte offenbar das junge Weib. Sie äußerte sich mit einer Wärme, welche deutlich zeigte, daß sie jetzt auf ein Gebiet gekommen sei, auf welchem sie vollkommen zu Hause war.

Ihre Gedanken waren erhaben und edel, ihre Worte geistreich, ihre Vertheidigung klar und ihr Urtheil treffend.

Als Gabrielle, ohne es selbst zu merken, sich der Worte bemächtigt hatte, schwiegen die Anderen.

Lilie betrachtete mit Verwunderung die Lehrerin ihrer Tochter, welche sich jetzt auf eine Weise äußerte, welche das Fassungsvermögen und den Gedankenflug Lilie's überstieg.

Arthur fühlte, daß was sie sagte, wahr sei, und er bewunderte das rein Poetische in ihrer Auffassung der Dichtkunst.

Zurückgelehnt im Divan saß Ernfrid und betrachtete fast düster die inspirirte Gabrielle. Als sie schwieg, entstand eine Pause. Alle fühlten, daß sie zu der Schilderung des inneren Lebens des Dichters, welche Gabrielle entworfen, nichts hinzufügen konnten.

Trotzdem unterbrach Ernfrid das Schweigen.

— Da Mamsell Moulin (es war das erste Mal, daß er dem Worte Mamsell den Namen hinzufügte) die Poesie aller Länder so vollkommen zu

kennen scheint, so könnten Sie mir vielleicht darüber Auskunft geben, welcher Dichter diese Strophen verfaßt hat?

Ernfrid zog ein Papier hervor. Ich habe sie aus einem Buche abgeschrieben und es würde mir ein Vergnügen machen, den Verfasser zu kennen.

. . . .

„Ein Zufall nicht die Welt regiert,
Die äuß're und die inn're nicht;
Denn Alles nur Vergeltung ist,
Und Alles Strafe, Warnung, Prüfung,
Ob größ're oder klein're; denn
Gleichwie ein hoher, mächt'ger Ton
In der Ereignisse Gewimmel,
Geht durch das All der weise Glaube,
Daß in dem Himmel Gottes wohne
Die Schicksalslenkung, die allmächt'ge.

Während Ernfrid etwas langsam, aber mit klarer Stimme las, hatte Gabrielle sich tiefer über ihre Stickerei gebeugt.

Die eine Purpurflamme nach der anderen zog über ihre Wangen und die augenfälligste Verlegenheit spiegelte sich auf ihrem Gesichte.

Von Zeit zu Zeit hatte Ernfrid einen prüfenden Blick auf sie geworfen, um die Wirkung des Vorlesens zu erspähen:

— Erkennen Sie diese Verse wieder?

— Ja, Herr Graf, — antwortete Gabrielle, der eine Unwahrheit zuwider war.

— Da kennen Sie wohl den Namen des Verfassers?

— Er gehört zu denjenigen, welche einen solchen nicht haben.

— Möglich, daß er noch keinen solchen erworben! aber es wäre immerhin interessant, ihn kennen zu lernen. Wollen Sie seinen Namen nicht nennen?

Gabrielle blickte hastig auf. Ihre Blicke begegneten Ernfrids, welche in diesem Augenblick den kalten und strengen Ausdruck verloren hatten.

— Jene Verse, Herr Graf, sind in der literarischen Welt unbekannt. Sie sind noch nicht gedruckt worden und . . . . .

— Sie wissen nicht, wie ich sie kennen gelernt? — Ernfrid lächelte. Es war das erste Mal, daß Gabrielle ihn lächeln sah.

— Ich habe sie in einem Buche gefunden; in welchem, werden Sie gleich erfahren.

Ernfrid nahm ein Bleistift, schrieb einige Worte unter die Verse und fügte hinzu:

— Wahrscheinlich hat Mamsell versprochen, den Namen des anonymen Verfassers zu verschweigen. Ich muß mich also darein finden, ihn nicht zu erfahren. Ich kann mir immerhin das Vergnügen nicht versagen, Ihnen den Titel des Werkes zu geben, in welchem ich diese Verse gefunden.

Ernfrid reichte ihr das Papier. Gabrielle warf einen Blick darauf und erröthete.

Ernfrid hob im gleichgültigen Tone wieder an:

— Werden Sie uns nicht ein wenig Musik hören lassen?

Froh, von allen den Fragen wegzukommen, welche sie auf Lilie's und Arthur's Lippen schweben sah, eilte Gabrielle zum Piano.

Sie hatte kaum die ersten Accorde angeschlagen,

als der Bediente meldete, daß Doctor Levitain Mamsell Moulin zu sprechen wünsche.

Gabrielle verließ das Instrument, machte einige Entschuldigungen und eilte auf ihre Zimmer. — Was soll das heißen? — rief der Graf. — Ein Jude als Gast in meinem Hause. — Das wäre ein wenig zu stark. Und es wundert mich, daß diejenige, welche bei Lord Q—field Lehrer gewesen, dergleichen Bekanntschaften hat.

— Dergleichen Bekanntschaften! — rief Lilie, die bei schlechter Laune war, weil sie nichts Näheres von jenen Versen erfahren hatte. — Wer bekümmert sich denn darum, ob ein Mensch Jude, oder Christ ist? Niemand wenigstens, der Anspruch auf Bildung macht. Der Name Levitain ist ein in Frankreich sehr angesehener und geachteter, das mußt Du wohl wissen, der Du Dich so viel in Paris aufgehalten hast.

— Welche Bedeutung dieser Name in Frankreich hat, weiß ich nicht, und das ist mir vollkommen gleichgültig. Ich weiß nur, daß es der Name einer Judenfamilie in Schweden ist. Der Adel in meinem Vaterlande hat sich noch nicht so weit vergessen, daß er Juden sein Haus öffnet. —

— Was beweist das? — fiel Lilie ein. — Doch wohl, daß der schwedische Adel weit hinter andern Ländern in der Aufklärung zurück steht.

— Wirklich, und doch betrachtet Ihr uns Lutheraner als Ketzer, — antwortete Ernfried kalt.

Lilie biß sich in die Lippen, und Ernfrid fuhr fort:

— Falls Du, beste Lilie, liberaler bist, wenn von

einem Juden oder Reformirten die Rede ist, so habe ich keine Lust es zu sein. Ich beabsichtige mich an die Auffassungsweise zu halten, welche ich von dem habe, was sich für einen Edelmann schickt, und deshalb muß die Gouvernante dergleichen Bekanntschaften abbrechen. Ich will nichts davon wissen.

— Erlaube mir, daß ich erkläre, es sei empörend, Deiner Rede zuzuhören! — rief Lilie, sprang auf und verließ das Zimmer.

Ismael Levitains Besuch bei Gabrielle dauerte nur etwas über eine Stunde.

Auf einer Reise nach Kopenhagen begriffen, hatte er den Umweg von fünf Meilen gemacht, um sich zu erkundigen, wie Gabrielle sich befinde und um mündliche Grüße von Madame Moulin mitzubringen, welche in Stockholm ansäßig war.

Als Levitain abgereist war, fühlte Gabrielle sich nicht aufgelegt, wieder hinaufzugehen. Ismael und sie hatten von Abraham gesprochen, und der Doctor hatte einen Brief von diesem vorgelesen, welchen er während der Wiederherstellung nach einer schweren Wunde geschrieben hatte.

Der Inhalt desselben hatte Gabrielle aufgeregt. Sie bedurfte der Einsamkeit.

Eine Ahnung sagte ihr außerdem, daß wenn heute Abend irgend eine Bemerkung Ernfrid entfallen sollte, sie dann eine solche weniger als je würde ertragen können.

Gabrielle besaß wie jeder an Seele, Herz und Verstand gebildete Mensch eine große Selbstbeherrschung; aber diese stand nicht immer unter der Disposition ihres Willens.

Es gab Stunden, in welchen sie mit der größten Anstrengung von der Welt nicht im Stand war, den Ausbruch der Ungeduld zu mäßigen, wenn man irgend einen empfindlichen Punkt in ihrem Innern berührte.

In einer solchen Gemüthsstimmung befand sie sich nach Ismaels Besuch.

Alle Entsagungen, Alles, was sie gelitten und gekämpft, stand lebendig vor ihrer Seele und rief in ihr einen nervösen Schmerz hervor, während die Zukunft keine Hoffnung in sich barg, die ihr entgegenlächelte. Sie fühlte die ganze Schwere der Last, welche auf sie geworfen war, und bedurfte der ungestörten Ruhe, um die aufgeregten Gefühle einzuschläfern.

Gabrielle kannte nicht den Mann, in dessen Haus sie sich aufhielt, wenn sie glaubte, er würde eine solche Probe der Selbstständigkeit erlauben, wie die, daß sie vom Souper ausblieb.

Durch einen Bedienten wurde Gabrielle benachrichtigt, daß das Souper warte.

Sie sagte, daß sie sich nicht wohl befinde und nicht soupiren möchte.

Der Bediente kam indessen später mit einem Gruß wieder, daß der Graf sie zu sprechen wünsche.

Mit einem Gefühle des Mißmuths entsprach Gabrielle der Aufforderung.

Sie trat hinein in den gelben Salon, wo Ernfrid den Fußboden mit langsamen und regelmäßigen

Schritten maß. Beim Anblick Gabrielles blieb er stehen und sagte in einem hochmüthigen Ton:

— Ist Mamsell verwandt mit jenem Juden, welcher sie besuchte.

— Nein, Herr Graf; aber er ist für mich mehr als ein Verwandter; er ist der Wohlthäter und Beschützer meiner Mutter und meiner Schwester.

— Ich wünsche ihm Glück, aber ich bitte mir nichtsdestoweniger aus, daß Sie aus Achtung vor meinem Haus derartige Personen nicht empfangen.

Das Blut schoß Gabrielle in die Wangen. Ihre Augen blitzten und in einem Tone, dem diesmal aller Ausdruck der Verbindlichkeit abging, antwortete sie:

— Solche Personen, wie Doctor Levitain, ehren das Haus, über dessen Thürschwelle sie treten. Der Herr Graf haben also keine Schande dadurch erfahren können.

— Mamsell, Sie vergessen, zu wem Sie sprechen. Ich will nicht, daß der Jude Levitain damit prahlen soll, daß er bei Graf Eldau zum Besuch gewesen sei, und ich verbitte mir ein für alle Mal, daß Sie Besuche empfangen, die ich für unpassend halte. Haben Sie mich verstanden?

— Es wäre wohl unmöglich, den Grafen nicht zu verstehen, — antwortete Gabrielle in einem stolzen Tone, — und noch unmöglicher wäre es, die Worte des Grafen zu vergessen. Ich kann indessen den Grafen versichern, daß Doctor Levitain viel zu viel wirkliche Menschenwürde besitzt, um mit so etwas zu prahlen, wie das, daß er hier gewesen. Er besuchte nicht Sie, Herr Graf, sondern mich! In den Zimmern, welche ich bewohne, habe ich das Recht zu empfan-

gen, wer mir gefällt, sofern es achtbare Menschen sind, und folglich auch denjenigen, den ich am höchsten unter allen Wesen schätze, was mit Doctor Levitain der Fall ist. Ich bin die Lehrerin Ihrer Tochter, Herr Graf, aber nicht Ihre Sclavin, und es gibt also Niemanden, der mir befehlen könnte, diejenigen Freunde zu verachten, welche ich hochschätze.

Gabrielle sagte dies mit einer Heftigkeit, die sie sich nicht erlaubt haben würde, wenn ihr Gemüth ruhig gewesen.

Ohne etwas Weiteres abzuwarten, entfernte sie sich.

Am folgenden Morgen beim Frühstück hatte Ernfrid wieder seine hochmüthige Miene angenommen.

Er sah Gabrielle kaum an, als sie eintrat. Er beantwortete ihren etwas stolzen Gruß mit einer solchen Kälte, daß es Jedem in die Augen fiel.

Gleich war Lilie bei schlechter Laune. Sie wußte, daß Ernfried alle Coquetterie verabscheute und deshalb fing sie jetzt an, mit Arthur zu coquettiren.

Ernfrids Stirne verfinsterte sich. Es entfielen ihm einige Worte über den Mangel an Selbstbeherrschung, welcher die Frauen auszeichnet.

Nachdem er im Allgemeinen gesprochen, wandte er sich plötzlich an Gabrielle und sagte:

— Mamsell, welche behauptet, ihr Leben dem Studium der Erziehung gewidmet zu haben, wird wohl finden, daß derjenige, welcher Kinder heran-

ziehen soll, zu allererst sich selbst und seine aufbrausenden Gefühle muß beherrschen können.

— In diesem Falle, Mamsell, möchten auch Sie viel zu lernen haben, bevor Sie für eine vollendete Erzieherin gehalten werden können.

Gabrielle antwortete nicht; aber lang war der Blick, welchen sie auf Ernfrid ruhen ließ, nachdem eine solche Anklage vor ihrem Zögling und der Dienerschaft ausgesprochen worden war.

Als sie das Zimmer verließ, brach Lilie in heftige Vorwürfe wegen Ernfrids Benehmen aus, und eine sehr unangenehme eheliche Scene folgte darauf.

Ernfrid ging im Zorn von seiner Frau und auf sein Zimmer, wo er einen Brief vorfand. Er erbrach ihn. Gabrielle Moulin war der Name, welcher darunter stand.

Einen stillen Fluch über die Unannehmlichkeiten murmelnd, welche die „verdammten Französinnen" ihm verursachten, blickte er die wenigen Zeilen durch, welche folgendermaßen lauteten:

Herr Graf!

Der Widerwille, den Sie gegen mich hegen, hat jetzt einen solchen Charakter angenommen, daß mir nur übrig bleibt, unverzüglich meine Stelle zu verlassen.

Sie haben mir heute in Gegenwart Ihrer Tochter und Ihrer Dienerschaft eine Zurechtweisung gegeben, welche ich, wenn sie auch verdient gewesen wäre, nie geglaubt hätte, daß Sie auf eine solche Weise sich erlauben würden.

Welche Achtung wollen Sie, daß ein Kind vor einer Lehrerin haben soll, die Sie so behandeln?

Ich kann nicht in einem Hause verbleiben, wo ich nicht all das Gute, welches ich wünschte, auszurichten vermag. Unter solchen Verhältnissen, wie die gegenwärtigen, ist das unmöglich.

Diese können nicht geändert werden; aber ich hatte gehofft, daß Graf Eldau seinerseits Selbstbeherrschung genug gehabt haben würde, um nicht so unverholen seinen Unwillen an den Tag zu legen.

Nun, Herr Graf, ersuche ich Sie, mir zu erlauben, schon in zwei Tagen Erikshof zu verlassen.

Ich gebe zu, daß ich gestern Abend Ihren Ausfällen nicht mit der Kaltblütigkeit, welche ich gesollt, begegnet bin. Darin habe ich gefehlt. — Dieser mein Fehler ist jetzt dadurch wieder gut gemacht, daß ich mich verabschiede.

Ich habe die Ehre zu zeichnen
Gabrielle Moulin.

— Meinetwegen darf sie sich gern verabschieden! — sagte Ernfrid und warf den Brief von sich; aber trotz diesem Ausruf und dieser anscheinend kalten Gleichgültigkeit, streckte er einige Augenblicke darauf die Hand nach dem Briefe aus und nahm ihn wieder.

— Es liegt etwas Satanisches in dem Weibe, — rief er, nachdem er den Brief zum zweitenmal durchgelesen.

— Nein, sie darf nicht reisen; das wäre ein Sieg, den ich nicht gesonnen bin, sie gewinnen zu lassen.

Sonderbar war der Kampf, welcher in Ernfrids stolzer Brust vor sich ging.

Sein Unwille gegen Gabrielle war wo möglich

größer als je, und doch konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß sie sich jetzt entferne.

Alle die Stunden, in welchen Gabrielle durch ihren Geist, ihre fast hinreißende Beredtsamkeit und ihre Musik Ernfrid gleichsam sich selbst, seinen Eckel am Leben und seinen drückenden Hochmuth vergessen gemacht hatte, traten jetzt lebhaft vor seine Seele.

Es kam ihm vor, als wenn er diese Streitereien, diese Feindseligkeiten vermissen würde, welche auf eine piquante Weise ihn belebten und interessirten. Genug, jemehr er an diese verdammte Französin dachte, desto fester wurde sein Entschluß, daß sie jetzt nicht Erikshof verlassen sollte.

Nach einiger Ueberlegung beschloß er zu Lilie zu gehen und auf irgend eine geschickte diplomatische Weise die Sache so zu betreiben, daß diese aus Lust zum Widerspruch Gabrielle überreden sollte zu bleiben.

Ernfrid führte sofort seinen Plan aus und stand gerade im Begriff, in das Boudoir seiner Frau einzutreten, als er durch die Stimme Lilies, die unter den Ausdrücken der größten Heftigkeit sich über ihn beklagte, zurückgehalten wurde.

Lilie weinte und behauptete, sie sei die unglücklichste unter allen Frauen.

— Gegen meinen Willen mit einem Manne verheirathet, den ich nie habe leiden können, — bemerkte sie, — im Herzen an einen andern gefesselt, den ich anbete, war ich schon dadurch unglücklich ge-

nug, ohne noch nöthig zu haben, es durch eine harte und tyrannische Behandlungsweise noch mehr zu werden. Oft betrachte ich mein unglückliches Leben als eine Strafe dafür, daß ich mein Schicksal mit einem Ketzer verbunden.

— Gräfin, Sie haben ja einen Mann geliebt, der denselben Glauben hatte, wie der Graf. Würden Sie es für ein Unglück, für eine Strafe angesehen haben, wenn Sie mit diesem anderen verheirathet worden wären? — fiel eine klare und ernste Stimme ein, die Ernfrid als die Gabrielle's erkannte.

— Nein, ich würde an seiner Seite gefunden haben, daß selbst das Fegefeuer ein Himmel sei, — antwortete Lilie.

— Wenn Sie das denken, Gräfin, dann verbergen Sie es in der Tiefe Ihrer Seele, daß Sie nicht einmal das Echo dieser Gefühle vernehmen, welche ein Verbrechen sind gegen Ihre Pflichten, Ihren Gott, Ihren Gatten und gegen Sie selbst. S i e allein machen das ganze Unglück Ihrer Ehe aus.

— Mag sein, — fiel Lilie laut weinend ein; — gäbe es aber einen Funken von Menschlichkeit in der Brust meines Mannes, so müßte er dieses Unglück durch Zärtlichkeit und Güte gemildert haben. Er hätte mich auf seinen Händen tragen müssen, um mich mein trauriges Schicksal vergessen zu machen.

— Gräfin, was Sie jetzt verlangen, ist mehr, als Sie Recht haben, von einem Mitmenschen zu fordern.

— Ist das zu viel, daß ich von meinem Manne Liebe begehre?

— Ja, da Sie ihm keine schenken. Sie klagen über das Betragen des Grafen; Sie halten ihn für tyrannisch und herzlos. Was haben Sie denn gethan, um ihn anders zu machen? Nichts! — Sie haben bei ihm die Fehler gesucht, während Sie bei Ihnen selbst darnach geforscht haben sollten. Von Ihnen beiden hat der Graf am wenigsten gefehlt. Wenn er Ihnen auch keine Liebe geschenkt, so hat er doch auch keine Andere geliebt. Hätten Sie die unerlaubte Neigung, welche Sie hegen, erstickt und mit Ernst den Charakter Ihres Mannes studirt, so würden Sie jetzt die Kunst besitzen, ihn für sich einzunehmen. Ihre Ehe würde dann etwas ganz Anderes sein, als sie ist. Jetzt suchen Sie die Veranlassung zu Ihrem Unglück in seinem stolzen und herrschsüchtigen Gemüth, in der Verschiedenheit der religiösen Begriffe und betrachten Ihre Leiden als eine Strafe dafür, daß Sie sich mit einem Ketzer verheirathet haben. Gräfin, der stolzeste und herrschsüchtigste Mann kann durch Liebe von Seiten der Frau in das Gegentheil verwandelt werden. Wenn ich die Gattin des Grafen wäre, würde er damit geendet haben, daß er mich liebte. Ein Unglück auf das religiöse Gebiet hinüberzuschieben, ist eine Sünde. Katholik oder Lutheraner, sind wir alle Gottes Kinder, wenn wir darnach streben, ihn durch gute und gerechte Handlungen zu verehren. Denjenigen, welcher immer Gott im Herzen und die Erfüllung seiner Pflichten vor Augen hat, den liebt unser Aller Vater. Es sind also Sie selbst, und nur

Sie selbst, die Sie anklagen müssen. Sie sind nicht glücklich, weil Sie sich nicht auf eine ernste Weise in Ihre Stellung als Gattin und Mutter hineingedacht haben. Beichten und Beten nützt wenig, wenn wir unsere Schuldigkeit vergessen und auf unsere Pflichten mit Füßen treten. Gott sieht auf die Thaten, nicht auf die Worte; und jetzt, Gräfin, bitte ich Sie das, was ich gesagt, zu überlegen. Suchen Sie durch Strenge gegen sich selbst und durch Verträglichkeit gegen Ihren Gatten das Leben erträglich zu machen! Erinnern Sie sich, daß Sie eine Tochter haben! Lassen Sie die Kindheit derselben nicht durch den Einfluß verdüstert werden, welcher aus Zwist und Mangel an Einigkeit unter den Eltern entstehen muß.

Bevor Ernfrid sich zurückziehen konnte, wurden die Thürvorhänge bei Seite geschoben und Gabrielle stand auf dem Thürtritt.

Sie blieb eine Sekunde unbeweglich stehen, dann zog sie hastig die Gardinen hinter sich zusammen und sagte in leisem Tone:

— Ich bitte um Erlaubniß, dem Herrn Grafen ein paar Worte sagen zu dürfen.

Gabrielle ging rasch durch das Cabinet und hinaus in den kleinen Salon der Gräfin.

Einige Augenblicke war Ernfrid unschlüssig, ob er ihr folgen solle; aber schließlich siegte die Neugierde, zu erfahren, was sie wohl zu sagen haben könnte.

Er ging hinaus in den Salon.

— Der Herr Graf beabsichtigte zur Gräfin zu gehen, — sagte Gabrielle. Ich flehe Sie an, sie

allein zu lassen! Sie bedarf es; ihr Gemüth ist so aufgeregt.

— Sie hoffen also, daß ich eine Bitte von Ihnen erfüllen werde?

— Ja! Da ein Feind bittet, so gebietet die Ritterlichkeit, die Bitte zu erhören. Ich weiß, daß der Graf in Uebereinstimmung damit handeln wird.

Gabrielle wollte sich entfernen.

— Sie gehen, bevor Sie mein Versprechen erhalten, daß ich das thun werde, was Sie verlangen.

— Herr Graf, ich halte es nicht für nöthig. Sie sind zu sehr Edelmann, um nicht Gentleman gegen Ihre Frau zu sein.

— Hier handelte es sich um eine Bitte von Ihnen.

— Für sie. Und deshalb war ich sicher, Sie nicht vergebens angefleht zu haben.

Mag sein! Aber bevor Sie gehen, erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten: Wenn Sie in meiner Stelle wären, und einen Brief wie diesen erhalten hätten, — er überreichte Gabrielle das Billet, welches sie ihm Morgens zugestellt — welche Antwort würden Sie mir darauf geben?

— Ein Fuhrwerk, welches am bestimmten Tage die sich verabschiedende Gouvernante dahin führte, wohin sie sich zu begeben wünscht.

— Es ist interessant zu hören, daß Ihre und meine Gedanken sich nie begegnen, sondern immer verschiedene Wege gehen. Ich habe einmal gesagt: am letzten December, dann steht es Ihnen frei, Eriksthof zu verlassen, vor der Zeit habe ich keinen Wagen zu Ihrer Disposition.

— Ich bin also gezwungen, einen Miethwagen zu nehmen, — antwortete Gabrielle und drückte auf den Thürgriff, aber indem die Thüre aufging, ergriff Ernfrid ihre eine Hand mit den Worten:

— Ist es Ihr fester Entschluß, in zwei Tagen abzureisen?

— Ja!

— Haben Sie so wenig Muth, daß Sie die Schlacht nicht noch einige Wochen aushalten können?

Ernfrid führte sie zurück in den Salon und verschloß die Thüre.

— Mein Stolz macht es unmöglich.

— In diesem Falle muß ich sofort zu meiner Frau hineingehen und ihr meine Mißbilligung darüber aussprechen, daß sie unter so lockern Bedingungen eine Lehrerin für ihre Tochter angenommen hat, daß diese ihre Stelle verlassen kann, wann es ihr gefällt.

— Wenn die Gräfin mich unter andern Bedingungen angenommen hätte, so würde der Herr Graf mich nicht haben verabschieden können.

— Möglich; aber der Fehler liegt doch bei meiner Frau, die es so schlecht eingerichtet hat, daß Elvira jetzt mehrere Wochen ohne Gouvernante bleibt.

Ernfrid wandte sich gegen die Cabinetsthüre.

Gabrielle sah die Nothwendigkeit ein, daß Lilie für sich allein ihr Inneres beruhige und ihre Lage überlege. Sie bemerkte deshalb in etwas ärgerlichem Tone:

— Ich bin schon die Ursache zu vielen Verdrießlichkeiten für die Gräfin gewesen; ich will nicht, daß

sie noch mehr haben soll. Ich bleibe bis zum letzten December.

Ernfrid wandte sich hastig um. Gabrielle war aus dem Zimmer geeilt.

Er blickte nach der Thüre und murmelte:

— Diesmal, unbeugsames Weib, ward der Sieg mein.

Ernfrid warf sich ins Sopha und versank in Gedanken.

Nach diesem Tage schien Ernfrid bedeutend verändert. Gegen Gabrielle war er sehr zuvorkommend und bisweilen fast freundlich gegen Lilie, die sich wirklich liebenswürdig benahm.

Sie gab die schönsten Beweise dafür, daß sie Gabriellens Worte zu Herzen genommen und pflegte Abends, wenn sie sich trennten, mit einem einnehmenden Lächeln Gabrielle zu fragen:

— Sind Sie mit mir zufrieden, mon amie?

— Ich bin entzückt, — antwortete Gabrielle und drückte ihre Hände.

— Das veränderte Benehmen Lilies ist ihr Werk, — dachte Ernfried, als er nach einem friedlichen Tag seiner Frau gute Nacht sagte und ihre Hand küßte.

Der Graf machte Ende October eine kurze Reise nach L—.

Als er nach ein Paar Tagen wiederkehrte, war er fast bei heiterer Laune, scherzte und — lachte.

Das letztere kam so selten vor, daß selbst die Bedienung, welche aufwartete, darüber verwundert schien.

— Wir bekommen Fremde diesen Morgen, — bemerkte der Graf gegen Lilie, — General H—sköld hat sich auf ein Paar Tage angekündigt. Er bringt einen jungen Franzosen mit, den er Dir und Mamsell Moulin vorzustellen wünscht. Außerdem kommen Baron E., Graf W. und mehrere, deren Namen ich übergehe, weil ich Dir eine Ueberraschung zu bereiten gedenke. Ich habe dem Hofmeister wegen ihres Empfangs und ihres Besuchs hier während einer Woche Befehle ertheilt.

Am Tage darauf, als man das Haus voll Gästen erwartete, trat Gabrielle etwas vor der Mittagsstunde in den Salon. Sie fand Lilie mit ausgesuchtem Geschmack gekleidet bereits dort.

— Nun, mon amie, freut es Sie nicht, einen Landsmann zu treffen? Mich freut der bloße Gedanke daran. Unsere Gäste sind schon angekommen und sind alle damit beschäftigt Toilette für den Mittag zu machen; aber sie sind mir alle gleichgültig, ausgenommen der Franzose. Ach, mein Gott, noch einmal einen Menschen zu sehen zu bekommen, der nicht einem Steinblocke gleicht, wird meinem Herzen ordentlich wohl thun.

— Gewiß, — antwortete Gabrielle lächelnd, — aber an der Gräfin Stelle würde ich es vorziehen Leben und Seele in dem Steinblock hervorzurufen. Einen feuerfangenden Gegenstand zum Brennen zu bringen, ist ja kein Verdienst; aber Marmor in Gluth zu bringen, ist eine Wunderthat.

Lilie lächelte und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Gabrielle's Worte schlugen bei der kleinen Französin an und brachten sie dahin, daran zu denken, welcher Triumph es sein würde, wenn sie Ernfrids eiskalte Höflichkeit in Liebe verwandeln könnte.

Das war eine Idee, welche der Eitelkeit zusagte. Wenn es nur gelingt, diese Eigenschaft ins Interesse zu ziehen, so ist ein großer Sieg über eine Frau wie Lilie gewonnen.

Gräfin U— und Baron L— waren die ersten, welche sich im Salon zeigten; aber sie hatten kaum Platz genommen, als Arthur hereintrat. Er führte an seiner Hand ein junges Weib von zarter und ausgezeichnet schöner Gestalt und so edler Haltung, daß es Einem vorkam, sie müsse eine Krone tragen.

Bei ihrem Anblick sprang Lilie auf, vergaß alle Forderungen der Convenienz und rief:

— Ach, sieh' Frigga!

Es war wirklich Frigga Harthon, welche aus einem jungen Mädchen sich zu einem jungen Weibe entwickelt hatte.

Fast sechs Jahre waren verflossen, seit wir sie zum letztenmale sahen; aber diese Jahre hatten keine merkliche Veränderung in ihrem Aeußeren hervorgebracht. Der Zug reiner und edler Hoheit, welcher ihr Aeußeres schon als ganz junges Mädchen auszeichnete, was nur noch mehr ausgeprägt worden.

Gabrielle's Augen richteten sich mit großem Interesse auf Frigga.

— Fräulein Harthons Aeußeres zeigt, daß sie ein ungewöhnliches und erhabenes Weib ist, — dachte Gabrielle.

Frigga hatte kaum mit Lilie, Ernfrid und den

Uebrigen Grüße ausgetauscht, als der Bediente General H—sköld anmeldete.

Lilie war gerade im Begriffe, Gabrielle Frigga vorzustellen, wandte sich aber statt dessen hastig gegen die Eintretenden.

Der General wurde von seinem Sohn, dem Rittmeister, und einem hochgewachsenen, schlanken und schönen jungen Mann in französischer Uniform begleitet.

Der alte General verbeugte sich mit ritterlicher Artigkeit vor der schönen Wirthin und präsentirte:

— Major Levitain.

— Mein Gott, Mamsell Moulin, befinden Sie sich nicht wohl? — flüsterte Arthur.

Gabrielle war beim Eintritt des Major Levitain todtenbleich geworden.

— Ich weiß nicht, — stammelte Gabrielle, ohne ihren Blick von dem Fremden zu wenden.

Beim Namen Levitain fuhr Ernfrid zusammen, als wenn er von einer Schlange gestochen worden wäre. Er biß sich in die Lippen.

Der General fügte seiner Präsentation hinzu:

— Gräfin, Ihr Landsmann, Major Levitain, ist ein Mann, welcher Orden, Auszeichnungen und Wunden im Algierischen Kriege gewonnen hat. Er ist einer von Frankreichs Helden.

Abraham Levitain, denn er war es, verbeugte sich artig vor Lilie.

Mit französischer Artigkeit sprach er einige verbindliche und schmeichelhafte Worte zu der schwedischen Gräfin, welche mit bezauberndem Lächeln sein Compliment erwiederte.

Ernfrid suchte des Aergers Herr zu werden, den der Name Abrahams ihm verursachte, und begrüßte ihn nach allen Regeln der Convenienz; aber etwas außerordentlich Kaltes und Steifes lag in dem ganzen Wesen des Grafen.

Abraham gab nicht Acht darauf; er war zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt.

— Herr General, — sagte Abraham, — nachdem er alle Forderungen der Artigkeit erfüllt und seine Augen im Salon hatte herumschweifen lassen, — Sie versprachen mir, mich der jungen Dame vorzustellen, welche sich im Hause des Grafen aufhält.

— Ich habe mein Versprechen vergessen, Monsieur, aber ich suche vergebens nach ihr. — Ah, sieh da sitzt sie in der Fenstervertiefung. Die Gardine und Graf Arthur hatten sie meinen Blicken verborgen.

Der General marschirte gerade auf Gabrielle zu.

Der Major folgte ihm.

Als sie vor dem jungen Mädchen standen, war Abraham so blaß, als wenn er im Begriff gewesen wäre, einem furchtbaren Feinde entgegenzutreten.

— Erlauben Sie, Mademoiselle Moulin, daß ich Ihnen Major Levitain vorstelle, — sagte der General.

Gabrielle stand auf; ihr Gesicht war weißer, als der Schnee, der das Feld bedeckte.

— Ich wagte nicht zu hoffen, daß Sie sich meiner erinnern würden, — setzte Abraham mit etwas unsicherer Stimme hinzu, — darum ersuchte ich den Herrn General, mich Ihnen vorzustellen.

Abraham setzte sich auf einen Stuhl gerade Gabrielle gegenüber.

Aller Blicke folgten dem schönen Fremden und richteten sich auf ihn und sie.

Obgleich Gabrielle sich dessen vollkommen bewußt war, so vermochte sie doch nicht ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Das Herz wollte sein Gefängniß zersprengen.

Sie empfand bei diesem Wiedersehen eine so heftige Freude, daß sie zu sterben wünschte, um nicht im nächsten Augenblick nöthig zu haben zu dem Bewußtsein all' der Entsagung zu erwachen, welche sie sich auferlegt.

— Ueber ein halbes Decennium liegt zwischen unserer Trennung und unserem Wiedersehen, — bemerkte Abraham nach einer kurzen Pause, — und ich fürchtete, daß Sie mich gänzlich vergessen hätten. — Ihre Aufregung, theure Gabrielle, beweist mir, daß die Erinnerung an die Vergangenheit nicht aus Ihrer Seele verwischt ist.

— Die Erinnerung an das Vergangene, worauf Sie hindeuten, kann nicht verwischt werden, — antwortete Gabrielle und reichte Abraham die Hand.

— Der Tisch ist servirt! — hieß es.

Abraham bot Gabrielle seinen Arm:

— Dank für diese Worte, sie haben mein Herz mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung erfüllt, welche mein Leben erhalten hat. Mit Freuden habe ich Alles durchgemacht, was ich gelitten, da es mir vergönnt worden ist, einen Augenblick, wie diesen, zu erleben.

Während der Mahlzeit gewann Gabrielle wieder vollkommen die Gewalt über sich selbst und sprach

geläufig mit ihren beiden Tischnachbarn, — Abraham und Rittmeister H—sköld.

Die Conversation ging bald auf den Krieg über, an welchem Abraham theilgenommen. Durch die geistreiche Weise, wie der junge Jude verschiedene Ereignisse aus demselben schilderte, wurde diese so interessant, daß Alles schwieg, um ihm zuzuhören.

Nach Tisch stellte Lilie Gabrielle der Frigga mit folgenden Worten vor:

— Mamsell Moulin, die Lehrerin meiner Tochter und meine Freundin!

Welches Glück, daß Ernfrid diese letzten Worte nicht hörte! Gewiß hätte er schwerlich seiner Gattin verziehen, daß sie die Gouvernante ihre Freundin nannte.

Frigga reichte Gabrielle die Hand mit der herzlichen Versicherung, daß es ihr besondere Freude mache, Mamsell Moulins Bekanntschaft zu machen. Lord Q—field hätte mit so vielem Lobe von ihr gesprochen, daß Frigga sich sehnte, sie persönlich kennen zu lernen.

Etwas später am Abend finden wir Frigga, Gabrielle und Abraham im Gespräch mit einander.

Frigga fragte, ob Abraham von Paris komme.

— Nein, ich that bei meiner Abreise das Gelübde, daß wenn der Tod mein Leben während der Kämpfe in Algier schonte, so würde ich nicht eher in die Heimath zurückkehren, als bis ich das Weib, das ich liebe, wiedergesehen, und um deren willen ich die Kugeln gerade und ungerade um mein Leben spielen ließ.

—Es war also die Liebe, welche Sie zum Krieger machte? fragte Frigga lächelnd.

— Ja, mein Fräulein, und sie ist es auch, welche mich bewogen hat, den Kriegsschauplatz zu verlassen.

— Wann gedenken Sie nach Paris zurückzukehren? — fragte Frigga.

— Wenn ich meine Braut mit mir dahin führe, — antwortete Abraham.

Lilie rief Frigga.

— Sind Sie während dieser Jahre nicht ein einziges Mal im Vaterhause gewesen? — fragte Gabrielle, als Frigga sich entfernt hatte.

— Nein, und ich konnte nicht dorthin zurückkehren, bevor ich Sie, Gabrielle, wiedergesehen. — Für mich gab es nur Gefahren und der Tod, da mich das Glück und die Liebe verließen.

— Eine etwas egoistische Auffassung des Lebens! — meinte Gabrielle.

— Egoistisch — und warum? Darum, weil ich nicht den Schmerz mich in der Unwirksamkeit tödten ließ. — Ach, Gabrielle, Sie werden nie fassen, was Ihre Flucht mich kostete. Mich, der Sie bis zur Tollheit liebte!

— Was Sie jetzt sagen, Abraham, beweist nur, daß Sie an sich selber denken. — Sie haben indessen Eltern am Leben. Gegen diese haben Sie zarte Pflichten, und doch haben Sie diese vergessen.

— Ist es beim ersten Zusammentreffen nach so vieler Jahre Trennung, daß Gabrielle mir Vorwürfe macht? — Die treue Ergebenheit, welche mein Herz bewahrt hat, berechtigt mich doch wohl zu etwas Anderem.

— Die Freundschaft, Abraham, spricht immer

die Sprache der Wahrheit, — antwortete Gabrielle in einem so milden Tone und mit einer so zärtlichen Stimme, daß sie Abraham wegen aller der Qualen, welche er ausgestanden, hätte trösten können.

— Sie wissen, — fügte sie hinzu, — daß es für mein Herz keine größere Freude gab, als Sie wiederzusehen, aber Sie wissen, daß die Pflicht dieses Wiedersehen zu einer neuen Trennung macht.

— Sprechen Sie nicht so! — fiel Abraham ein. — Es gibt kein göttliches und menschliches Gesetz, welches befiehlt, daß wir uns wieder trennen müssen.

Der General kam und unterbrach sie.

Er nahm Abraham mit sich, um mit ihm zu trinken.

Mehrere Herrn waren um eine Bowle versammelt.

Mit Ausnahme einiger kalter Höflichkeitsphrasen, als Ernfrid Abraham begrüßte, hatte er diesen seinen Gast nicht angeredet.

Jetzt, als die Herren ihre Gläser leeren wollten, wandte er sich an den jungen Juden und sagte in einem vornehm herablassenden Ton:

— Ist der Herr Major verwandt mit einer jüdischen Familie hier in Schweden, welche den Namen Levitain führt?

— Ja, Herr Graf, Doctor Levitain ist mein Cousin.

Einige jener Alltagsseelen, welche über alles Ausländische, beim Klange schöner Titel und beim Anblick der neuesten Moden in Verwunderung gerathen, spitzten die Ohren und machten ungeheuer

lange Gesichter, als sie Abrahams Antwort vernahmen.

Diese kleinen Barone und Lieutenants, welche einen Augenblick vorher alles, was er that, göttlich, den Schnitt seiner Uniform unvergleichlich und seine Conversation glänzend gefunden hatten, bekamen jezt ganz entgegengesetzte Gedanken.

— Ein Jude geistreich und gentlemännisch! Unmöglich!

— Ich vermuthe, daß der Major katholisch ist, — bemerkte ein kleiner neueingekleideter Lieutenant mit einer gräflichen Krone als Erbtheil.

— Nein, Monsieur, in Frankreich braucht man nicht ein Abtrünniger von seinem Gott zu sein, um das Recht zu haben, seinem Vaterlande zu dienen. Ich bin Jude von Geburt und Religion.

Abraham sprach dies in einem solchen Ton, daß Alle einsahen, er rechne sich seinen Glauben und seine Herkunft zur Ehre.

— Brav gesprochen, Herr Major! — rief der General. Es wäre zu wünschen, daß wir in Schweden dasselbe sagen könnten, aber wir sind noch nicht so weit in der Aufklärung gekommen, daß wir Religionsfreiheit besitzen.

— Das ist beklagenswerth, — antwortete Abraham; — aber daß trotzdem wahre Aufklärung und Bildung in Ihrem Vaterlande zu finden sind, davon haben Sie und mehrere Ihrer Landsleute mich überzeugt. Monsieur, Ihr Wohlsein!

Abraham erhob sein Glas.

Alle und auch der Wirth fanden für rathsam, gute

Miene zu machen und auf keine Weise ihren Gedanken freien Lauf zu lassen, welche den allgemein geachteten und gefürchteten General hätten verletzen können.

Frigga's Gesang tönte herüber aus dem Musiksalon.

Der Klang davon lockte Alle dahin. Jeder lauschte mit Entzücken diesen wunderbaren Tönen; beim Klange derselben vergaß man alles Kleinliche.

Der Tag darauf war sanft und sonnig. Die Gäste auf Erikshof unternahmen Vormittags eine Promenade.

Treulich wanderte Abraham an Gabrielle's Seite.

Mit der glühendsten Beredsamkeit sprach er von seiner Liebe und flehte sie an, seine Gattin zu werden. Wenn sie fortfahre, sich zu weigern, dann bliebe ihm nichts übrig, als nach Algier zurückzukehren. Es beruhe also auf ihr, ob er seine Eltern wiedersehen solle! Mit Wärme, mit hinreißender Innigkeit suchte Gabrielle Abraham zu zeigen, daß ihre Hand ihm nicht eher gehören könne und dürfe, als sein Vater im Stande sei, ohne Schmerz ihre Vereinigung zu segnen. — Lasse die Liebe zu mir Dich zu Deinen Eltern wieder zurückführen und nicht mehr von denselben trennen! Dann zeigst Du, daß Deine Liebe ebenso edel und aufopfernd wie stark ist, — sagte Gabrielle.

Das Gespräch zwischen ihnen konnte nicht fortgesetzt werden, und Abraham wanderte düster an Gabrielle's Seite.

Nachmittags nahm man die Gemäldesammlung und das Museum für Kunstsachen und Curiositäten

in Augenschein; hierauf zerstreute sich die Gesellschaft in kleinen Gruppen in den verschiedenen Zimmern.

In einem achteckigen Cabinet saßen Frigga und Arthur und sprachen vertraulich mit einander.

Im großen Salon machten einige Herren Lilie ihre Aufwartung, und in geringer Entfernung von ihnen hatte Gräfin U— und die Freiherrin El— sich niedergelassen, um die Wirthin des Hauses zu verleumden.

General H—sköld und einige ältere Militärs waren in Graf Eldaus sogenannter Rüstkammer versammelt, um die Waffensammlung zu besehen.

Gabrielle und Abraham hatten sich vor ein allegorisches Bild in der Gemäldegallerie hingestellt, welches den Menschen darstellte, wie er auf der Erde stand und an diese von dem Leben und den Leidenschaften festgehalten wurde, welche seine Kniee umfaßten und ihn gleichsam an diese Welt fesselter, während der Tod ihn in demselben Augenblick in seine Arme schloß, in welchem der Engel der himmlischen Liebe seine Lippen mit einem Friedenskuß berührte.

Man sah, daß die Arme der Figuren, welhe das Leben und die Leidenschaften repräsentirten, herabsanken, und daß der Tod siegreich aus dem Kampfe hervorging. Mit einem Ausdruck des Schmerzes richtete sich das gebrochene Auge auf das Leben; aber der Engel der Liebe deutete auf den Himmel und lächelte.

— Der Gedanke, der diesem Gemälde zu Grunde liegt, ist sublim, — bemerkte Gabrielle.

— Ja, er enthält eine große Wahrheit. Unser Dasein ist nichts weiter, als ein beständiger Kampf

zwischen Leben und Tod. Der letztere wird ja doch immer siegreich.

Und demungeachtet denken wir am wenigsten an denselben. Unsere Freuden und Leiden würden einen ganz anderen Charakter annehmen, wenn wir leben lernten, um sterben zu können.

— Gewiß, aber der Schmerz bleibt doch unzertrennlich von unserem Dasein, wir mögen unsere Hoffnung so hoch stellen, wie wir wollen, — sagte Abraham. — Wir können nicht sterben lernen, ohne erst den Werth des Lebens zu kennen, und dieser ist in der Liebe enthalten.

— Ja, eine wahre, hohe und himmlische Liebe gibt nur diese Erkenntniß, aber nicht eine irdische. — Lieben wir mit den edelsten Gefühlen unseres Herzens, dann ist unser Ziel ein höheres als der Gewinn eines augenblicklichen Glücks.

Gabrielle blickte auf zu Abraham.

— Welchem Ziele wir auch nachstreben, so bleiben wir doch Menschen und lieben als solche, — fuhr Abraham fort. — Ich habe gesucht, jeden irdischen Wunsch aus meiner Seele zu verjagen; aber ich vermag es nicht. Meine Liebe, Gabrielle, ist zu gleicher Zeit leidenschaftlich und heilig, — sie ist ein Theil meines Lebens. — Abraham ergriff ihre Hand und fügte mit Wärme hinzu; Nehme diese von mir und ich höre auf zu leben. — Ich habe zu viel gelitten, um nicht das Recht zu haben, ihr zu sagen: verlange Alles von mir; aber verlange nicht, daß ich aufhören soll zu hoffen! Du sagtest heute: mache Deine Liebe ebenso aufopferungsfähig wie stark. — Ich werde es; aber ich muß trotzdem die Hoffnung

besitzen. Und nicht wahr, geliebte, theure Gabrielle, dieses einzigen Trostes wirst Du mich nicht berauben?

— Nein, mein Abraham! Hoffe auf den Allgütigen und glaube, daß nur der Tod das Herz Gabrielle's vermögen kann, daß es aufhöre, für Dich zu schlagen. Aber, wenn mein Friede und meine Ruhe Dir lieb sind, so flehe ich Dich an: Reise, — reise unverzüglich zurück zu Deinem Vater. Es gibt keine Sorge, keinen Schmerz für Gabrielle, wenn sie weiß, daß Abraham einer heiligen Pflicht gehorcht, und daß sie nicht mehr die Ursache ist, daß er diese vergißt.

Gabrielle faltete die Hände und fügte hinzu:

— Beim Gott Deiner Väter beschwöre ich Dich, mich zu erhören! Willst Du, daß Dein Vater mich als diejenige verfluchen soll, welche das Herz seines Sohnes von ihm entfernt hat?

— Ah, mon Dieu, was sehe ich! Monsieur Levitain und Mamsell Moulin in die Betrachtung des Sieges von dem Tod und von der Liebe über das Leben versenkt!

Abraham wandte sich hastig um.

Lilie stand hinter ihnen.

Durch eine andere Thüre traten Ernfrid und General H—sköld ein.

Die Augenbrauen des alten Generals waren zusammengezogen. Er sah unzufrieden aus. Sich Levitain nähernd, sagte er in einem Tone, welchem er einen scherzenden Anstrich zu geben suchte:

Ich bin gezwungen, dem Herrn Major einen Rückzug von Erikshof vorzuschlagen. — Ich schmeichle mir damit, daß Sie, welcher sich freiwillig unter

mein Commando gestellt, nicht auf dem Platze bleiben, wenn ich Retraite commandire.

— Monsieur General, ich gehorche stets Ihren Befehlen, — antwortete Abraham artig und verbeugte sich.

Seine raschen und lebhaften Augen richteten sich zuerst auf den General und dann auf Ernfrids stolze Figur.

Er argwöhnte, daß etwas zwischen dem hochmüthigen Wirth und dem alten Krieger vorgefallen sei.

Er irrte sich auch nicht. Ernfrid, welcher Abrahams Anwesenheit in seinem Hause nicht ertragen konnte, hatte gegen den Rittmeister H—sköld einige Worte darüber fallen lassen, daß es ihm unangenehm sei, genöthigt zu sein, einen Juden als Gast zu empfangen.

Der Rittmeister gab eine sarkastische Antwort, und ein Meinungsstreit, der zwischen beiden Männern entstand, war etwas lebhaft gewesen. Mitten darin trat der General zu ihnen herein.

Sofort setzte der Rittmeister ihn in Kenntniß von der Ursache des Disputs. Der General gab, ohne ein Wort an Ernfrid zu richten, Befehl anzuspannen und suchte Abraham auf.

Vergebens suchte Ernfrid durch einige Höflichkeitsphrasen den alten Krieger zu versöhnen. Dieser hörte aber nicht darauf. Er betrachtete sich durch das, was Ernfrid über Abraham geäußert, als beleidigt und wollte keinen Augenblick unter Graf Eldaus Dach verweilen.

Als sie abgereist waren, bekamen alle Zungen freien Lauf.

Man wunderte sich über den General, welcher einen Israeliten unter seinen Schutz nahm und erschöpfte sich in Vorwürfen gegen den letztern, wegen seiner Keckheit, sich in eine der vornehmsten Familien Schwedens eindrängen zu wollen.

Gabrielle hörte alles dieses und schwieg; aber das Blut brannte wie Feuer in ihren Adern.

Lange brauchte sie indessen nicht die Tortur auszuhalten, daß sie schweigend die Verleumdungen gegen den, welchen sie liebte, anhören mußte; denn Frigga unterbrach plötzlich die Haranguen mit den Worten:

— Major Levitain ist unseren kleinlichen christlichen Vorurtheilen gegen das Volk, dem er angehört, vollkommen fremd und kann sie nicht einmal begreifen. Uebrigens, — fügte sie mit feinem Lächeln hinzu, — wenn von Adel und Ahnen die Rede ist, so können wohl die Juden, streng genommen, sich als die eigentliche Aristokratie der Menschheit betrachten. Sie stammen von einem Volke ab, welches Gott zu dem seinigen auserwählte, und dies ist ein höherer Adel, als derjenige, welcher durch Königsgunst entstanden ist.

Alle schwiegen.

Man opponirte nie Frigga Harthon. Dazu genoß sie viel zu viel Achtung und Bewunderung. Mit ihrer erhabenen und aufgeklärten Denkweise beherrschte sie alle Engherzigkeit in ihrer Umgebung, und wenn sie auch nicht die Tadelsucht und die Mißgunst tödten konnte, so hielt sie doch die Ausbrüche

derselben in ihrer Gegenwart durch einige Worte im Zaume.

Nachdem die Fremden sich noch zwei Tage bei Graf Eldau aufgehalten, reisten sie ab, und nur Frigga blieb noch einige Tage.

Gerade als die Wagen der letzten Gäste die Erikshofer Allee hinabfuhren, kam ein Bedienter in Livree des Generals H—sköld dieselbe heraufgeritten.

Gabrielle befand sich mit den Uebrigen im Salon, als man ihr einen Brief mit den Worten übergab:

— Ein reitender Boote ist mit diesem von Nygaard angekommen und bittet um Antwort.

Gabrielle ging in ihre Zimmer hinab, um den Brief zu lesen.

Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Theure, immer geliebte Gabrielle! Sechs Jahre sind verschwunden, seit ich das erste Mal zu Dir von meiner Liebe sprach, und sie ist heute ebenso warm, ebenso mächtig und ebenso stark, wie damals; aber sie ist reiner und Deiner mehr würdig.

Das Leiden hat auch auf meine Seele seine Herrscherhand gelegt; und Du hast nicht vergebens gefleht. — Ich werde reisen — reisen, ohne Dich noch einmal wiederzusehen.

Ich weiß jetzt, was ich früher nicht begriff, daß der Sturm sich legen mußte, bevor die Strahlen der Sonne wirken und den vom Gewitter verheerten Gegenden Segen bringen.

Ich werde nicht mehr mit wildem Trotz den Himmel an mich herabzuziehen suchen, sondern ich werde es verdienen, zu ihm empor gehoben zu werden.

Ich kann möglicher Weise an Trauer über das Glück

sterben, dem zu entsagen Du mir geboten hast, aber ich werde nicht vergessen, meinen Vater anzuflehen.

Ich habe Dich wieder gefunden, um auf Deine Bitte wieder zu fliehen. — Gabrielle, begreifst Du, wie hoch meine Seele Dich liebt, da ich mich selbst so verleugnen kann? Mein Weg geht jetzt nach dem Elternhause.

Der Gott meiner Väter hat mich das Licht Deiner Augen erblicken lassen. Dieser Gnade wäre ich nicht länger würdig, wenn ich in egoistischem Schmerz vergäße, wessen Willen Du Dich einst opfertest.

Ich habe unter dem wilden Schmerz der Leidenschaften vergessen, ebenso hochsinnig wie Du zu sein.

Die Ursache liegt in meiner Liebe. Der Schmerz jagte mich aus dem Vaterhaus. Die Ehrfurcht vor Dir führt mich, seinen einzigen Sohn, wieder zurück in das Haus des Vaters.

Nun wohl, klarer Stern meiner Liebe, einmal hätte ich Dich den Armen Deiner Mutter entreißen können, um Dich mit Gewalt als die meinige zu entführen, — jetzt gehe ich freiwillig von dannen, um Dir zu zeigen, wie heilig und ernst meine Liebe ist, und flehe Dich nur um einige Worte zum Troste auf der langen Reise.

Wenn ich demnächst vor Gabrielle stehe, hat mein Vater unsere Liebe gesegnet.

Ewig Dein
Abraham.

Als Antwort hierauf schrieb Gabrielle:

„Gabrielle wird auf der Erde keinen Andern lieben, als Abraham. — Diese Liebe wird ihr in's

Grab folgen, und im Himmel wird dieselbe sie mit Abraham vereinigen.

Gehe, Liebling meines Herzens, und sage Deinem Vater, daß unserer Aller Gott einst alle diejenigen vereinigen wird, welche die Prüfungen mit Geduld ertragen.

Zeige ihm, daß das Herz, welches mich liebt, sein Glück seiner Pflicht opfern kann! — Zeige, daß Du eines Vaters würdig bist, der seines Glaubens wegen sein und seines Sohnes Glück opferte, und ich werde stolz sein, Dich zu lieben! Glaube, hoffe und erinnere Dich, daß unsere Herzen in einer treuen und heiligen Neigung vereinigt sind.

Der Tag ist jetzt gekommen, an welchem Elias Levitain erkennen wird, daß sein Sohn des Opfers seiner Liebe würdig war. Ich bin zufrieden, denn der Abraham, welcher Gabrielle anbetet, besitzt eine Seele, die so stark und mächtig ist, wie die seines Stammvaters.

Leb' wohl! Getrennt, oder einander nahe bin ich im Leben und im Tod

Deine

Gabrielle.

In demselben Augenblick, wo Gabrielle den Brief zusammen legen wollte, wurde die Thüre zum Unterrichtszimmer aufgerissen, und Ernfried trat herein.

Er trat auf sie zu und sagte mit ungewöhnlicher Heftigkeit:

— Sie fanden die Bemerkung, welche ich vis à vis dem Besuch des Doctor Levitain machte, unpassend; aber ich dürfte mich statt dessen berechtigt finden, zu

erklären, daß ein Briefwechsel zwischen Ihnen und dem jungen Juden aus Algier alles Andere ist, als passend.

— Herr Graf, — sagte Gabrielle und stand hastig auf, — ich bitte, ereifern Sie sich nicht!

Auf den Wangen des jungen Mädchens brannte ein hohes Roth.

— Mamsell, — rief Ernfrid ohne alle Besinnung, — ich halte es für im höchsten Grade anstößig, daß ein Mensch einen reitenden Boten mit einem Briefe an die Gouvernante meiner Tochter schickt, und noch mehr, daß sie denselben beantwortet, ohne das Tadelnswerthe einer solchen Handlungsweise zu bedenken. Mir scheint es vollkommen genug mit dem Scandal zu sein, daß Major Levitain es unternommen hat, mein Haus zu betreten. Ich bin auch nicht gesonnen, es zu dulden, daß Sie sich so unverhohlen um Ihre Liebesangelegenheiten bekümmern. Unbeflecktheit in Sitten und Benehmen fordere ich von derjenigen, welche meiner Tochter mit einem Beispiel darin vorangehen soll.

— Graf Eldau, Sie überschreiten die Gränzen des Schicklichen, — sagte Gabrielle mit einer vor Aerger zitternden Stimme, indem sie an Ernfrid vorbeiging, den Glockenzug ergriff und hinzufügte:

— Da Sie sich für berechtigt halten das zu sagen, was Sie sich jetzt erlaubt haben, so bitte ich Sie, das Unritterliche zu bedenken, welches darin liegt, sich sogar dahin zu vergessen, daß Sie ungerechterweise eine Frau beleidigen.

Gabrielle richtete ihren Kopf in die Höhe, ihre Augen flammten, als sie dieselben auf Ernfrid richtete.

Ein Diener erschien in der Thüre. Gabrielle reichte ihm den Brief und sagte mit lauter und klarer Stimme:

— Uebergeben Sie dem Boten des Major Levitain diesen Brief.

Der Bediente entfernte sich.

— Was glauben Sie, daß dieser Lümmel von einem Briefwechsel zwischen Ihnen und dem Major denkt? — Gibt es mehr als einen Schluß, den er daraus ziehen kann? — fragte Ernfrid.

— Ich glaube, Graf, daß unser Gespräch viel zu lange gedauert hat, und daß der Bediente wirklich mehr Grund hat, sich über Ihre Anwesenheit hier zu verwundern, als darüber, daß ein Landsmann von mir mir einige Zeilen zusendet, die ich beantworte.

Gabrielle verließ das Zimmer und begab sich nach dem Salon.

— Von wem war der Brief? — fragte Lilie.

— Von Major Levitain, — antwortete Gabrielle.

— Sie kennen ihn also von früher? — hob die Gräfin wieder an.

— Ja, sehr wohl. Ich habe des Doctors und des Majors Bekanntschaft unter solchen Verhältnissen gemacht, daß ich ihm für das ganze Leben Dankbarkeit schuldig bin.

— Wenn es nicht ein Geheimniß ist, so theilen Sie mir mit, wie Sie ihn kennen gelernt haben, — sagte Frigga. — Mamsell Moulin ahnt nicht, wie ich mich für alles interessire, was auf den Namen Levitain Bezug hat und für Alle, die den Namen Moulin tragen. Der letztere hat vor vielen Jahren

zurück in meinen Ohren geklungen und sich gleichsam in meine Seele eingegraben. Ich habe mit dem Banquier Elias Levitain einzig deßhalb Bekanntschaft gemacht, um über eine Person mit jenem Namen Auskunft zu erhalten.

— Es wird mir ein Vergnügen machen, das Verhältniß mitzutheilen, in welchem ich zu Levitains Familie stehe, — antwortete Gabrielle.

Jede Spur von Aerger und Mißvergnügen, die sich in Gabrielle's Gesicht abspiegelten, als sie eintrat, war jetzt verschwunden, und sie erzählte was der Leser bereits weiß, auf jene piquante geistreiche Weise, welche immer die Manier ihres Erzählens auszeichnete.

Auf eine rührende Weise beschrieb sie ihre Mutter, die Armuth, in welche sie gerathen, und die Hülfe, welche ihnen durch Doctor Levitains Hand geschickt worden sei.

Sie erwähnte darauf, wie leer es gewesen, seit Doctor Levitain abgereist. Sie sprach von all der Freundschaft und dem Wohlwollen, welche sie in der jüdischen Familie Israelieri gefunden und wie sie schließlich aus einem Billet, welches Abraham an eine ihrer Schülerinnen, Judith Israelieri, geschrieben, die Handschrift wieder erkannt habe, und so dem unbekannten Geber der 1000 Franken auf die Spur gekommen sei.

Sie erwähnte ferner, wie Abraham bei Marquis de Maillé die Bekanntschaft ihrer Mutter gemacht, und später der Schüler Gabrielle's geworden sei.

— Daß wir in Paris nicht vor Noth umkamen, das haben wir Ismael und Abraham Levitain zu

verdanken, — schloß sie, — und ich frage, ob es möglich ist, Menschen zu vergessen oder sie zu lieben aufzuhören, zu denen man in einer solchen Verbindung steht.

— Unmöglich, — antwortete Frigga. — Derjenige, welcher solche Züge der Menschenliebe vergessen könnte, müßte ein Wesen ohne Herz sein.

— Aber, es ist noch nicht genug damit, — hob Gabrielle wieder an. — Als die Marquisin de Maillé und Graf Arthur mich überredeten, eine Gouvernantenstelle in Graf Eldau's Haus zu übernehmen, und ich mit meiner Mutter und Schwester nach Schweden hinüberreiste, waren es Doctor Levitain und seine Familie, welche uns mit dem innigsten Wohlwollen aufnahmen. Wenn ich daran denke, wie er gegen uns gehandelt, so kommt es mir vor, als wenn ich nie im Stande sein könnte, erkenntlich genug zu sein.

— Haben Sie während Ihres Aufenthalts in Stockholm im Schooße der jüdischen Familie gelebt? — fragte Arthur.

— Ja, Herr Graf, und ich habe selten Menschen mit einer so wahren Bildung getroffen, wie die Mitglieder der Levitain'schen Familie.

— Als ich aber in Paris war, — fuhr Arthur fort, — schilderte man mir den Bankier als einen bigotten und intoleranten Mann.

— Er ist Fanatiker, — sagte Gabrielle; — aber es liegt etwas Ehrfurchtgebietendes in seinem Fanatismus. Sie entspringt aus dem Herzen und aus der Ueberzeugung. Die Erinnerung daran, wie verachtet und unterdrückt seine Glaubensverwandte gewesen und an einigen Orten der Erde noch sind, hat

bei ihm diese Bitterkeit gegen die Unterdrücker erzeugt. Fügt man hinzu, daß er schon als Kind in den verheerenden Wirrwarr der Schreckensscenen von 1793 hineingeworfen wurde, so muß man finden, daß er, ein Kind und ohne alle Interessen für die Volksbewegungen, nichts Anderes auffassen konnte, als das Böse, was er vor Augen hatte, aber durchaus nicht die Ideen, welche durch dieses Chaos hervorzutreten strebten. Die Proclamation der allgemeinen Religionsfreiheit, welche Frankreich unter dem Brausen des Sturmes ausfertigte, verlor für Elias Levitain, welcher dabei vom Blute seines Vaters bespritzt wurde, allen Werth. Er sah nicht die schönen Gesichtszüge des Engels der Freiheit, sondern nur das Blut, das dessen Flügel befleckte. Sein Herz wurde gegen diese Menschen erbittert, bevor seine Gedanken reif genug waren, um das, was vorging, beurtheilen zu können, und er schob deshalb alles Böse, was die Christen thaten, auf den Umstand, daß sie Gott nicht auf dieselbe Weise verehrten wie er. Der Lutheraner hat Vorurtheile gegen den Katholiken, der Katholik wiederum betrachtet den Lutheraner als Ketzer, und will ihm nicht einmal Recht auf die Gnade und Barmherzigkeit Gottes einräumen. Sie sind aber gleichwohl Christen, die Lutheraner sowohl, wie die Katholiken.

Gewiß, fiel Arthur ein, — und mit der Religionsfreiheit beabsichtigt man auch, daß wir uns in einem gemeinschaftlichen Glauben vereinigen.

— Aber dies ist ein Werk, welches nur in der Länge der Zeit vollbracht und durch eine höhere Geistesbildung erreicht werden kann, — sagte Frigga

ernst. — Um ganz und gar frei und ohne irgend ein Band Gott zu verehren, ist die erste Erforderniß, daß wir die Wahrheit der Lehre Gottes verstehen. Bis dahin müssen wir wie unmündige Kinder behandelt werden, damit nicht eine vollkommene Anarchie auf dem religiösen Gebiete entstehe.

— Ist das der Grund, daß Schweden keine Religionsfreiheit besitzt? — fragte Gabrielle.

— Was wir noch nicht besitzen, werden wir einst erhalten, — versicherte Arthur; — aber der Charakter der Schweden ist mißtrauisch. Er liebt seine alten Gewohnheiten und huldigt nicht gern neuen. Wenn dies im Allgemeinen gilt, wie viel mehr denn nicht in Beziehung auf das allerheiligste unserer Interessen. Der Schwede fürchtet die Religionsfreiheit deshalb, weil er nicht die Nation in Secten zersplittert und durch Proselytenmacherei irrgeführt sehen will.

— Und diese letztere bezeichnet Ihr mit dem Namen der Katholicismus, — rief Gabrielle.

— Ganz wahr. Wir schrecken in der That davor zurück, die religiösen Bande zu lösen, aus Furcht, daß die katholische Lehre sich verbreiten möchte. Die Priesterschaft derselben ist uns wohl bekannt. Die Geschichte hat uns gelehrt, wie herrschsüchtig sie ist, und dies macht, daß wir irgend eine Berührung mit ihr wenigstens zu vermeiden wünschen. Wir wollen unsere Grenze gegen ihr freies Eintreten über dieselben schützen.

— In einem reformirten oder lutherischen Staate wird der Katholicismus nie einen störenden Einfluß gewinnen, — meinte Gabrielle. — Man vertauscht nicht etwas Besseres gegen etwas Schlimmeres.

— Was, rief Lilie und schlug die Hände zusammen, — Sie halten also die Religion der Reformirten und Lutheraner für besser, als die unserige! Ah, ma chère, Sie sind eine schlechte Katholikin, und das schmerzt mich zu erfahren.

— Gräfin, wenn ich auch eine schlechte Katholikin bin, so bin ich dagegen eine gute Christin. Warm und brennend ist meine Liebe zur christlichen Lehre, so wie sie unser Herr selbst gepredigt hat. Die Reformation ging wie eine Befreiung des Geistes von Gott aus. Ich muß deshalb annehmen, daß ihre Nachfolger uns in geistiger Beziehung voranstehen.

— Aber, mein Gott, wie können Sie mit diesen Ansichten Katholikin sein! — rief Lilie und starrte Gabrielle erschrocken an.

— Darum, weil ich als Christin gelernt habe, unter der katholischen Form meinen Gott und Erlöser zu verehren. Diese Weise den Höchsten zu verehren befriedigt mein Herz; aber mein Verstand sagt mir, daß die Reformation ein großer Schritt vorwärts war auf dem großen Wege der Bildung und der Wahrheit.

Das Eintreten Ernfrids unterbrach das Gespräch.

Es bedarf nur eines einzigen Wortes, um die Meinung des einen Menschen von dem andern zu verändern.

Dieses einzige kleine Wort kann den enthusiastischsten Freund in den bittersten Feind verwandeln.

Alles beruht auf der Empfänglichkeit des Gemüths, das davon betroffen wird.

Ein schwacher und veränderlicher Charakter beruht ganz und gar auf solchen Eindrücken.

Lilie gehörte zu der Zahl derjenigen, welche den Impuls des Augenblicks unbedingt über ihre Sympathien und Antipathien entscheiden ließ. Nichts war bei ihr fest und unerschütterlich; Alles wechselte.

Sie hatte von dem Augenblick an, wo Valentin ihr die Gefahr, sich unseren Leidenschaften hinzugeben, zeigte, unaufhörlich zwischen zwei Interessen geschwankt: der Befriedigung ihrer Eitelkeit, oder auch einer katholischen Buße.

Eine Zeit lang war sie ein Kind der Eitelkeit, welches sich dem Vergnügen hingab; zu einer andern wieder eine Reumüthige, welche im Beten und Fasten ihre Befriedigung fand.

Mitten in diesem Wirrwarr stand die Erinnerung an die Liebe zu Valentin, als Etwas, was ihre Einbildung plagte und fesselte.

Sie war geliebt gewesen! Siehe da Etwas, das sie nicht vergessen konnte. Wenn die anderen Männer um sie herum flatterten und ihrer Eitelteit Rauchopfer anzündeten, so kam gleich die Erinnerung an Valentin. Lebhaft trat ihr dann die Zeit vor die Seele, wo er sie mit den Augen der Liebe betrachtete. Eine Vergleichung zwischen ihm und diesen Salonlöwen wurde die Folge; sie fiel zum Nachtheile der Letztern aus, und das Gefühl, Etwas verloren zu haben, erfüllte ihre Brust. Auf dieses Gefühl folgte die Erinnerung an ihre

letzte Unterredung, und dann wurde ihr Inneres bitter, und sie entzog sich der Welt, um sich auf Andachtsübungen zu legen.

Dieses Letztere war während der letzten Jahre öfter als früher der Fall gewesen und hatte bedeutend dazu beigetragen, ihre ehelichen Verhältnisse zu verschlimmern; denn wenn Lilie ihre andächtigen Paroxismen bekam, war sie im höchsten Grade unverträglich gegen ihren Mann.

Sie liebte ihn nicht, und wurde dann von einem wirklichen Abscheu vor seiner religiösen Ueberzeugung ergriffen, und machte stets Ausfälle gegen dieselbe.

Ernfrid seinerseits war durch alles dieses ein intoleranter Lutheraner geworden, welcher sich mit der größten Unduldsamkeit über den Katholicismus äußerte.

Und auf diese Weise wurde die Entzweiung der beiden Gatten mit jedem Tage größer und größer.

Es sah bisweilen aus, als wenn eine förmliche Scheidung das Einzige sei, was noch übrig blieb.

Irgend eine Harmonie konnte nicht gut aus all' dieser Disharmonie hervorgehen, besonders da die Märquisin de Maillé daran arbeitete, daß letztere eine ganz vollständige würde.

Die Marquisin war zu jeder Zeit eine strenge Katholikin gewesen, aber die Liebe zum Manne hatte in den jüngern Jahren mildernd auf ihre Seele gewirkt.

Mit vielem Eifer hatte sie für die Heirath mit Graf Eldau gearbeitet, aber aus dem Gründe, weil sie fürchtete, daß die liberalen Ansichten des Mar-

quis bewirken würden, daß die Tochter einen Bürgerlichen heirathete.

Der Hochmuth der Marquisin machte sie das religiöse Vorurtheil vergessen.

So lange Marquis de Maillé lebte, legte die Marquisin noch keinen Unwillen gegen den Schwiegersohn an den Tag.

Nach dem Tode des Marquis überließ sie sich ganz und gar dem Einflusse ihres Beichtvaters, und dann trat ganz plötzlich ihre Besorgniß darüber in den Vordergrund, daß Lilie mit einem Ketzer verheirathet sei, und daß das Kind Liliens sich zu der Religion des Vaters bekennen werde.

Lilie selbst würde vielleicht dadurch ihr warmes Interesse für den Katholicismus verlieren.

Das Erste, was die Marquisin that, war denn auch, ein Weib, welches lange Jahre im Hause der Marquisin gewesen, an Lilie abzusenden.

Von diesem Weibe konnte man sagen, daß sie ein persönliches Bild alles dessen sei, was da Ränkevolles, Finsteres und Unheilbringendes hinter der fanatischen Ergebenheit für die katholische Lehre verborgen werden kann. — Es war keine Andere, als Jaquette.

Bei Lilie als Kammerjungfrau angestellt, ließ sie sich's nicht allein angelegen sein, die Liebe Liliens zum Katholicismus zu beleben, sondern auch bei ihr den Wunsch zu erwecken, daß die Tochter zu diesem alleinseligmachenden Glauben übergehen müsse.

Der Impuls von Seiten der Mutter und Jaquettens veranlaßte die Gräfin Eldau, mehrere Versuche zu machen, Ernfrid zu überreden, daß sie

zugleich mit Elvira sich in Paris, statt in Schweden aufhalten sollten; aber nach Liliens erstem Besuch dort als verheirathet, war es nicht möglich, Ernfrid dazu zu bewegen, sie den Besuch erneuern zu lassen.

Als Elvira so groß wurde, daß sie einer Lehrerin bedurfte, paßte die Marquisin auf die Gelegenheit, eine solche anzuschaffen.

Die Wahl fiel auf Gabrielle, da der Marquis, noch während er lebte, den Wunsch ausgesprochen, daß Gabrielle seine Enkelin erziehen möchte.

Das junge Mädchen war katholisch und also ganz passend. Sie besaß außerdem eine ungewöhnliche Bildung und mußte deßhalb besser, als Jaquette, im Interesse der Marquisin wirken, das heißt so nebenbei, ohne daß der gottlose Vater etwas davon erfuhr, das Interesse des Kindes an die katholische Religion fesseln.

Jaquette erhielt auch bei ihrem Eintritt in das Eldau'sche Haus die Instruction, sich vis à vis der Gouvernante vollkommen passiv zu verhalten. Sie sollte nie Acht auf sie geben, bis weitere Ordres von der Marquisin kämen.

Dies machte, daß Jaquette, die Aller Einfluß auf Lilie entgegenarbeitete und mit wahrer Künstlerschaft Zwietracht unter den beiden Gatten zu säen verstand, nie ein giftiges Wort von Gabrielle äußerte.

Diese Letztere wiederum, welche durch Arthur von dem unglücklichen zerrissenen Verhältnisse zwischen Ernfrid und Lilie unterrichtet worden war, hatte gleich bei ihrer Ankunft in Eriksbof sich der Gräfin

auf eine Weise genähert, daß diese von der Lehrerin ihrer Tochter entzückt wurde.

Die heftige Sympathie, welche Lilie für Gabrielle empfand, wurde ein in diesem Falle vorherrschendes Gefühl.

Man konnte sagen, daß Gabrielle bis zur Ankunft Ernfrids sie ausschließlich interessirte.

Die düstern Bußübungen, welche Jaquette erfunden und die Lilie mit ihr ausführte, kamen nicht mehr in Betracht.

Statt weinend der Rederei Jaquettens zuzuhören, daß ihre kleine Tochter nie in das Reich Gottes kommen würde, lauschte Lilie während dieser Monate den friedlichen und liebevollen Worten Gabrielle's von Gottes unendlicher Güte.

Jaquette sah, daß ihr Einfluß immer schwächer und schwächer wurde. Sie sah, daß Lilie nicht mehr ein Vergnügen daran fand, ihre Phantasie mit den unheimlichen Bildern zu plagen, welche Jaquette hervorzuzaubern liebte. Die natürliche Folge war, daß das fanatische Weib Gabrielle als ein böses und verderbliches Wesen betrachtete, welches der Versucher gesandt, um Lilie vom Wege der Seligkeit abzulenken.

Sie haßte Gabrielle in ihrem Herzen. Ihre finstere Seele vertrug nicht Gabrielle's klare, frische und freie Lebensanschauungen, und sie schrieb der Marquisin, daß sie fürchtete, diese möchte sich bei der Wahl der Gouvernante sehr geirrt haben. Sie, Jaquette, halte dafür, daß die Zeit gekommen sei, sich zu vergewissern, wer Gabrielle wäre, und wiefern man auf sie rechnen könne.

Als Antwort erhielt Jaquette einen Brief von der Marquisin, in welchem ein anderer an Gabrielle lag. Jaquette wurde es anbefohlen, daß sie, falls Gabrielle sich weigerte, den Willen der Marquisin zu erfüllen, sich schleunigst ans Werk machen und es so einrichten solle, daß jene aus dem Hause käme.

Die Marquisin anempfahl Jaquette, um jeden Preis es so einzurichten, daß sie selbst bis zum Frühling bleibe, da die Marquisin dann nach Schweden zu kommen beabsichtigte.

Diesen Brief erhielt Jaquette an demselben Abend, an welchem Gabrielle ihre Ansichten über die Reformation so frei und ungezwungen ausgesprochen.

Lilie, welche bisher von Allem, was Gabrielle sprach und that, entzückt gewesen war, wurde beim Anhören ihrer Worte erst bestürzt und dann so mißvergnügt, daß ihre Verehrung sich in ein gründliches Mißfallen verwandelte.

Als sie Abends in ihr Zimmer eintrat und Jaquette ihr beim Ausziehen half, bemerkte Lilie:

— Ich habe Dich nie darüber äußern hören, wie Dir Mamsell Moulin gefalle?

— Das kommt daher, Frau Gräfin, daß ich mir noch kein Urtheil über sie gebildet, — antwortete die schlaue Französin. — Wenn es der Frau Gräfin beliebt in ein Paar Tagen dieselbe Frage an mich zu richten, werde ich sie möglicherweise beantworten können.

Jaquette überreichte Lilie einen Brief von der Marquisin, welcher in dem ihrigen gelegen, worauf sie ihrer Herrin gute Nacht sagte und sich entfernte.

Lilie las den Brief der Mutter, der der glühend-

sten religiösen Ermahnungen und der größten Angst über die Seligkeit der Tochter und der Enkelin voll war.

Zitternd wegen ihrer selbst und ihres Kindes brachte sie eine schlaflose Nacht zu.

Als Gabrielle, nach Allem, was heute passirt war, sich allein in ihrem Zimmer befand, warf sie sich aufs Sopha, verbarg ihr Gesicht in einem der Kissen und weinte heftig.

Alle die Kraft, all der Stolz, all der Muth, die sie gezeigt, waren jetzt dahin. In einem Tone des übertriebensten Schmerzes stammelte sie Abrahams Namen hervor, und das, als wenn sie ihn zurückzurufen wünschte.

So verfloß lange Zeit, dann sprang sie auf vom Sopha, faßte ihren Kopf und rief mit heftigem Schmerz:

— O Mutter, Mutter, warum darf ich nicht an Deiner Brust ruhen und Deine milde Stimme Worte der Hingebung an Dein unglückliches Kind sprechen hören, dessen Leben so dunkel, so leer und so öde ist.

Die Hände sanken vom Kopf herunter und sie hob mit veränderter Stimme wieder an:

— Meine Mutter! — Vergebe Deinem Kinde! Ich habe viel gesündigt, daß ich in der Stunde des Schmerzes klage. — Gott sendet die Sorge, um die Geduld zu prüfen.

Wir wollen sie nicht in ihrer Andacht stören, sondern nur ganz stille von ihr wegschleichen und ganz unbemerkt bei Ernfried eintreten.

An den Rahmen des offenen Fensters gelehnt stand Graf Eldau und starrte hinaus in die Finster-

niß, während der scharfe Nordwind in das Zimmer hineinströmte.

Eine tiefe mit höhnischer Bitterkeit vermischte Schwermuth kennzeichnete den Ausdruck in seinen Zügen.

Es sah aus, als wenn der übermüthige Edelmann mit trotziger Verachtung den Schmerz seine zerfleischenden Krallen in sein Inneres schlagen ließ, während das Gedächtniß ein Gemälde der Vergangenheit nach dem andern entrollte und der Gedanke zuletzt bei den Begebenheiten des Tages und dem Auftritt zwischen ihm und Gabrielle stehen blieb.

Der einfache Bericht, den sie Frigga über ihr Verhältniß zur Levitain'schen Familie erstattet; die unbefangene Weise, auf welche sie von ihrer früheren Armuth gesprochen, und die Vorurtheilsfreiheit, mit welcher sie sich betreffs ihrer religiösen Ueberzeugung geäußert, das Alles hallte in seiner Seele wieder.

Es kam ihm vor, als wenn er noch im Vorgemach des gelben Salons stand und horchte auf das, was man darinnen sprach.

Während seine Seele sich mit diesen Erinnerungen beschäftigte, wurden seine Züge milder, als wenn das Bild „der vermessenen Französin" wohlthuend auf sein Inneres gewirkt.

Aber plötzlich warf er den Kopf zurück, zog rasch das Fenster zu und murmelte in einem verächtlichen Ton:

— Warum beschäftige ich mich mit jenem Weibe? — Was habe ich denn mit ihr zu thun?

Als man sich am folgenden Morgen versammelte hatte Lilie sich eingefunden, ohne von der Liebenswürdigkeit begleitet zu sein.

Sie war in ihrer allereigensinnigsten Laune, unsanft und unfreundlich gegen Alles. — Auf Ernfrids artige Frage, was ihr fehle, daß sie so schlecht aufgelegt sei, gab sie eine heftige, abweisende Antwort. — Sie weinte darüber, daß Elvira erst den Vater begrüßte und wurde ungeduldig, weil die Chocolade zu warm war.

Alle Unterhaltungsthemas, welche Arthur einleitete, schnitt sie durch irgend einen Ausbruch des Tadels ab.

Kurz, sie war so launisch und so unverträglich, daß Gabrielle sie mit dem Ausdruck der höchsten Mißbilligung betrachtete.

Gabrielle schlug vor, daß die Gräfin, da sie sich so übel befände, sich nicht anstrengen, sondern Ruhe und Stille suchen möchte.

Der Ton, in welchem Gabrielle dies sagte, klang wunderlich in Lilies Ohren. Sie blickte Gabrielle an, welche stets ihre Augen auf die Gräfin gerichtet hatte.

Lilie las darin, daß Gabrielle ihr Benehmen sehr tadelswerth finde; aber sie war gar nicht in der Stimmung, sich von Gabrielle imponiren zu lassen, sondern rief, als Antwort auf die ihr im verbindlichen Ton gemachte Vorstellung, heftig aus:

— Wenn ich der Ruhe bedürfte, so würde ich mein Zimmer nicht verlassen haben, und ich kann Sie versichern, Mamsell Moulin, daß ich in dem Falle am besten beurtheilen kann, was mir nützlich ist. Es

wäre herzlicher gewesen, wenn Sie mir Theilnahme erzeigt hätten, als mir Einsamkeit anzurathen. — Aber es ist gewöhnlich so; wenn ich krank bin, gibt es Niemanden in meiner Umgebung, der Mitleid mit meinen Leiden hat. Alle suchen meine Plagen noch schlimmer zu machen.

Lilie weinte.

Es war das erste Mal, daß Gabrielle einen Anfall ihrer schlechten Laune zu ertragen hatte.

Alle Anwesenden waren auch davon überrascht. Lilie hatte bisher Gabrielle mit so viel Freundschaft behandelt, daß sie nie gegen sie unfreundlich gewesen.

Die unsanften Worte waren kaum ausgesprochen, als sie dieselben auch bereute. Wäre sie mit Gabrielle allein gewesen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich an ihren Hals geworfen und um Verzeihung gebeten hätte. Jetzt konnte sie nicht einmal ihren Vorsatz, etwas Milderndes hinzuzufügen, ausführen, denn Ernfrid stand, als sie zu weinen anfing, sofort auf und sagte in bestimmtem Ton:

— Geb mir Deinen Arm, Lilie! Du bist zu krank, um länger hier bleiben zu können. Laß mich Dich nach Deinem Zimmer führen und den Doktor rufen.

Lilie's Instinct sagte ihr, daß es am besten sei, zu thun, als wenn das passirte, eine Folge von Krankheit sei, besonders da ihre aufgeregte Stimmung jetzt vollständig verschwunden war, und sie sich im Herzen darüber ärgerte, daß sie sich zu allen diesen Ausbrüchen hatte verleiten lassen.

Sie zitterte beim Gedanken an all die harten und

schonungslosen Worte, welche Ernfrid ihr unter vier Augen sagen würde, aber trotz dem fand sie es am rathsamsten, seinen Arm zu nehmen und ihm zu folgen.

Als Ernfrid und Lilie sich in ihrem Boudoir befanden, führte er sie zu einem Sopha und bemerkte kalt:

— Seien Sie so gut, Gräfin, wenn Ihre Laune das nächstemal Sie gegen die ganze Welt schlecht stimmt, auf Ihrem Zimmer zu bleiben; machen Sie uns nicht zum Gegenstand des Spottes.

Damit verließ er sie.

Lilie brach in Thränen aus, schickte nach Gabrielle, weinte und klagte über sich selbst und ihr Schicksal, und schloß damit sich zu beruhigen.

Den Tag darauf reiste Frigga ab und auch Arthur verließ Eriksjhof, um sich, nachdem er erst Frigga nach Liungbro begleitet, nach Lenby zu begeben.

An die Fensterscheibe gelehnt, betrachtete Lilie ihren Mann, als er sehr artig Frigga und Mamsell Dorbineau in den bequemen Reisewagen hinaufhalf.

Als die Wagen fortrollten, wandte sie sich an Gabrielle mit den Worten:

— Wie finden Sie das Aussehen meines Mannes?

— Stattlich, — antwortete diese.

— Und das der Frigga Harthon?

— Edel.

Lilie ging vom Fenster weg und setzte sich seufzend auf ein Sopha.

So unerforschlich ist das Weib, daß es Jahre lang einer Person gegenüber kalt bleiben, aber plötz-

lich für dieselbe Interesse gewinnen kann, wenn man nur ihre Eitelkeit zu reizen, oder ihre Eifersucht zu erwecken vermag.

Lilie hatte ihren Mann mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet, bis Gabrielle ihr zeigte, daß es wirklich ein Sieg sein würde, seine Neigung an ihre Person zu fesseln.

Darin lag ein Triumph für ihre Eitelkeit, den sie zu feiern wünschte.

So war ihre Gemüthsverfassung, als Frigga auf Erikshof ankam.

Jaquette, welche den Einfluß Frigga's fürchtete, hatte während der Tage, die sie bei Eldau's zubrachte, diese und jene Aeußerung hingeworfen, welche, ohne eigentlich etwas zu besagen, doch Lilie auf den Gedanken brachte, daß Ernfrid ein lebhafteres Gefühl als das der Freundschaft für Frigga hege.

Damit, daß sie diesen Verdacht rege machte, hatte Jaquette eine doppelte Absicht: Lilie noch mehr vom Manne zu entfernen und ihre Anhänglichkeit an Frigga zu vernichten.

So gewandt sie auch im Spinnen von Intriguen war, so hatte Jaquette sich doch diesmal verrechnet, denn als sie sie kaltblütig gegen ihren Mann machen wollte, rief sie gerade das Gegentheil hervor.

Lilie's Interesse für ihn wurde lebhafter, als es je gewesen, und es erwachte zugleich in ihr ein der Eifersucht ähnliches Gefühl.

Nie hatte Lilie ihren Mann so schön gefunden, als wo er Frigga in den Wagen half; nie früher hatte sie so eifrig wie in diesem Augenblick gewünscht, daß er ihr in Liebe zugethan sein möchte.

Jaquette hatte gerade, als sie Lilie's Herz vollkommen von Ernfrid zu entfernen beabsichtigte, ihm dasselbe näher gebracht.

Aber es kommt oft vor, daß die Intrigue zum Gegentheil von dem führt, was man beabsichtigte.

Als Gabrielle nach Frigga's Abreise in ihr Zimmer eintrat, fand sie dort Jaquette, welche ihr den Brief der Marquisin übergab.

Als Gabrielle denselben empfing, ohne Miene zu machen, ihn in Jaquette's Gegenwart zu erbrechen, bemerkte diese:

— Die Marquisin wünscht, daß Mademoiselle mir eine mündliche Antwort auf das, was sie schreibt, geben möchten.

— Was auch der Brief der Marquisin enthält, so werde ich ihr selbst meine Antwort schicken, — sagte Gabrielle und warf einen stolzen Blick auf Jaquette.

Es lag etwas in ihrem Aussehen, das in Verbindung mit der Schilderung, welche Arthur von ihr entworfen, ihr im höchsten Grade mißfiel.

— Ich soll also der Marquisin sagen, daß . . . .

— . . . . Mein Brief zugleich mit dem Ihrigen anlangt, — fiel Gabrielle ein und ging hinein in ihr inneres Zimmer.

Jaquette blickte ihr nach und murmelte:

— Gehaßt habe ich Dich von der ersten Stunde an, wo ich Dich sah; aber jetzt fühle ich, daß ich und Du als zwei Feinde einander gegenüber stehen

werden. Vor heute Abend werde ich Deine Antwort an die Marquisin kennen. Unglücklich Du, falls sie nicht ist, wie sie sein soll.

Sie ging.

Der Brief der Marquisin an Gabrielle enthielt nichts weniger, als daß sie von Gabrielle forderte, sie solle die lutherische Tochter zu einer guten Katholikin erziehen.

Die Marquisin bat Gabrielle, sie durch Jaquette wissen zu lassen, in wie fern sie in diesem Falle auf Elvira's Gouvernante rechnen könne.

Während Gabrielle las, glühten ihre Wangen vor Zorn, und sie setzte sich sofort hin, um dieses, nach ihrer Auffassung beleidigende, Schreiben zu beantworten.

In bestimmten und etwas scharfen Worten erklärte Gabrielle, daß es kein Interesse gäbe, welches so mächtig sei, daß es einem rechtlich denkenden Menschen erlaube, zum Betrug seine Zuflucht zu nehmen, um der Sache, die er liebe, zu dienen. Gabrielle hätte von der Kindheit an gelernt, daß derjenige, welcher in seinen Verhältnissen zu seinen Mitmenschen Ehre und Treue verrathe, sich der Gnade Gottes unwürdig mache. Dieses glaubte sie zu thun, wenn sie sich zu einer heimlichen und niedrigen Proselytenmacherei hergäbe. Sie beabsichtigte nicht das Vertrauen zu täuschen, welches Graf Eldau ihr erzeigt, als er seine Tochter ihren Händen anvertraute.

In demselben Augenblick, wo sie mit dem Schreiben aufhörte, trat Lilie ein.

— Sie haben einen Brief von meiner Mutter erhalten? — sagte diese.

— Ja, das habe ich, — antwortete Gabrielle.

— Der Inhalt davon ist mir bekannt, und ich wünsche zu wissen, was Sie geantwortet haben.

— Gräfin, wenn Sie wissen, wovon darin die Rede ist, so wissen Sie auch meine Antwort, — sagte Gabrielle mit Würde und überreichte Lilie den Brief an die Marquisin.

— Sie haben sich geweigert, — bemerkte Lilie, bevor sie einen Blick darauf geworfen.

— Ja! — Gott dient man nicht durch List und Betrug, sondern durch Wahrheit und Redlichkeit. Ich wäre unwürdig, eine Christin genannt zu werden, wenn ich mich zu einer niedrigen und unedlen Handlung im Namen meines Erlösers herablassen könnte.

Lilie las Gabrielle's Antwort.

Sie war mit derjenigen Energie geschrieben, welche die Worte Gabrielle's auszeichnete, wenn ihr Inneres von Harm erfüllt war.

Vieles darin machte, daß Lilie die Farbe wechselte, denn sie enthielt Wahrheiten, von welchen auch sie sich getroffen fühlte.

Ohne eine Sylbe zu sagen, gab sie den Brief wieder zurück und entfernte sich.

In Lilie's Innerem herrschte ein chaotischer Kampf zwischen dem Rechtsgefühl und dem religiösen Fanatismus. Gewiß würde das erstere gesiegt haben, hätte nicht Jaquette gleich einem dunkeln Schatten an ihrer Seite gestanden und ihren Gedankengang irregeführt.

Zwei Wochen vergingen, bevor Graf Ernfrid wieder zurückkehrte.

Während dieser Zeit konnte man von Lilie buchstäblich sagen, daß sie zwischen zwei Mächten hin und her gezerrt wurde; einer guten, welche durch Gabrielle repräsentirt wurde; einer bösen, die in der Gestalt der Jaquette auftrat.

Die erstere suchte durch ihre gesunde Moral, ihre aufgeklärten Ideen und ihre geistige Ueberlegenheit den Einfluß der letzteren zu besiegen; aber das war jetzt nicht mehr so leicht.

Die religiösen Vorurtheile Lilie's waren von Gabrielle verletzt worden; dadurch war ihre excentrische Begeisterung für das junge Mädchen wie weggeweht.

Gewiß hatte Gabrielle das voraus, was geistig begabte Menschen besitzen, aber auch das wurde durch Jaquette abgeschwächt.

Kurz, das gute Verhältniß zwischen Lilie und Gabrielle war zerstört und sollte nicht so bald wieder hergestellt werden.

Lilie's Laune wurde auch mit jedem Tag, welcher verging, ohne daß Ernfrid zurückkehrte, immer schlimmer und schlimmer.

Sie war ein Raub aller jener dämonischen Gedanken und Gefühle, welche die Eifersucht auf der einen und die Intoleranz auf der anderen Seite hervorriefen.

Mit einer bewunderungswürdigen Geduld vertrug Gabrielle ihren Eigensinn und ihre üble Laune und bot Alles auf, sie zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen.

Eines Abends, wo Lilie trotz allen Bemühungen Gabrielle's in ihrer ungeduldigen, reizbaren Stim-

mung verharrte, sagte Gabrielle ihr früher als gewöhnlich gute Nacht.

Gedankenvoll durchwanderte Gabrielle die prachtvollen Räume. Sie war niedergeschlagen und traurig. Das Fruchtlose an allen ihren Versuchen, um sich herum Friede und Eintracht hervorzurufen, das Traurige und Hoffnungslose in ihrem eigenen Leben, Alles trat vor ihre Seele und rief in ihr eine tiefe Niedergeschlagenheit hervor.

Im Gedächtnisse Gabrielle's hallten die Worte des Elias Levitain wieder:

— So lange ich zurückdenken kann, habe ich es immer für ein großes Unglück angesehen, daß Menschen von verschiedener Religion ihr Schicksal vereinigen.

Sie erkannte jetzt, obgleich mit bitterem Schmerz, daß der strenge Jude Recht hatte.

Während alle diese Betrachtungen sie beschäftigten, hatte sie den Weg nach der Gemäldegallerie genommen, und befand sich vor dem Bilde, welches sie und Abraham mit so vielem Interesse beschaut hatten.

— Die Liebe Gottes müßte Verträglichkeit bewirken, — dachte Gabrielle, — und wir sollten durch dieselbe zur Harmonie mit uns selbst und unseren Mitmenschen gelangen.

Gabrielle stellte ihr Licht neben das Gemälde und blieb unbeweglich davor stehen.

Sie dachte vielleicht, wie Talis Qualis sagt:

„Ich sah auf mir die Bürde lasten,
Ich wußte, daß der Wurf geworfen.“

Die Arme des Todes und der Kuß der himmli-

schen Liebe, siehe, das waren die Hoffnungen Gabrielle's Das Leben lag vor ihr wie eine öde Heide.

Alle Blumen, welche es einst besessen, waren verheert, und zwischen ihr und dem Glück stand bestimmter und deutlicher als je — ihr und Abrahams ungleicher Glaube.

Es war einer derjenigen Augenblicke, in welchen die Wahrheit ihr Gesicht ganz ungeschminkt zeigt und uns zwingt, wenn auch mit gebrochenem Herzen uns vor derselben zu beugen und ihre Allmacht anzuerkennen.

Ihre Hoffnung richtete sich nicht mehr auf irgend ein irdisches Ziel. Sie gehörte ausschließlich einer anderen Welt an.

Zu einer solchen Erkenntniß kommt man indessen nicht in einem Alter von einundzwanzig Jahren, ohne daß das Herz bebt.

Die bittern Thränen der Entsagung flossen über die Wangen Gabrielle's.

— Ist es der durch das Leben und die Leidenschaften an die Erde gefesselte Mensch, welcher Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, oder hat die Erinnerung Sie an dieses Gemälde gebannt? — fragte eine klare Stimme.

Gabrielle wandte erschrocken den Kopf um. — Graf Ernfrid stand neben ihr.

Diese durchaus unfreiwillige Bewegung machte, daß Gabrielle ihm ihr thränenbenetztes Gesicht zukehrte.

— Was, Sie weinen? — rief er und ergriff ihre Hand. — Sie können also Schmerz empfinden?

Gabrielle lächelte unter Thränen und antwortete mit milder Stimme:

— Wo findet man wohl eine Menschenbrust, in welchem ein dem Leiden fremdes Herz schlägt? — Ach, Graf, Sorge und Schmerz sind uns Allen, die durch das Leben wandern, bekannt, wie wir uns auch gegen die Außenwelt stählen mögen.

— Sie haben Recht! — Sie gehören in der That zu denjenigen Schätzen, welcher alle Menschen theilhaftig werden, — hob Ernfrid bitter wieder an. — Und man muß auch einräumen, daß wir Alles thun, um einander das Leben zu verbittern, — fügte er im Tone eines Erschlafften hinzu.

— Und doch sollten wir derade ein entgegengesetztes Ziel vor Augen haben, — antwortete Gabrielle.

— Sollten, — wiederholte Ernfrid, — aber wir thun immer, was wir nicht sollen. In Worten sind wir gute Moralisten; in der That kleine. — Schön zu sprechen und schlecht zu handeln, ist die Losung der Zeit. Darum arbeiten wir aus allen Kräften daran, uns selbst und Andere zu plagen. Wir verleumden, belügen und entehren unsere Mitmenschen, Alles im Namen der Sittlichkeit und Moral.

— Es liegt wirklich eine bittere Wahrheit in dem, was der Graf sagt, denn wir bedienen uns unserer Worte so, daß sie scharfe Waffen werden, die verwunden.

— Zu wem sagen Sie das? Gerade zu demjenigen, welcher sie eben gegen Sie mißbraucht hat. Sie werden zugeben, daß es Ihnen oft während der

kurzen Zeit, die wir zusammen gewesen, vorgekommen ist, als hätte ich auf eine fühlbare Weise Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause verbittern wollen.

— Ich gebe zu, daß der Graf versucht hat, das zu thun.

— Aber es gelang nicht?

— Es wäre dem Grafen gelungen, wenn Sie gerecht gewesen wären; aber dies ist nicht der Fall gewesen. Die Ungerechtigkeit verwundet nur für den Augenblick, aber hinterläßt keine tiefern Merkmale.

In solchem Falle hätte ich nichts abzubitten? Und doch hatte ich heute Abend fest beschlossen, Ihnen wegen meiner beleidigenden Worte am Abend vor meiner Abreise Abbitte zu thun. Ich bereute sie und wünschte sie zurückzunehmen.

— Herr Graf! — Gabrielle warf einen Blick der Verwunderung auf Ernfrid.

— Verwundert es Sie, daß ich eine Uebereilung bereue?

— Ja, ich gebe es zu.

— Sie hielten mich vielleicht für zu stolz, um einen Fehler einzugestehen.

— Nicht für stolz, aber wohl für übermüthig, — antwortete Gabrielle in ruhigem Tone.

— Ich bin also in Ihren Augen übermüthig?

— Ja, sehr.

— Sie haben vielleicht Recht. Gegen Sie bin ich es in der That gewesen. — In diesem Augenblick können Sie mich dazu bringen, Alles einzuräumen. Morgen werde ich es vielleicht mißbil-

ligen, daß ich Ihnen einen solchen Triumph gewährt; aber, was weiter? — unser ganzes Leben ist nichts weiter als eine Reihe von Handlungen, die wir zurückzunehmen wünschen.

Er ließ Gabrielle's Hand los, warf sich auf's Sopha, welches mitten auf dem Fußboden stand, und sagte in einem fast nachlässigen Tone:

— Sie und ich stehen in einer ganz eigenen Stellung zu einander.

— Und doch ist sie so einfach.

— Ja, wenn Sie ein anderes Weib wären, als Sie sind. — Jetzt gehören Sie zu der Zahl derjenigen Menschen, die man entweder lieben oder verabscheuen muß. — Ich liebe Sie nicht.

— Ich habe es mehr als zu gut gemerkt, — antwortete Gabrielle lächelnd.

— Und trotzdem komme ich jetzt von einer Reise zurück, deren Zweck war, mit einer Person, welche ich zur Lehrerin meiner Tochter angenommen, ein Abkommen dahin zu treffen, daß sie ihre Stelle nicht antritt.

— Und warum? — fragte Gabrielle.

— Darum, weil Sie bleiben müssen.

— Muß ich? Herr Graf, Sie vergessen, daß ich den Abschied erhalten.

— Ich habe nichts vergessen. — Seien Sie so gut und setzen Sie sich hier, dann werde ich mich erklären! Hätten Sie mir gefallen, hätte ich gefühlt, daß Sie meinen Widerwillen gegen Sie zu besiegen im Stande wären, so wäre es mir nie eingefallen, eine katholische Lehrerin für meine Tochter zu be-

halten. Ich hätte dann immer befürchten müssen, daß meine Sympathie für Sie mein Urtheil irre geleitet haben würde. Jetzt steht wiederum — meine persönliche Abneigung gegen Sie fest. Ich kann nicht parteiisch, sondern nur gerecht sein. Ich habe gefunden, daß Sie ein in allen Beziehungen ausgezeichnetes Weib sind, so daß die Erziehung meiner Tochter keinen bessern Händen anvertraut werden kann, und darum müssen Sie in Ihrer Stelle bleiben.

— So dankbar ich auch für diese Anerkennung bin, so glaube ich doch nicht in einem Hause bleiben zu dürfen, wo der Vater meines Zöglings sich in einer feindlichen Stellung zu mir befindet und mit mißtrauischen Augen allen meinen Schritten folgt. Dies, Herr Graf, muß unbedingt zu Auftritten führen wie diejenigen, welche bereits zwischen uns stattgefunden haben.

Ernfrid stand auf und ging auf Gabrielle zu, welche stehen geblieben war.

— Mit den feindlichen Ausfällen, Mamsell Moulin, ist es vorbei, — sagte er. — Da ich Ihnen gegenüber anerkannt habe, daß eine persönliche Abneigung ihnen zu Grunde lag, so habe ich mich selbst entwaffnet. Ich bin zu sehr Edelmann, um mich übel gegen einen Feind zu betragen, welcher auf mein Ehrenwort, daß Stillstand obwaltet, sich in meiner Nähe aufhält. — Sie sagen, daß Sie mir mißtrauen. — Ich that es, weil ich erfahren habe, wie intriguant die Katholiken sind, und zu welchen Schlechtigkeiten ihre Proselytenmacherei führt. — Nun wohl, alle meine Bedenklichkeiten in Beziehung

auf Ihren Charakter sind verschwunden, und ich hege ein unbeschränktes Vertrauen zu Ihnen. Ich bin es jezt, welcher bittet: Verlassen Sie nicht meine Tochter!

Ernfrid reichte ihr die Hand und fügte hinzu:

— Sie haben gesiegt, indem Sie mich nicht allein dahin gebracht haben, das, was ich einmal gesagt, wieder zurückzunehmen, sondern, was noch mehr ist, einzuräumen, daß ich mich übereilt, und nebenbei Sie zu bitten, mein früheres Benehmen zu vergessen. Dies ist ein Sieg, wie ihn Keiner vor Ihnen über mich davongetragen; Sie werden ihn nicht mißbrauchen; Sie werden bleiben.

— Nun wohl, mag es so sein, Herr Graf! — antwortete Gabrielle und reichte ihm die Hand, worauf sie ihm gute Nacht sagte und sich entfernte.

Das junge Mädchen merkte nicht, daß, als sie durch die Bibliothek passirte, ein Weib hinter den Thürgardinen versteckt stand.

Sie hatte während des ganzen Gesprächs zwischen Ernfrid und Gabrielle dort gestanden und gelauscht.

Als der Graf allein war, warf er sich wieder in den runden Diwan, streckte die Hand nach Gabrielle aus und murmelte:

— Fliehen müßtest Du, armes Kind, aus diesem Hause, in welchem Du von äußerem und innerem Unfrieden umgeben bist; aber was würde dann aus meiner Tochter werden? — Meine Tochter, — wiederholte er, das Einzige, was ich auf der Erde liebe.

Er legte den Kopf in die Hand und fiel in Gedanken.

Fort schlich die spionirende Weibergestalt.

— Jetzt ist sie verloren! — flüsterte Jaquette, — denn sie war es. — Wäre sie auch ein Engel von Tugend, so würde es ihr nichts nützen. Ha, stolzes Weib, Du hast es gewagt, Gott und unsere heilige Kirche zu betrügen, für Dich gibt es kein Erbarmen.

Am Morgen darauf bemerkte Jaquette, während sie Lilie ankleidete:

— Der Herr Graf ist jetzt zu Hause.

— So, kam er diese Nacht? — fragte Lilie, welche bei dieser Nachricht die Farbe wechselte.

— Nein, gestern Abend. Mademoiselle Moulin wird nicht weggehen.

-- Wie weißt Du das?

— Zufällig ging ich an der Gemäldegallerie vorbei. Darüber verwundert, dort Licht zu finden, warf ich einen Blick hinein und . . . .

Jaquette schwieg.

— Nu — un, wer war dort? — fragte Lilie.

— Der Graf und Mademoiselle Moulin schienen dort ein Stelldichein zu haben.

— Jaquette, gebe Acht auf das, was Du sagst.

— Frau Gräfin, ich schweige.

Dies gefiel Lilie auch nicht; aber jetzt war Jaquette beleidigt und es kostete Lilie viel Mühe, sie dazu zu bewegen, fortzufahren.

Sie that es schließlich und berichtete, daß sie mit ihren eigenen Augen den Grafen vor Gabrielle knieen gesehen und daß er flehentlich gebeten habe, daß

Mamsell Moulin bleiben möchte, um sein Leben zu erheitern.

Jaquette gab der Unterredung zwischen Ernfrid und Gabrielle das infamste Gepräge.

Das charakterlose Innere Lilie's, welches allen Eindrücken offen stand, gerieth auch aus dem Gleichgewicht. Sie konnte nicht zweifeln und wollte nicht glauben; aber als Jaquette hinzufügte, daß man jetzt die Lösung des Räthsels habe, daß Gabrielle sich geweigert, behülflich zu sein, Elvira in der katholischen Religion zu erziehen, da kam es Lilie vor, als wenn ihr mit einem Male die Augen geöffnet würden.

Beim Frühstück ließ Lilie manches ärgerliche Wort fallen. Gegen Gabrielle zeigte sie eine eisige Kälte und Hochmuth, was Alle aufs Höchste und am meisten Gabrielle in Verwunderung setzte.

Sie konnte es sich nicht erklären, woher diese plötzliche Veränderung rühre. Wohl war Lilie in den letzten Wochen launenvoll gewesen; aber Gabrielle eine vornehme Miene zu zeigen, hatte sie sich noch nicht erlaubt.

Es war Gabrielle nicht möglich, eine solche schwarze Intrigue zu argwöhnen, wie die, welche jetzt gesponnen wurde, und welche so viele bittere Leiden über ihr unschuldiges Haupt heraufbeschwören sollte.

Jaquettes niedrige Anklagen fanden eine Art Bekräftigung, als Ernfrid im Laufe des Vormittags, wo er und Lilie allein waren, die Erklärung machte, daß er Lilie's Betragen gegen Gabrielle im höchsten Grade unpassend finde.

Lilie, welche über ihre Gemüthsbewegung gar keine Macht besaß, war unbesonnen genug, als Ant-

wort darauf ihre Verwunderung darüber auszusprechen, daß Ernfrid, welcher bisher Gabrielle so schlecht behandelt, sich jetzt zu ihrem Vertheidiger aufwerfe.

Ernfrid wurde böse. Scharfe und verletzende Worte entfielen ihm. Er sprach unter Anderem seine Verwunderung darüber aus, daß Jaquette sich noch im Hause befände, obgleich sie schon vor drei Wochen ihre Stelle hätte verlassen müssen.

Lilie erklärte, daß Jaquette bleiben würde, daß sie nicht daran denke, sich der einzigen ergebenen Freundin, die sie besäße, zu berauben 2c.

Ernfrid verließ sie im Zorne. Als sie allein war, fing Lilie an, darüber nachzudenken, ob sie möglicherweise Unrecht gehabt, und weinte darüber, daß Ernfrid sie nicht lieben könnte.

Am Tage darauf mußte Jaquette trotz Thränen und Bitten Erikshof verlassen.

Der Kammerdiener des Grafen, der einzige, auf den er sich verlassen konnte, erhielt den Auftrag, sie nach Gothenburg zu bringen, und von dort nach Frankreich fortzuschaffen.

Ernfrid glaubte auf diese Weise die ränkevolle Kammerjungfrau los zu sein und hoffte einigen Frieden im Hause zu bekommen.

Der hochmüthige Mann hatte noch Manches im Leben nicht erfahren.

Nach der Abreise Jaquettes verliefen wirklich einige Wochen recht ruhig.

Nachdem der erste Sturm von Aerger und Sorge sich gelegt und Lilie etwas ruhiger geworden, schien sie nur vom Interesse für ihren Mann in Anspruch genommen zu sein. Es ist wahr, daß sie Anfangs Anfälle von heftiger Eifersucht hatte, aber nach und nach hörten auch diese auf, und sie war wieder sanft und liebenswürdig.

Der Argwohn gegen Gabrielle verblich, denn es gab Nichts, das im geringsten demselben Nahrung gab.

Ernfrids Benehmen gegen Gabrielle war gewiß sehr verändert. Er erwies ihr einen hohen Grad von Achtung; aber es war eine kalte und abgemessene Achtung, ohne irgend eine Spur von wärmeren Gefühlen.

Lilie folgte ihm mit wachsamen Augen und gab Acht auf jede seiner Mienen und auf jedes Wort, aber sie konnte trotzdem nichts herausfinden, was die gemachten Anklagen bestärkt hätte.

Auf diese Weise verlief der größte Theil des Winters.

Ernfrid war artiger und zuvorkommender gegen Lilie, als je; aber kein Funke von Wärme zeigte sich in seinem Benehmen.

So hatte man den Anfang des Monats April erreicht. — Die Frühlingssonne blickte freundlich herab auf Erikshof. Indessen war es doch in den letzten Wochen vorgekommen, daß Graf Ernfrids Stirne mit Wolken bedeckt gewesen und daß Gabrielles Blicke traurig waren; aber in Lilie's Gegenwart verschwand die Wolke auf Ernfrids Stirne und die Trauer in Gabrielle's Antlitz.

Wahrscheinlich, weil sie sie nicht in den Grund

der Bekümmerungen einweihen wollten, welche die Nachbarn dadurch hervorgerufen, daß sie eine abstoßende Zurückhaltung gegen Gabrielle an den Tag legten.

Nach Ostern machten Ernfrid und Lilie eine Reise nach der Stadt.

Sie verweilten dort etwas über eine Woche, und als sie zurückkehrten, war letztere ganz verändert.

Sie vermochte fast nicht sich so viel Gewalt anzuthun, daß sie den Gruß Gabrielle's beantworten konnte, und als Elvira ihr mit offenen Armen entgegen kam, schloß sie das Mädchen in ihre Arme, brach in ein heftiges Weinen aus und murmelte halblaut:

— O, Du mein armes, armes Kind, wie unglücklich ist Deine Mutter!

Der Graf war düster, seine Begrüßung Gabrielle's kalt und er bemerkte in einem fast harten Ton:

— Sie haben übel gethan, Mamsell Moulin, daß Sie nicht mit nach L— gingen.

Gabrielle begriff sofort, daß Etwas vorgefallen sei, aber was es sei, konnte sie nicht ergründen.

Drei Tage lang blieb Lilie in ihren Zimmern eingeschlossen. Die Einzige, welche zu ihr hineindurfte, war Elvira.

Der Graf war während dieser Tage düster gewesen und redete weder Elvira, noch Gabrielle an.

Am vierten Tage ganz früh Morgens ritt er fort.

Die Dienerschaft sah ängstlich aus, und die Wärterin Elvira's, Frau Grönbeck, theilte Gabrielle mit, daß sie alle zum Grafen gerufen worden wären, um wegen eines Gerüchts, welches im Umlauf war, ein

förmliches Verhör zu bestehen. Was das für ein Gerücht sei, wollte Frau Grönbeck nicht sagen, aber daß es sich auf den Grafen und Mamsell Moulin bezog, gab sie zu verstehen. Es sollte von der Dienerschaft ausgesprengt sein, und der Graf wollte jetzt den Urheber heraushaben.

Durch das, was Frau Grönbeck ihr anvertraut hatte, fühlte Gabrielle sich eigenthümlich beklommen. Als die alte Frau sie verließ, überfiel sie eine heftige und brennende Sehnsucht, ihre Mutter wiederzusehen. Es kam ihr vor, als wenn irgend ein finsteres und grauenhaftes Unglück auf sie lauere, und sie fühlte sich so einsam, so verlassen.

Gabrielle war zu jung, zu erhaben und zu wirklich edel, um ahnen zu können, was das für ein Gerücht sei, das seine giftigen Krallen dergestalt in ihren Namen geschlagen, daß er dadurch Merkmale erhalten sollte, die nie verwischt werden konnten.

Während ihre Seele tiefer als je das Bedürfniß fühlte, sich vor der Mutter auszuschütten, brach die Dämmerung ein.

Gleich Nachmittags hatte die Gräfin nach Elvira geschickt, und Gabrielle promenirte ganz allein in dem großen Lectionssaal, dessen Fenster nach dem Parke hinausgingen.

Plötzlich hielt sie mit ihren Schritten an und blieb an einem der Fenster stehen.

Ein Schatten schlich sich vorbei. Es lag etwas in der Bewegung der Gestalt, was ihr verdächtig vorkam.

Mit einer eigenen Neugierde folgte Gabrielle der Gestalt und sah sie an einer Thüre stehen blei-

ben, welche zu einer Wendeltreppe führte, die von der Kammerjungfrau der Gräfin benützt wurde. Die dunkle Weibergestalt that einen leisen Schlag, worauf die Thüre sich öffnete und sie durch dieselbe verschwand.

— Jaquette! — dachte Gabrielle. — Jaquette! — wiederholte sie nach einem Augenblick. — Welch thörichter Gedanke! Sie ist ja bei der Marquisin de Maillé in Paris. Die Dunkelheit und das Geplauder der Frau Grönbeck haben meine Phantasie so aufgeregt, daß ich Gespenster sehe.

Gabrielle schüttelte den Kopf, gleichsam um alle dergleichen Gedanken los zu werden, und ging in ihr Zimmer, wo sie sich hinsetzte und an ihre Mutter schrieb.

Eine Stunde darauf ließ die Gräfin Gabrielle sagen, daß sie sie im Salon zu sehen wünsche.

Lilie war sehr bleich und sah leidend aus. Sie grüßte Gabrielle mit scheinbarer Freundlichkeit.

Obgleich es Gabrielle nicht entging, daß diese Freundlichkeit nur erkünstelt war, so beschloß doch das junge Mädchen ihr zu sagen, daß es einen Schatten durch den hintern Eingang nach Lilies Zimmer hätte schleichen sehen, und daß in den Bewegungen des Schattens etwas gelegen habe, das an Jaquette erinnerte; aber gerade als sie damit herausrücken wollte, trat Ernfrid herein.

Er küßte Lilie auf die Hand und bemerkte mit einigen kalten höflichen Worten, daß es ihm ein Vergnügen mache, sie wieder vollkommen hergestellt zu sehen; darauf verbeugte er sich schweigend vor Gabrielle.

Der Blick, welchen er auf diese letztere warf, hatte etwas Trauriges und ungewöhnlich Mildes.

Dann beschäftigt er sich mit Elvira, welche ihm entgegengesprungen war und sich an seine Kniee angeschlossen hatte.

Das Gesicht des Kindes war auch bleich. Die sonst freudestrahlenden Augen waren matt. Sie schlang die Arme um den Hals des Vaters und sagte indem sie ihre Wange an die seinige drückte:

— Papa, ist es wahr, daß Gott Dich und mich nicht leiden mag?

Lilie fuhr zusammen und wurde dunkelroth. Sie rief in einem vorwurfsvolle Ton:

— Elvira!

Das Mädchen schloß die Arme fester um des Vaters Hals, und Ernfrids vorher schon finstere Stirne wurde noch finsterer.

— Wer hat Dir das gesagt? — fragte er. — Deine Lehrerin?

— Nein, bonne amie hat immer behauptet, daß Gott alle gute Menschen gerne mag; aber Mama pflegt zu sagen, daß Er Dich und mich nicht liebt, weil wir Ketzer sind. Was ist das, Ketzer zu sein, Papa?

Elvira wandte den Kopf um, blickte die Mutter an und fügte mit einem freundlichen Lächeln hinzu:

— Mama, Du mußt Elvira nicht böse werden, denn ich will nur, daß Papa Dir sagen soll, daß Gott uns alle lieb hat; dann hast Du nicht nöthig so viel zu weinen, wie Du es diese letzten Tage gethan.

Das Mädchen faßte mit beiden Händen das Gesicht des Vaters und fuhr fort:

Das ist eine große Sünde von Mama, mußt Du wissen. Sie hat es mehrere Tage nicht gewagt zu essen, sondern hat auf den Knieen gelegen und gebetet, daß Gott Dir und mir nicht böse sein möchte. Jetzt will Elvira wissen, ob Mama zu hungern braucht, damit Gott uns leiden möge. Warum sollte er es nicht? Elvira ist ja artig, gehorsam und fleißig gewesen.

Während das Kind sprach, verzog sich Ernfrids Gesicht krampfhaft. Es war einer der bittersten Augenblicke in seinem Leben. Ein heftiger Seufzer arbeitete sich empor aus seiner Brust. Er drückte das Mädchen hastig an sein Herz. Darauf sagte er in einem ungewöhnlich milden Tone:

— Mein Kind, Deine Mutter ist krank gewesen, und darum hat sie gemeint. Ueber Dich und mich braucht sie nicht Thränen zu vergießen. Wenn Gott Jemanden liebt, so ist es gewiß, daß Er Dich und mich am meisten unter uns Allen liebt. Gehe jetzt, mein kleines Mädchen zu Deiner bonne amie, sie wirds besser, als ich, Dir sagen können, wie lieb der Höchste ein kleines, unschuldiges Kind hat.

Ernfrid küßte zärtlich seine Tochter und ließ sie herunter auf den Fußboden; dann stand er auf, reichte Lilie die Hand und sagte:

— Meine Freundin, was Elvira jetzt gesagt hat, veranlaßt mich, Dich um eine Unterredung zu bitten.

— Papa, — rief Elvira erschrocken, — sei nicht böse auf Mama! — Das Mädchen umfaßte den Va-

ter und fügte hinzu: verspreche mir, nicht schlimm zu sein gegen Elviras Mama!

Eine drohende Wolke flog über Ernfrids Stirne.

— Brauche ich denn böse zu sein? — fragte er und legte die Hand auf des Kindes Haupt.

— Nicht auf mich.

— Gehe, mein Kind zu Deiner Lehrerin! — sagte er und schob Elvira von sich.

Lilie war aufgestanden. Es stand in Ernfrids Gesicht zu lesen, daß er sofortigen Gehorsam forderte.

Lilie gehörte nicht zu denjenigen, welche, wenn es Ernst galt, dem Willen Anderer Widerstand entgegensetzen konnte.

Als beide durch die Thüre verschwunden waren, warf Elvira sich weinend in Gabrielle's Arme und rief:

— Bonne amie, sage mir, ob Elvira etwas Böses gethan?

Nein, mein Kind, — antwortete Gabrielle und küßte es, während sie dessen aufgeregte Gefühle zu beruhigen suchte.

Als Ernfrid mit seiner Frau in dem kleinen grünen Cabinet allein war, verriegelte er die Thüre doppelt, damit Niemand sie stören könnte.

Lilie blieb stehen, sich auf die Rücklehne eines Stuhles stützend.

Sie war ebenso bleich wie Ernfrid und obgleich sie im Allgemeinen ganz kurzsichtig war, wenn es

dem Gemahl galt, so sah sie doch jetzt ein, daß es eine ernsthaftere Scene zwischen ihnen werden würde, als bisher.

Sie drückte auch die Hände heftig gegen die Brust, als Ernfrid sich von der Thüre weg und gegen sie wandte.

Nie war er ihr furchtbarer vorgekommen, als in diesem Augenblick; nie früher hatte sie eine so lebhafte Neigung für ihn empfunden, wie gerade jetzt, wo sie deutlicher als jemals in seinen Zügen las, daß sein Herz nie für sie schlagen würde.

— Und warum habe ich nicht Gabrielle's Rath befolgt? — dachte Lilie, und sie hätte sich zu seinen Füßen werfen und ihn um Verzeihung bitten mögen; aber dieses Gefühl wurde bald von einem anderen verdrängt, welches ihr zuflüsterte:

— Dieser Mann ist es, welcher sein Kind von Gott und der Seligkeit entfernt.

Einige Secunden betrachtete Ernfrid sie schweigend, dann warf er sich in ein Fauteuil und rief in einem traurigen Ton:

— In diesem Augenblick, Lilie, wäre ich geneigt die Stunde zu verfluchen, wo das Schicksal uns vereinigte, und blutige Thränen möchte ich weinen, daß Du die Mutter meines Kindes bist!

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Etwas, was auch nur einem schmerzlichen Ausdruck ähnlich sah, hatte Lilie nie vorher bei ihm gesehen. Sie zitterte auch beim Anblick desselben.

Der Instinct sagte ihr, daß sie die Leiden, welche er jezt empfand, zu zahlen haben würde.

Als Ernfrid seine Hand von der Stirne ent-

fernte, war sein Gesicht kalt und hart, als wenn dessen Züge in Granit gehauen wären. Er hob in einem veränderten Tone wieder an:

— Was hilft es, das zu bereuen, was sich nicht ändern läßt? Wir sind verheirathet und all meine Verzweiflung kann das nicht ungeschehen machen. Wäre ich nicht Graf Eldau, so würde diese Ehe aufgelöst werden; aber ein Mann mit meinem Namen, mit meiner gesellschaftlichen Stellung und mit meinen Grundsätzen, gibt sich nicht dem Scandal Preis. Sie und ich sind unzertrennlich. Aber so ist das Verhältniß nicht mit Ihnen und Ihrem Kinde.

— Heilige Mutter Gottes! Was ist es, was Du sagst? — rief Lilie und stürzte dem Manne entgegen.

— Die Wahrheit, Gräfin, — antwortete Ernfrid und schob sie von sich. — Sie haben längst das Recht verwirkt, die Mutter meines Kindes genannt zu werden Wollen Sie, daß ich es Ihnen beweisen soll? Nun wohlan, als ich mich mit Ihnen verheirathete, war ich nicht verliebt, das ist wahr; aber ich war von Ihrem Aeußern eingenommen und glaubte in Ihnen einen Engel an Milde und Güte gefunden zu haben. Ich sagte zu mir selbst: „Einst wird mein Herz sie lieben.“ Und der Tag wäre auch gekommen, wenn Sie verstanden hätten, Ihre Aufgabe als Gattin zu lösen. Sie waren Französin und das Wort: Pflicht begriffen Sie nicht. Mein Gemüth ist streng, mein Charakter unbiegsam und mein Herz hart, ich räume es ein; aber wenn Sie versucht hätten, Ihre Kälte zu überwinden, und An-

hänglichkeit an meine Person an den Tag gelegt hätten, dann wären Sie mir lieb geworden wie ein Theil von mir selbst. Sie wählten einen andern Weg, Sie entfernten sich von mir, so viel Sie konnten und als wir in Schweden ankamen, was war Ihr erstes Bestreben? Den Mann wieder zu sehen, den Sie liebten, und den Versuch zu machen, mit ihm wieder ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen. Daß dieß nicht geschah, war sein und nicht Ihr Verdienst, Gräfin. Ah, meine Gnädige, dadurch, daß Sie den Wunsch aussprachen, Liungbro zu besuchen, hatten Sie es mir für immer unmöglich gemacht, etwas Anderes, als Widerwillen gegen Sie zu empfinden. Das war Ihr erstes Verbrechen. Das zweite bestand darin, daß Sie durch Einflüsterungen von Ihrer Mutter und Ihrer Kammerjungfer sich verleiten ließen, in religiösem Interesse zu intriguiren. Sie wußten, daß ich ein warmer Lutheraner sei, und Sie besaßen nicht genug Tact nnd feines Gefühl, um es zu vermeiden, mich in meiner religiösen Ueberzeugung zu beleidigen. Sie verwandelten unsere Ehe in eine Hölle und erweckten in mir Abscheu gegen den Katholicismus. Obgleich Sie von mir Nachsicht, Zärtlichkeit, Mitleid und Nachgiebigkeit in Beziehung auf Ihre Ansichten forderten, thaten Sie Alles, um mich wegen der meinigen zu verletzen. Aber nicht genug damit. Sie nahmen, ohne sich mit mir darüber zu benehmen, eine Lehrerin von demselben Glauben wie Sie für Ihr Kind in der Hoffnung an, Ihre Tochter auf diese Weise zur Katholikin erziehen zu können. Als ich, der ich Ihren Plan durchschaute, unzufrieden wurde, geriethen

Sie in Zorn, und als ich nachher, davon überzeugt, daß ich Mamsell Moulin unrichtig beurtheilt hatte, sie überredete, zu bleiben, erlaubten Sie sich, dieser meiner Handlungsweise den gemeinsten Stempel aufzudrücken.

Ernfrid stand auf, trat auf seine todtenbleiche Frau zu und sprach mit gedämpfter Stimme:

— Sie behielten diese argwöhnischen Gedanken nicht bei sich selbst, sondern veranlaßten meine Diener, auf mich zu spioniren und wurden auf diese Weise diejenige, welche das Gerücht verbreitete, daß ich in die Gouvernante verliebt sei. Sie wagten es, ohne Grund einen Schatten auf die Ehre Ihres Mannes zu werfen, seinen Namen einem scandalösen Gerücht Preis zu geben, und Sie hofften, daß er mit Ihnen Nachsicht haben würde. Meine Gnädige, wenn meine eigene Mutter so gehandelt hätte, — ich würde es ihr nicht verziehen haben; — aber Sie waren auch damit nicht zufrieden, Sie suchten noch auf einem anderen Wege mir mein Leben zu vergiften, und zwar durch Angriff auf das zärtliche Gefühl, welches ich besitze, nämlich die Liebe zu meinem Kinde. Sie wollten es durch ihre fanatischen Pläne von mir entfernen, diesen Frieden stören und die letzte Freude, die mir noch im Leben übrig blieb, vernichten; Sie haben mich nun auch auf den Punkt gebracht, daß ich, um den Frieden Elvira's zu retten, sie von Ihnen trennen muß. Sie und ihre Gouvernante werden in einigen Tagen von mir nach meinem Fideicommis Rörbro in Schonen geschickt. Dort wird das Mädchen von allem katholischen Einfluß

entfernt und seiner beiden Eltern beraubt, erzogen werden. Sie haben Ihrem Kinde das Beste gestohlen, was es besaß, Vater und Mutter; aber es kann nicht anders werden. Sie und ich müssen, um nicht den Gerüchten, welche Sie ausgesprengt, Wahrscheinlichkeit zu verleihen, fortfahren zusammen zu leben. Das wird unserer Beider Strafe werden, weil wir eine Ehe ohne Liebe eingegangen haben. Und jetzt, Gräfin, fasten Sie und beten Sie, daß Gott Ihnen Ihre Sünden gegen mich und Ihre Tochter vergeben möge.

Ernfrid wandte sich weg, um fortzugehen; aber Lilie warf sich vor ihm auf die Kniee und rief mit herzzerreißendem Schmerz:

— Ernfrid, Erbarmen, Gnade, Schonung, ich werde nie im Stande sein, es zu ertragen! Nehme Alles, nehme mein Leben; aber nehme nicht mein Kind von mir!

— Stehe auf und verschwende nicht Bitten an einen Mann wie ich! Und wenn Sie Ihr ganzes Leben lang zu meinen Füßen lägen, so würde es Ihnen nicht gelingen, mich zu bewegen. Meine Pflicht gegen mein Kind und meinen Gott verlangt, daß ich handle, wie ich jetzt thue. Sie können möglicherweise Alles von mir erlangen, nur nicht Ihr Kind und meine Achtung.

Der Graf ging hastig seines Wegs.

Lilie lag auf dem Fußboden und brach in ein wildes Schluchzen aus.

Diesmal war sie von einem Schmerz getroffen worden, welchen selbst die leichte Beweglichkeit in

ihrem Denken und Fühlen nicht zu besiegen im Stande sein sollte.

Am Morgen darauf herrschte auf Eriкshof eine entsetzliche Bestürzung.

Elvira war in der Nacht krank geworden und hatte sehr bedenkliche Krampfanfälle gehabt.

Es wurde schleunigst nach Aerzten geschickt und Ernfrid war der Erste, der sich bei seinem kranken Kinde einfand.

Gabrielle hatte bei der Nachricht von dem Uebelbefinden Elvira's sofort die Eltern davon in Kenntniß setzen lassen.

Lilie kam zu dem vor Schmerzen ganz verstörten Mädchen hereingestürzt, warf sich in maßloser Verzweiflung über dasselbe und rief:

— Mein Kind! Mein Kind!

— Lilie, — sagte Ernfrid streng, — wenn Du bei Elvira bleiben willst, mußt Du ruhig sein.

Gabrielle suchte sie durch einige eindringliche Worte zur Besinnung zu bringen, und es gelang auch soweit, daß Lilie mit einigen der heftigsten Ausbrüche ihrer Angst innehielt.

Die Schmerzen dauerten den ganzen Tag mit zunehmender Heftigkeit fort. Alles, was der Arzt verschrieb, vermehrte sie nur, und gegen Abend verlangte der Doktor die Eltern zu sprechen, um sie darauf vorzubereiten, daß sie ihr einziges Kind verlieren würden.

Ernfrid hörte das Urtheil mit kaltem Schweiße an der Stirne, und Lilie schien ganz außer sich.

— Sie wird sterben, die arme Kleine! Siehe da Gottes Strafe dafür, daß man sie von mir und dem Wege hat trennen wollen, der zum Himmelreich führt!

Lilie fiel in heftige Convulsionen.

Ernfrid hatte keine Theilnahme, kein Herz für sie, sonden bat den Arzt, sich der Gräfin anzunehmen, und kehrte zu Elvira zurück, welche sich in den entsetzlichsten Schmerzen wand.

— Wo ist Mamsell Moulin? — fragte der Graf Frau Grönbeck, als er Gabrielle nicht bei seiner Tochter fand.

Sie verließ so eben das Zimmer; es war ein Reisender da, der sie suchte, — war die Antwort.

Einige Augenblicke darauf trat Gabrielle wieder herein; aber sie war nicht allein. Ein Mann von einigen und dreißig Jahren mit einem feinen, edlen und schönen Gesichte begleitete sie.

Beim ersten Blick sah man, daß er ein Jude sei.

Ernfrid, welcher an dem Krankenbett seines wimmernden Kindes knieete, stand rasch auf.

— Gott selbst hat Sie hierher gesandt, bester Israel, — sagte Gabrielle zu dem Fremden. — Retten Sie dieses Kind und Sie retten mehr als mein Leben!

— Mein Kind in den Händen eines Juden! — dachte Ernfrid und that einen Schritt gegen Gabrielle, welche sich jetzt an ihn wandte. — Mamsell! — rief er.

Gabrielle faßte ihn am Arme und sagte in einem ergreifenden Ton:

Ich weiß, was Sie sagen wollen, Graf; aber ich bitte Sie, damit zu warten, bis Doktor Levitain über Elvira's Zustand sich ausgesprochen hat. Sie haben mir Vertrauen versprochen, zeigen Sie es jetzt, da es das Leben Ihrer Tochter gilt!

Israel hatte im Vorbeigehen vor dem Grafen eine Verbeugung gemacht und war dann direct ans Krankenbett herangetreten. Nachdem er den Puls des Kindes untersucht und eine Menge Fragen über die Symptome gemacht, wandte er sich an Ernfrid und sagte:

— Ich wünsche den Arzt zu sprechen, welcher das Fräulein behandelt hat.

Gabrielle eilte nach der Thüre. Im nächsten Augenblick stand Doktor D— an Israels Seite. Er begrüßte den israelitischen Arzt auf eine Weise, welche bewies, daß er wohl wisse, er begrüße eine hervorragende Persönlichkeit.

— Welches Urtheil fällt Doktor D— über das Fräulein? — fragte Israel.

— Daß ich keinen Rath weiß, — antwortete er.

— Für welchen Fall hält der Doktor die Krankheit.

— Heftige Erkältung.

— Da bin ich anderer Meinung, — sagte Israel.

Nachdem er den Doktor und den Grafen ersucht hatte, ihm zu folgen, trat er an's Fenster.

— Die Krankheit des Fräuleins ist keine Er-

kältung, sondern eine Folge von einer — Vergiftung, — bemerkte er mit bestimmter, obgleich gedämpfter Stimme.

— Herr Doktor, was wagen Sie zu behaupten? — rief Ernfrid und schrack zurück.

— Ich spreche eine düstere Wahrheit aus, Herr Graf, und da Doktor D— sagt, daß er nichts weiter auszurichten vermag, so will ich versuchen, das Fräulein zu retten.

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte Israel einige Vorschriften, über deren Ausführung er selbst genau wachte. Er betrachtete dann alle diejenigen, welche das Kind umgaben, als wenn er hätte herausfinden wollen, in wessen Gesicht er wohl den Urheber der Vergiftung entdecken könnte.

Er untersuchte die Medicamente, die Suppen und das Wasser. Er fragte, ob man Rattengift im Hause gehabt, und schließlich, was Elvira, bevor sie krank wurde, gegessen.

Hierauf erhielt er zur Antwort, daß sie wie gewöhnlich Grütze mit Wein und Wasser verzehrt habe.

— Sie behauptete, daß die Grütze nicht gut geschmeckt und habe dieselbe nicht aufgegessen, — sagte Frau Grönbeck.

— Ist noch etwas davon übrig? — fragte Israel.

— Ich habe den Rest meinem Hunde vorgesetzt, — antwortete Frau Grönbeck.

— Hat der Hund davon gefressen?

— Nein, Herr Doctor. Er ist die ganze Nacht fort gewesen, und heute habe ich nach ihm gesehen, so daß das Essen unangerührt dasteht.

— Lassen Sie mich es sehen.

Israel begleitete Frau Grönbeck in ihr Zimmer. Als sie da hineinkamen, fanden sie Herrn Prisse, welcher eben heimgekehrt war, damit beschäftigt, in vollem Zuge und mit gutem Appetit die Grütze zu verzehren. Frau Grönbeck nahm den Rest dem Hunde weg.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit hörte man aus dem Zimmer der Frau Grönbeck ein entsetzliches Geheul.

Die alte Frau stürzte hinein und fand dort ihren kleinen vierbeinigen Liebling in Todeszuckungen auf dem Fußboden ausgestreckt.

Israel wandte sich an Ernfrid und sagte:

— Der Hund, welcher im Begriff ist zu sterben, hat von derselben Grütze gefressen, wie Ihre Tochter, Herr Graf.

Es liegt etwas Gräßliches in dem Aussprechen des Wortes — vergiftet. Eine solche Anklage wird herausgeschleudert, und Jedweder steht bestürzt und sieht den Anderen an, als wenn jeder früge:

— Bist Du der Schuldige?

Ernfrid war auch zur Lilie hineingeganzen, wo sie nach den schweren Convulsionen vor Schwäche ganz vernichtet dalag, und sagte zu ihr:

— Lilie, Ihre Tochter hat Gift erhalten, und wann sie stirbt, ist sie ermordet worden.

Er hatte die eine Hand von Lilie ergriffen und fügte mit einem drohenden Blick hinzu:

— Wehe über Den, welcher dieses Verbrechen begangen!

Es lag ein entsetzlicher Verdacht im Blick, im Ton und in den Worten, obgleich Lilie viel zu aufgeregt war, denselben zu fassen oder auch nur für eine einzige Secunde zu begreifen, daß er auf sie Bezug hatte.

Die Nacht ging zu Ende.

Israel und Ernfrid verließen keinen Augenblick das Bett des Kindes.

Gabrielle wachte im Zimmer darneben und war vollständig mit Lilie beschäftigt, welche einen Krampfanfall nach dem andern bekam.

Der Morgen kam, grau und kalt, und mit ihm ein Tag, welcher der Dämmerung glich.

Durch die Tropfen, welche Israel ihr gegeben, war Lilie in einen kurzen Schlummer gefallen, und Gabrielle saß an ihrem Bett mit dem Kopf auf die Hand gestützt.

Plötzlich wurde sie durch das Oeffnen der Thüre in ihren traurigen Gedanken gestört. Graf Ernfrid trat mit lautlosen Schritten auf sie zu.

Er war minder bleich, und die Stirne war heller, als am Abend vorher.

— Wie steht es? — fragte Gabrielle. Ernfrid ergriff ihre Hand und sagte mit weicher Stimme:

— Sie ist gerettet! Dank, Gabrielle, für das Leben meiner Tochter, denn Sie sind es, welche es ihr wiedergegeben haben.

Der stolze, hochmüthige Ernfrid führte die Hand der Gouvernante an seine Lippen.

Ein Augenblick darauf war Lilie wach.

Elvira war in der That dem Tode entrissen worden, den man ihr zugedacht, und kehrte nach und nach vom Rande des Grabes zum Leben zurück.

Nachdem Israel erklärt hatte, daß Elvira gerettet sei, machte er auch die Mittheilung, daß er unverzüglich abreisen müsse.

Er bat sich indessen vorher ein Privatgespräch mit Graf Eldau aus.

Als Ernfrid und der junge Jude allein im Salon waren, bemerkte Israel:

— Die Zeit möchte jetzt gekommen sein, dem Herrn Grafen zu erklären, warum ich hierher gekommen bin. — Es wurde durch folgendes veranlaßt:

Israel reichte Ernfrid einen Brief und fügte hinzu:

— Seien Sie so gut, Herr Graf, und lesen Sie! — Sie werden finden, daß der anonyme Verfasser eine bestimmte Anklage gegen Sie und Gabrielle macht; eine Anklage, welche zwei von meinen Freunden in L— auch in ihren Briefen mit dem Hinzufügen wiederholt haben, daß man der strafbaren Gouvernante seinen Unwillen durch offenen Veracht zeige. — Ist dieß letztere der Fall, so beklage ich, daß der Herr Graf es hat geschehen lassen. — Unter allen Umständen bin ich hier, um als Stellvertreter der Mutter Gabrielle's ihre Tochter von einem Ort wegzubringen, wo man der Ehre des jungen Mädchens einen Flecken angeheftet hat.

Israel schwieg. Ernfrid warf einen kalten, stol-

zen Blick auf ihn, worauf er den Brief auseinanderfaltete.

Er war ohne Unterschrift und enthielt, wie es schien, eine wahrheitsgetreue Schilderung des zärtlichen Verhältnisses, welches zwischen Gabrielle und Eldau stattfand.

Während Ernfrid ihn las, wechselte er die Farbe. Man konnte all den Aerger, welchen er empfand, sich auf seiner Stirne wiederspiegeln sehen.

— Her Doctor, — sagte er stolz und gab den Brief zurück, — ich halte es nicht für nöthig, ein Wort zur Vertheidigung zu sagen. Ernfrid Eldau ist über dergleichen Beschuldigungen erhaben. Während meines Aufenthalts in L— erfuhr ich erst die Gerüchte, welche eine so ungünstige Stimmung gegen Mamsell Moulin hervorgerufen hatten. Ich beschloß sofort, sie und meine Tochter von hier nach Rörbro abreisen zu lassen und auf diese Weise fünfzig Meilen zwischen uns zu legen. — Die Krankheit meiner Tochter hinderte mich an der Ausführung meines Planes.

— Welcher, wenn er auch ausgeführt würde, nicht im Stande wäre, das entehrende Geschwätz zum Schweigen zu bringen, — fiel Israel ein. Jeder Tag, wo Gabrielle in Ihrem Hause verweilt, wirft einen neuen Schatten auf ihre Ehre; deßhalb muß sie unverzüglich ihre Stelle verlassen.

— Sie sind nicht ihr Vormünder, oder ihr Verwandter, und wenn Sie das auch wären, so müßten Sie verzeihen, wenn ich meinerseits erkläre, daß sie bleiben muß. — Meine Tochter ist, Ihrer eigenen Behauptung und den Untersuchungen zufolge, welche

Sie und Doctor D— angestellt haben, nahe daran gewesen, das Leben durch Gift zu verlieren. Bevor derjenige, welcher die Grütze vergiftet hat, entdeckt worden ist, darf Niemand, welcher sich in meinem Hause aufhält, dasselbe verlassen.

— Herr Graf, Sie können wohl keinen Augenblick den allerleisesten Verdacht gegen Mamsell Moulin hegen?

— Ich habe Niemanden und Alle im Verdacht, — übrigens wenn auch Mamsell Moulin nach meiner Ueberzeugung vollkommen schuldfrei dasteht, so flüstert vielleicht doch schon das Gesinde unter sich, daß sie meine Tochter hat vergiften wollen. — Mamsell Moulin kann sich also nicht entfernen, bevor sie ihre Unschuld bewiesen und die Schuldige entdeckt worden ist. Ihre Ehre und meine Ehre verlangen, daß sie hier bleibe. Sie mag übrigens selbst entscheiden.

Ernfrid läutete und ein Bedienter erhielt Befehl, Mamsell Moulin zu ersuchen, in den gelben Salon hinaufzukommen.

Als der Bediente sich entfernt hatte, bemerkte Ernfrid gegen Israel:

— Und jetzt, Herr Docter, während wir auf Mamsell Moulin warten, dürften Sie erlauben, daß wir unsere Rechnungen abmachen. Sie haben meine Tochter gerettet! ich bin also in Ihrer Schuld.

Ernfrid reichte dem Doctor ein größeres Bankbillet.

Israel schob seine Hand zurück mit den Worten:

— Graf Eldau, es sind jetzt zehn Jahre, seit Sie und ich uns das erste Mal trafen. — Es war in Stockholm bei einem Fest für zwei Franzosen.

Als wir uns zur Tafel setzen wollten, erklärten Sie, daß Sie nicht an der Mittagsmahlzeit theilnehmen könnten, weil Sie sich nie mit Anderen, als mit Männern zu Tisch setzten, und Sie hätten noch nicht gehört, daß man Juden zu diesen rechne. — Ich brauche Sie nicht an die Scene zu erinnern, welche darauf folgte, und daß die Hälfte der Eingeladenen, welche derselben Klasse angehörten wie Sie, Ihrem Beispiele folgten. Ich entfernte mich, obgleich die Franzosen laut den Wunsch aussprachen, daß ich bleiben möchte; aber mein Stolz erlaubte es mir nicht. — Seit jenem Tage habe ich gewünscht, daß sich eine Gelegenheit darbieten möchte, damit ich Ihnen jene Beleidigung zurückzahlen und zu gleicher Zeit zeigen könnte, daß wir Söhne von Juda Geschlecht oft Männer von edleren Begriffen von Ehre sind, als Sie. Eine höhere Macht hat es gewollt, daß ich Gelegenheit bekommen sollte, Ihr einziges Kind dem Tode zu entreißen. — Graf Eldau, ich habe Ihnen jetzt die Demüthigung, die Sie mir verursachten, zurückbezahlt, und das auf eine meiner würdige Weise. — Sie sind mir nichts schuldig, da ich nur in dem Falle war, Ihnen eine alte Schuld wieder zurückzuerstatten.

Israel verbeugte sich.

Die Thüre ging auf und Gabrielle trat ein.

Israel wandte sich rasch an das junge Mädchen und klärte sie auf über den Grund seines Kommens und den Zweck seines Besuchs, welcher der sei, sie von Erikshof fortzunehmen, weil sie an diesem Orte ehrenrührigen Beschuldigungen ausgesetzt sei.

Ernfrid lehnte sich an den Kamin und betrachtete Gabrielle, während Israel mit ihr sprach.

Ihre Augen blitzten vor Aerger, als sie Israel zuhörte, und mit einer Stimme, welche dieses Gefühl wiedergab, antwortete sie:

Ich bin eben durch Gräfin Eldau über den Verdacht, dessen Gegenstand ich bin, aufgeklärt worden; aber bevor man diejenige kennen gelernt, welche Elvira hat vergiften wollen, kann ich nicht Erikshof verlassen. — Man hat bereits versucht, mich bei der Gräfin zu verdächtigen, vielleicht ist es gelungen, dasselbe beim Grafen zu thun. Genug, ich bin unschuldig und ich bleibe hier.

Ein tiefer Athemzug hob Ernfrids Brust.

— Mamsell Moulin hat nun selbst entschieden, — sagte er zu Israel. — Es wird jetzt meine Pflicht sein, zu suchen, die Wahrheit ans Tageslicht zu bekommen.

Einige Stunden darauf reiste Israel ab.

In der Allee begegnete er dem Kronvogt, nach welchem Ernfrid geschickt hatte.

Die allergenaueste Untersuchung wurde jetzt mit dem Hausgesinde angestellt.

Der Richter, welcher sich auf des Grafen Veranlassung eingefunden, verhörte Alle, und mit besonderer Genauigkeit Gabrielle.

Es schien, als wenn der Verdacht auf sie fixirt sei. Mit einer Ruhe, die sie keinen Augenblick verließ, beantwortete sie alle Fragen und forderte selbst

das Gericht auf, ihre Sachen zu untersuchen, — was auch geschah, ohne daß man etwas fand, was die Anklage hätte bestärken oder zu einer Entdeckung führen können.

Daß das kleine Fräulein an Arsenik krank gewesen, bewiesen die Atteste der beiden Aerzte; aber wer es in sein Essen gemischt, blieb ein undurchdringliches Geheimniß.

Der Richter und der Kronvogt verließen Eriksḣof, vollkommen versichert, daß das Kind durch irgend eine Fahrlässigkeit des Hausgesindes den Arsenik erhalten, der vielleicht für irgend einen anderen Zweck bestimmt gewesen.

Obgleich die Repräsentanten des Gesetzes diese Erklärung des Ereignisses abgaben, und Ernfrid selbst daran zu glauben begann, so verbreitete sich doch das stille und schleichende Gerücht, daß Gabrielle versucht habe, Elvira durch Gift zu tödten. Natürlich wurden verschiedene Commentare über die Motive 2c. hinzugefügt.

Diese Geschichten gingen wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend und griffen so um sich, daß das gemeine Volk, das sonst die lahme Französin gut hatte leiden können, jetzt anfing, vor ihr eine entschiedene Abscheu zu zeigen.

Wenn Gabrielle Morgens oder Abends promenirte und einem Bauer oder Bauernweibe begegnete, wichen sie ihr aus, als wenn sie etwas Böses gesehen hätten.

Die Dienerschaft schien von derselben Abneigung ergriffen und betrachtete sie mit verdächtigen Augen.

Gabrielle sah dies Alles und doch blieb sie.

— Ich kann diesen Ort nicht verlassen, ohne mich rein gewaschen zu haben, — dachte sie, während ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit sich ihres Herzens bemächtigte.

Nachdem die Richter Erikshof verlassen, verflossen einige Wochen in der peinlichsten Stimmung.

Seit der Krankheit der Tochter war Lilie's Gesundheit schwach gewesen. Ihre Gemüthsstimmung war unruhig und sie schien immer etwas zu fürchten. Sie wagte kaum zu essen und wurde von wirklicher Angst ergriffen, wenn Elvira etwas zu sich nehmen sollte.

Ernfrid betrachtete sie mit argwöhnischen Blicken, und er würde Lilie nicht gestattet haben, mit der Tochter allein zu sein.

Es herrschte eine Spannung in den Gemüthern, die äußerst peinlich war.

Sonderbar genug hatte Lilie, seit die allgemeine Stimme Gabrielle gebrandmarkt, ganz und gar ihr Benehmen gegen sie geändert. Sie war unruhig und furchtsam, wenn Gabrielle nur von ihr fortging und äußerte oft:

— O, hätte ich niemals mich davon abbringen lassen, Ihren Rath zu befolgen.

Unter solchen Verhältnissen glichen die Tage Jahren und die Wochen Jahrhunderten, so langsam schlichen sie dahin.

Eines Morgens schickte die Gräfin nach Gabrielle, daß sie sie schleunigst zu sprechen wünsche.

Als Gabrielle in das Schlafgemach Lilie's eintrat, fand sie sie zu Bett und wie es schien, als ein Opfer heftiger Schmerzen.

— Meine Freundin, ich bin krank, krank von dem Glas Zuckerwasser, das ich diesen Morgen getrunken! — rief Lilie Gabrielle zu. — Ah, man wird mich und mein Kind tödten, damit mein Vermögen der Kirche zufalle.

Sie fing an zu weinen.

Gabrielle beschwor sie auf ihren Knieen, ihr zu sagen, wen sie im Verdacht habe; aber Lilie schüttelte den Kopf und erklärte, daß ein Eid ihre Zunge binde.

Gabrielle sandte nach dem Grafen und dem Arzt. Die Schmerzen nahmen an Heftigkeit zu, und nach Verlauf von einundzwanzig Stunden hatte Lilie aufgehört zn leben.

Sie starb in Gabrielle's Armen, segnete ihren Namen und vertraute ihr ihre Tochter an.

Bei der Obduction stellte sich heraus, daß Gräfin Eldau an Gift gestorben sei.

Jetzt kam die Sache vor Gericht.

Die Gouvernante war diejenige, welche die öffentliche Meinung anklagte.

Ernfrid, der sofort seine und Gabrielle's Lage begriff, war der Erste, welcher auf eine Untersuchung drang.

Gabrielle und das ganze Hausgesinde standen schon am Tage nach Lilie's Tod vor Gericht.

Beim Auftreten des jungen Mädchens erhob sich ringsum ein Getümmel, welches zu gut die ungünstige Stimmung des Volks bewies.

Mit der größten Mühe gelang es dem Richter, die Ruhe herzustellen, so daß das Verhör beginnen konnte.

Ueberall, wo Gabrielle hinblickte, begegneten ihr nur zornige Blicke.

Als sie nach geschlossenem Verhör sich vom Gerichtssaale fortbegeben und nach Crishof zurückkehren wollte, wurde sie auf einige Augenblicke von den Bauern umringt, welche drohend ihre geballten Fäuste gegen „die katholische Mörderin" erhoben.

Doctor D—, welcher sie begleitete, gelang es nicht ohne große Anstrengung einen Weg durch den Bauernhaufen zu bahnen.

Mit einer stolzen und unerschrockenen Miene betrachtete sie diese Menschen, welche sie mit ihren Schimpfwörtern überhäuften.

Sie schien sie mit ihren Blicken fragen zu wollen, mit welchem Recht sie sie eine Mörderin nannten.

Als Gabrielle und der Doctor endlich die Thüre erreicht hatten, wurden sie von einem jungen hochgewachsenen Mann, welcher auf der Schwelle stand, angehalten.

Er reichte dem jungen Mädchen die Hand mit den Worten:

— Gabrielle, in der Noth, in Gefahren und im Tode erproben sich die Feinde. — Hier bin ich, um Dir beizustehen.

— Abraham! — rief Gabrielle und ergriff hastig seine Hand.

Gabrielle hatte sich aufrecht und gerade gehalten, während sie vor Gericht stand. Nicht ein Muskel in ihrem Gesicht hatte sich bewegt, als sie von

den dumpf murmelnden und aufgeregten Bauern umgeben war; aber beim Gefühle der Freude, welche sie empfand, als Abraham vor ihr stand, wankte sie.

Gabrielle mußte sich anf seinen Arm stützen, um nicht zu fallen.

— Muth, theure, geliebte Gabrielle.

— Ich bin gekommen, Dich von allem Verdacht, dessen Gegenstand Du jetzt bist, zu befreien, — flüsterte er und führte sie nach dem Wagen.

Abraham half ihr in denselben, nachdem er noch einige weitere ermunternde Worte hinzugefügt.

Als Graf Ernfrid, welcher etwas später das Gericht verließ, nach Erikshof zurückkam, wurde ihm mitgetheilt, daß Major Levitain ihn zu sprechen wünsche.

Beim Klange dieses Namens zog Ernfrid die Augenbrauen zusammen und trat mit einer stolzen Haltung, welche zu deutlich verrieth, daß der Besuch ihm mißfiel, in den Salon, wo der Major ihn erwartete.

Abraham beantwortete seinen stolzen Gruß mit einem, der vollkommen so stolz war, und sagte, ohne abzuwarten, bis Ernfrid ihn anredete:

— Herr Graf, Sie haben Mamsell Moulin in Ihrem Hause zurückgehalten, obgleich Doctor Levitain im Namen ihrer Mutter den Auftrag erhalten, sie von hier fortzubringen. Welche sind die Folgen davon gewesen? — Daß Sie, statt sie von dem Verdacht zu reinigen, als habe sie versucht, Ihr Kind zu

vergiften, sie jetzt allgemein in den Verdacht gebracht haben, Ihre Gräfin ermordet zu haben. — Der Name und die Ehre des jungen Mädchens sind vollkommen beschmutzt worden; etwas, dem Sie als Mann von Ehre hätten vorbeugen müssen, da Sie ein wehrloses Weib vor sich hatten. Mit all Ihrem Rang und all Ihrem Reichthum werden Sie nicht im Stande sein, ihr das, was Sie verloren, wiederzugeben. Was Sie zu thun nicht die Macht haben, das dürfte ich im Stande sein, und darum, Herr Graf, bin ich hier. — Der Zweck meines Hierseins ist Gabrielle Moulin von jedem Verdacht zu befreien und die wirkliche Verbrecherin anzugeben.

— Können Sie das, Herr Major, dann retten Sie nicht allein ihre, sondern auch meine Ehre; ich werde dann Ihr Schuldner, — antwortete Ernfrid.

Wie entsetzlich gekränkt mußte Ernfrid sich nicht im Allgemeinen fühlen, da er sich dazu bequemen konnte, so etwas gegen einen Juden zu äußern.

Eine lange Unterredung fand zwischen Abraham und dem Grafen statt.

Der Hochmuth des letzteren empfand ganz das Demüthigende, welches darin lag, daß er genöthigt war, einzuräumen, er würde ohne die Ankunft des Juden Levitain nie im Stande gewesen sein, sich von dem Scheine zu befreien, als wäre er, um eine verbrecherische Liebe zu fördern, mit der Gouvernante im Bund gewesen, seine Frau zu ermorden.

Das Schicksal hatte ihm auf eine entsetzliche Weise gezeigt, daß kein Mensch so hoch stehe, daß er nicht von üblem Rufe getroffen und angeschwärzt werden könne.

Den edelsten Namen kann die Verläumdung brandmarken, und sie vermag es, der reinsten Ehre für die Gegenwart und Zukunft einen dunkeln Flecken aufzudrücken.

Es war dies eine bittere und harte Lehre für einen Mann, wie Ernfrid, welcher im übermüthigen Stolz auf seinen Rang und seinen Namen sich für unnahbar gehalten.

Nach Beendigung der Unterredung bat der Graf Abraham die Nacht auf Erikshof zuzubringen, da die Untersuchung wegen der Vergiftung am Tage darauf vor Gericht fortgesetzt werden sollte.

Das Delicate in Abrahams Lage machte, daß er Gabrielle nicht zu treffen suchte, sondern sich vom Grafen auf die Zimmer begab, welche ihm zur Verfügung gestellt wurden.

Die Gastzimmer auf Erikshof nahmen die rechte Seite des Parterre ein.

Wenn man vom Hofe in die Vestebule eintrat hatte man eine Thüre rechts und eine links. Diese Thüren führten zu den Corridoren, welche außerhalb der Zimmer auf beiden Seiten hinliefen.

Die Diener des Grafen Ernfrid bewohnten die Flügelgebäude auf der andern Seite des Hofes.

Früher hatte die Kammerjungfrau der Gräfin ihr Zimmer in der Nähe des Schlafgemachs derselben gehabt; aber seit dem Tode Lilie's wurde das ganze große Gebäude nur von Ernfrid, Gabrielle, Elvira und Frau Grönbeck bewohnt.

Die Nacht war eingebrochen.

Gabrielle, von Allem, was sich zugetragen, in hohem Maße erschüttert, konnte nicht schlafen, sondern saß an einem der Fenster und blickte nach dem sternenklaren Himmel hinauf.

Mitternacht war vorüber und noch saß sie da, ohne sich nach Ruhe zu sehnen. Alles um sie herum war grabesstill, als ihr Ohr einen eigenen prasselnden Ton vernahm.

Gabrielle warf einen Blick hinaus und entdeckte mit Anstrengung einen Schatten, welcher sich am Fenster vorbeischlich und um die Ecke bog.

Gabrielle ging in ihr anderes Zimmer hinein und löschte das Licht aus; worauf sie sich an ein Fenster stellte, welches nach dem Hofe zuging.

Es verging einige Zeit, bevor Jemand zum Vorschein kam; aber nach Verlauf einiger Augenblicke sah sie denselben Schatten längs der Wand kriechen und sich dem Eingang zum Hause nähern.

Nach Allem, was auf Erikshof passirt war, war die Furcht und das Mißtrauen bei Jedem bis auf den höchsten Grad gesteigert worden. So auch bei Gabrielle. — Als sie die geheimnißvollen Bewegungen des dunkeln Schatten sah, meinte sie dieselbe Figur wieder zu erkennen, welche sie schon einmal durch den Aufgang zur Lilie's Garderobe hatte schleichen sehen, und wieder fielen ihre Gedanken auf Jaquette.

— Ich muß wissen, was dieses Wesen hier um diese Zeit sucht und ob sie es ist, — dachte Gabrielle und zog den ganz richtigen Schluß, daß der-

jenige, welcher gute Absichten habe, nicht die Nacht, die Finsterniß und ein solches Auftreten wähle.

Gabrielle eilte deshalb hinaus und war einige Augenblicke darauf in der Vestibule, wo sie hinter einem Pfeiler stehen blieb.

Sie hatte kaum ihren Platz eingenommen, bevor ein Schlüssel in die Eingangsthüre gesteckt wurde, welche Jemand ganz behutsam aufschloß und sich dann hereinschlich.

Gabrielle hörte wie der stille nächtliche Wanderer sich der Thüre rechts näherte und stehen blieb.

In der nächsten Minute wurde die Vestibule von dem schwachen Lichte einer Blendlaterne erleuchtet.

Der Schein davon fiel auf Gabrielle, welche sich bis zu dieser Thür hervorgeschlichen hatte.

Diejenige, welche die Blendlaterne angezündet, wich bei diesem Anblick einen Schritt zurück und Gabrielle sprach mit lauter und klarer Stimme:

— Was suchen Sie hier bei dieser Zeit, Jaquette?

— Jaquette faßte sich augenblicklich. Sie griff mit der rechten Hand unter die Jacke, welche sie trug, betrachtete Gabrielle mit einem funkelnden Blick und murmelte:

— Treulose Verrätherin gegen Gott und unsere heilige Kirche, wie wagst Du es, Dich mir in den Weg zu stellen!

In diesem Augenblick ließ sie die Laterne fallen. Gerade als sie ausging kam es Gabrielle vor, als wenn sie etwas blinken sähe.

Sie warf sich über den bewaffneten Arm und rief um Hülfe.

Die Finsterniß hüllte Alles in ihr schwarzes Schleier ein.

Gabrielle hatte den einen Arm Jaquettes mit ihren beiden Händen umfaßt; aber im nächsten Augenblick ließ sie dieselben los und ein Schmerzensschrei hallte durch das ganze Haus.

Die Thüre zum rechten Corridor flog auf.

Auf der Schwelle stand Abraham mit einem Licht in der Hand. Zu seinen Füßen lag Gabrielle in ihrem Blute gebadet.

Mit hastigen Schritten entfloh die Mörderin.

Jetzt versetzen wir uns zehn Meilen vom Schauplatz dieser Begebenheiten, um Rechenschaft darüber abzulegen, was sich auf Liungbro zugetragen.

Als Frigga Erikshof verließ, wurde sie von Arthur und Ernfrid nur bis zum Gute des Ersteren, Lenby, eine Meile von Liungbro, begleitet, worauf sie und Mamsell Dorbineau den Rest des Weges allein fortsetzten.

Frigga war während der Reise schweigsam gewesen. Es schien als wenn ein besonderer Gegenstand ihre Gedanken beschäftigte und sie unaufmerksam machte.

Bei der Ankunft auf Liungbro wurde sie von Capitän D— empfangen, welcher seine Stelle als Verwalter der Harthon'schen Güter noch beibehalten hatte.

Mit einigen ehrerbietigen Worten begrüßte der Capitän seine Patronesse, uud begleitete sie nachher in den Salon.

— Wie befindet sich die Familie des Probstes? — fragte Frigga. — Ich habe während meines Aufenthalts auf Eriksfof gehört, daß Lieutenant Aurenius, bedeckt mit Ehre und Orden, zurückgekehrt ist.

— Es ist wahr. Aurenius ist jetzt Oberst in der französischen Armee und Officier der Ehrenlegion. Gewiß würde der Vater lieber sehen, daß er noch Lieutenant und Verwalter auf Liungbro wäre.

— Und aus welchem Grund? — fragte Frigga und richtete ihre Augen auf den Capitän.

— Daß Aurenii Ehre ihn das Leben kosten wird. Er ist wieder zu Hause, aber sterbend.

— Sterbend! — rief Frigga mit farblosen Lippen und trat dem Capitän einen Schritt näher. — Es ist nicht möglich, Herr Capitän! — fügte sie hinzu und holte schwer Athem.

— Leider ist es zu möglich. — Gleich bei seiner Ankunft im Vaterlande ging eine seiner Wunden auf. Er unternahm trotzdem eine Reise nach Bro, und die Anstrengungen während des Fahrens verschlimmerten seinen Zustand dergestalt, daß der Arzt jetzt keine Hoffnung auf seine Wiedergenesung gibt.

Frigga hatte, während der Capitän sprach, mit emporgerichtetem Haupte dagestanden. Es war, als wenn sie sich gegen diesen letzten Schlag, der sie traf, emporgerichtet hätte. Ein heftiges Zittern durchlief ihren ganzen Körper.

Als der Capitän schwieg, sagte sie in ungewöhnlich kurzem Ton:

— Seien Sie so gut und geben Sie Befehl, daß man sofort die Droschke anspanne.

Er verbeugte sich und ging.

Kurz darauf rollte die Droschke fort nach Bro Pfarrhof.

Frigga saß in eine Ecke derselben zurückgelehnt; ihre Wangen waren bleich und sie glich einer Braut des Todes.

Von Zeit zu Zeit ermahnte sie den Kutscher, rascher zu fahren. Das Fuhrwerk flog dahin und hielt endlich vor der Treppe des Pfarrhofes.

Bevor die Magd, von welcher Frigga erfuhr, daß der Propst auf seinem Zimmer sei, der Propstin die Ehre hatte melden können, die der ehrwürdigen Frau widerfahre, war Frigga die Treppe hinaufgeeilt und stand an der Thüre des Propstes.

Hier blieb sie einen Augenblick unbeweglich stehen und preßte beide Hände fest gegen die Brust. Sie bedurfte einiger Sekunden, um ihrer Gemüthsbewegung Herrin zu werden, dann legte sie die Hand auf den Griff und die Thüre ging auf.

Ueber seinen Schreibtisch gebeugt saß der Propst. Er kam ihr mehr niedergedrückt vor, als das letzte Mal, wo sie ihn sah. Auf dem sonst so frommen und milden Gesichte spiegelte sich ein Schatten tiefen Kummers wieder.

Beim Oeffnen der Thüre blickte er auf und erhob sich sofort, als er Frigga sah.

Ein Strahl der Freude und der Dankbarkeit klärte seine Züge auf. Er streckte seine Arme gegen sie aus und rief:

— Der Höchste hat ihn und mich erhört! Mein armer Sohn wird Sie also wiedersehen, bevor er stirbt.

Frigga sprang hervor und warf sich in die Arme

ihres Lehrers und Seelsorgers. Nicht ein Wort vermochte sie über ihre Lippen zu bringen. Die Thränen stürzten über die Wangen des starken Weibes.

Die heiligsten und mächtigsten Gefühle des Menschenherzens hatten sich für einen Augenblick zu den einzigen Beherrschern ihrer Seele gemacht.

Ich sagte „für einen Augenblick", und ich hatte Recht, denn in der nächsten Minute waren die Thränen von den Wangen verschwunden, und Frigga sagte mit fester Stimme:

— Ich bin gekommen, um an seinem Krankenbett zu wachen.

— Fräulein Harthon, woran denken Sie? — rief der Propst.

— Daran, daß derjenige, dessen Verlobte ich vor Gott fünf Jahre gewesen, jetzt auf seinem Sterbebett liegt. Mein Platz ist an seiner Seite. — Ach, sagen Sie nichts, suchen Sie nicht, mich davon abzubringen; ebenso fest, ebenso stark und ebenso unveränderlich, wie meine Liebe gewesen, ist jetzt mein Entschluß.

Gerührt fügte sie hinzu:

— Was die Vorurtheile des Lebens getrennt haben, wird der Tod vereinigen.

Der Propst drückte schweigend ihre Hand und begleitete sie hinunter zum Sohne.

Die Gardinen im Krankenzimmer waren heruntergelassen und dies in Verbindung mit dem Herbst-

tag, welcher sich seinem Ende nahte, machte, daß eine vollkommene Dämmerung darin herrschte.

Die Krankenwärterin saß im vordern Zimmer, und die Propstin hatte bei der Nachricht, daß Fräulein Harthon beim Propst sei, sich beeilt, eine andere Haube aufzusetzen, um den vornehmen Gast würdig empfangen zu können.

Valentin schlummerte von seinen Leiden; er war bleich und abgezehrt und glich einem Schatten von sich selbst.

Als Frigga auf der Schwelle stand, that sie eine Bewegung mit der Hand gegen den Propst. und er blieb stehen. Gerade als Frigga sich über ihn beugte, schlug Valentin die Augen auf.

— Frigga! — stammelte er.

— Valentin! — flüsterte sie, sank auf die Kniee vor seinem Bett und ergriff eine seiner Hände.

Ein seliges, obgleich mattes Lächeln glitt über des Kranken Lippen. Sie schob die Manschette am Hemdärmel zurück und deutete auf das silberne Armband.

. . . .

Am Sonntag darauf wurden Oberst Valentin Aurenius und Fräulein Frigga Harthon alle dreimal auf einmal aufgeboten. Am selben Tage Abends traute der Propst seinen fast sterbenden Sohn mit der hochgeborenen und reichen Besitzerin von Liungbro.

Frigga nahm darauf ihren Platz am Kranken-

bett ihres Gatten ein, fest entschlossen, mit dem Tode um sein Leben zu kämpfen.

Tage, Wochen und Monate vergingen, und noch lag Valentin auf seinem Schmerzenslager; noch wagte der Arzt keine Hoffnung zu geben, und noch saß an seiner Seite, voll Zutrauen zu Gott, die unter Prüfungen immer so starke Frigga.

— Kind, gönne Dir etwas Ruhe! — pflegte der Propst zu ihr zu sagen; aber sie lächelte wehmüthig und sagte:

— Für mich gibt es keine Ruhe, so lange der Ausgang der Krankheit ungewiß ist.

— Du hoffst also noch? — fragte der Propst.

— Ja! antwortete Frigga mit Festigkeit.

Die Macht, welche über Leben und Tod herrscht, hatte auch Erbarmen mit diesem edlen und erhabenen Weibe, welches allein seiner Pflicht lebte und auch jetzt während dieser Monate, wo man täglich erwartete, daß Valentins Leben erlöschen würde, trotzdem immer unerschütterlichen Muthes, eine wahre christliche Ergebung und Vertrauen beibehielt.

Valentin begann wirklich, nach und nach sich besser zu befinden, und als der Märzmonat mit seinem klaren Himmel und sanfteren Luft herankam, hatte Valentin das Bett mit einem Sopha vertauscht.

Er ruhte in einen Schlafrock eingehüllt und sonnte sich in all der Liebe, welche ihm aus den Blicken Frigga's entgegenlächelte.

Anfangs April war Valentin so weit hergestellt, daß der Arzt erlaubte, daß er aus dem Elternhause ausziehen und sich mit Frigga nach Liungbro begeben durfte.

Als die glücklichen Gatten den Hof hinauffuhren, sagte Frigga mit einem eigenen Lächeln:

— Liungbro ist, seit Lieutenant Aurenius es verließ, dieser und jener Veränderung unterworfen worden. Fällt Dir irgend eine derselben in die Augen, mein Freund?

— Ja, das Gitterthor ist fort! — antwortete Aurenius und küßte Frigga's Hand.

— Und doch schenkte der Lieutenant demselben eine gewisse Achtung.

— Als unzertrennlich von den Monumenten des Feudalismus.

Der Wagen hielt am großen Flügel, und als Valentin, auf Frigga's Arm gestützt, in den Salon eintrat, bemerkte die letztere:

— Die letzte Harthon übergibt jetzt das Monument der Geburt und des Reichthums der Obhut der Bildung. Sie konnte nicht auf eine würdigere Weise ihre stolzen Vorfahren ehren, als dadurch, daß sie den Adel der Bildung den Platz einnehmen läßt, welchen die Geburt und die Ritterlichkeit früher inne hatten.

— Frigga — rief Valentin, — bei Dir sind Geburt und Bildung in eins zusammengeschmolzen. Ich würde gern mein Knie vor dem erblichen Adel beugen, wenn alle seine Repräsentanten Dir glichen.

Valentin schlug seinen Arm um Frigga's Leib und fügte mit tiefem Ernste hinzu:

— Ein wahrer Christ zu sein ist das Höchste von allem Adel, und diesen besitzest Du, Frigga.

Das Glück gibt der Zeit Flügel. Das konnten die Einwohner von Liungbro bezeugen.

Valentins Kräfte nahmen mit jedem Tage zu.

Nur das strenge Verbot des Doctors, daß er sich nicht in der Luft aufhalten dürfe, und Friggas Bitten hielten ihn noch als Gefangenen im Zimmer zurück.

Als Frigga, gleich nach der Zurückkunft auf Liungbro, ruhig und glücklich die Gedanken auf einen andern Gegenstand als auf ihren Mann zu richten wagte, schrieb sie nach Stockholm und lud Madame Moulin ein, ihrem Versprechen gemäß, das Frigga ihr während ihres Aufenthalts in Stockholm abgenommen, nach Liungbro zu kommen und dort zugleich mit Gabrielle den Sommer zuzubringen.

Anfangs Mai traf auch Madame Moulin ein. Sobald sie auf Liungbro angekommen war, schickte Frigga einen Brief nach Erikshof, in welchem sie Ernfrid daran erinnerte, daß er ihr versprochen habe, daß Gabrielle um die Pfingstzeit Liungbro besuchen würde.

Sie bat auch Ernfrid und Lilie mit Gesellschaft zu machen, um Zeuge ihres Glückes zu sein.

Es war ein klarer und schöner Maimonat.

Im großen Salon auf Liungbro befanden sich Frigga, Valentin, Madame Moulin und Edith.

Madame Moulin erzählte Frigga, wie Melcer während seines ersten Besuchs in der Schweiz bei ihrem Mann am Genfersee gewohnt, und wie sehr es ihn interessirte, mit Madame Moulin von der ersten französischen Revolution zu sprechen.

Als Melcer sie verließ, begab er sich nach Paris.

Gleich darauf wurde Madame Moulins Mann genöthigt, sein Eigenthum zu verkaufen, da er durch verschiedene Unglücksfälle ganz ruinirt worden war.

Die ganze Familie zog nach Genf.

Ein Jahr lang war es Moulin durch viele Anstrengungen gelungen seine Familie dort zu ernähren. Eines Tages erhielt er einen Brief von Marquis de Maillé, in welchem der Marquis Moulin einen Platz auf einem seiner Güter anbot.

Es war die Antwort auf ein Schreiben, welches Moulin in seiner Bekümmerung an den Marquis geschickt.

So widerlich es Moulin vorkam, nach Paris zurückzukehren, so beschloß er es doch zu thun, da der Tod seines ältesten und letzten Schwestersohnes ihn zwang, Madame Moulin und die Kinder sich vor ihm nach Paris begeben zu lassen, während er eine unvermeidliche Geschäftsreise nach derjenigen Gegend der Schweiz machen mußte, wo der Schwestersohn ansäßig gewesen.

Madame Moulin schloß ihren Bericht mit den Worten:

— In Paris erwarteten wir ihn vergebens. Er kam nicht. Der Tod befreite ihn von dem bittern Schmerz, seinen Fuß auf den Boden des monarchischen Frankreich setzen zu müssen.

— Und es war mein Bruder, welcher an dem Unglück Schuld war, das Sie zur Wittwe machte, — fiel Frigga ein. — Ich stehe in einer großen Schuld an Sie, Madame.

— Ach, ich weiß nicht, welchen Antheil Graf Melcer an dem Ende meines Mannes hat; aber

unter allen Umständen weiß ich, daß er nur das Mittel war, dessen sich eine gerechte, wenn auch strenge Vorsehung bediente, — sagte Madame Moulin mit Milde. — Sie ahnen nicht, Madame, fügte sie hinzu, — welche rächende Fügung des Schicksals darin liegen sollte, daß ein Aristokrat der Urheber jenes unglücklichen Ereignisses war, welches mich meines Mannes beraubte.

— Vielleicht, daß ich es weiß, — bemerkte Frigga gedankenvoll; — die Wege Gottes sind unerforschlich, wenn man bedenkt, daß man Melcer Harthon als den Mörder Jerome Bassals ansehen kann.

Madame Moulin schien etwas überrascht, daß Frigga den Namen kannte, welchen ihr Mann einst getragen. Auf ihr Verlangen theilte Frigga jetzt die näheren Umstände beim Tode Jerome Bassals mit.

Melcer hatte in seinen lichteren Augenblicken ihr dieselben kurz vor seinem Tode anvertraut.

Hier in Kürze der Zusammenhang:

Als der junge Graf des Pariser Lebens müde geworden war, kehrte er nach der Schweiz zurück, um eine Wanderung durch dessen merkwürdigsten Gegenden zu unternehmen.

So kam er nach L—ché. Dort gibt es einen Bergpfad, welcher in der Felsenwand in Zickzack ausgehauen ist und nach einer auf der Plattform des Berges befindlichen Ruine führt.

Als Melcer nach L—ché kam, konnte er gar keinen Führer bekommen, der ihn nach der Ruine begleitete, da ein Engländer zwei Tage vorher in den Abgrund hinabgestürzt war und seinen Führer mit sich hinabgezogen hatte.

Der Widerstand reizte Melcer. Er beschloß, ganz **allein** sich nach der Ruine zu begeben.

Als er an der Stelle angekommen war, wo der **Bergpfad** anfing, fand er einen älteren Mann **von** kraftvollem Körperbau auf einem Steinblock **sitzen**.

Melcer betrachtete ihn und erkannte seinen republikanischen Freund vom Genfersee wieder.

Auch Bassal brauchte nicht viele Secunden, bevor er seinen früheren Gast wieder erkannte.

Nachdem man seine gegenseitige Ueberraschung ausgedrückt, fragte Melcer, ob Bassal den Bergpfad kenne, was dieser bejahte.

Bassal erklärte hierauf, daß es gewiß ein glücklicher Zufall sei, der sie zusammengeführt, da er, Bassal, welcher auf einer Reise gewesen, um eine kleine Erbschaft von seinem Schwestersohn zu erheben, auf der Rücktour das Unglück gehabt, sein ganzes kleines Capital zu verlieren und jetzt außer Stande sei, die Reise nach Paris fortzusetzen. Er fügte hinzu, daß er, wenn er nur dorthin käme, eine so gute Anstellung erhalten würde, daß er und seine Frau für die Zukunft gesichert seien.

Melcer erbot sich ihn mit Reisegeldern zu versehen, aber unter der Bedingung, daß Bassal ihm erst als Führer nach den Ruinen diene.

Bassal versuchte ihn von der abenteuerlichen Fahrt abzurathen; aber Melcer wurde nur noch eigensinniger und sagte, daß wenn Jerome ihn nicht begleiten wolle, so würde er allein die einsame Tour antreten, und dann bliebe Bassal ohne Hülfe die Reise fortzusetzen.

— Sie sind übermüthig wie Alle von Ihrer Kaste, und mißbrauchen jetzt Ihre Stellung zu mir, — bemerkte Bassal. — Nun wohlan, ich werde Ihr Führer sein; aber wenn ein Unglück passirt, so möge es Sie wie ein Fluch treffen.

Sie begannen den Bergpfad hinaufzusteigen.

Als sie einige und zwanzig Schritte hinaufgekommen waren, wandte Bassal sich wieder an Melcer, um ihm abzurathen; aber der junge Edelmann gab ihm zur Autwort:

— Was, alter Republikaner, haben Sie so wenig Muth, daß Sie es nicht wagen, durch eine Gefahr Ihr Reisegeld zu verdienen?

Bassal nahm dann aus seiner Brieftasche ein Paquet Papiere, legte es in eine Kluft an der Seite des Bergpfades und sagte:

— Wäre es nur mein Leben, das ich auf's Spiel setze, so würde ich keinen Augenblick an die Gefahr denken; aber es gilt die Zukunft und die Erhaltung derer, die ich liebe. Komme ich um, — dann sind sie der Noth und dem Elend preisgegeben, weil sie von mir nicht den Namen dessen erfahren haben, der mich veranlaßte, die Schweiz zu verlassen. Blicken Sie her, Graf, — fügte er hinzu, — falls ich mein Grab in dem Abgrund da unten finde, und Sie, ein glückliches Schooßkind des Schicksals, wieder herunterkommen, so liegen hier alle die Papiere, welche sie vor Armuth retten können. Sie müssen mir versprechen, sich unverzüglich nach Paris zu begeben und meine Frau aufzusuchen, deren Adresse auf dem Paquet geschrieben ist.

Melcer versprach es. Sie stiegen wieder den

Pfad hinauf; aber sie waren kaum einige Schritte weiter gegangen, als ein dumpfes Rasseln sich über ihren Häuptern hören ließ.

— Werfen Sie sich auf die Seite und umfassen Sie den Baumstamm dort rechts! — rief Bassal.

Melcer gehorchte. In der nächsten Minute rollte ein ganzer Steinhaufen herab, und Melcer hörte durch das Getöse eine Stimme rufen:

— Bitten Sie Ihren Vater, Sophie d'Escare beizustehen; denn durch Sie sind jetzt Jerome Bassals Frau und Kinder ins Elend gebracht!

Melcer richtete sich rasch empor. Ein durchdringender Schrei ertönte, und er sah Bassal in den Abgrund stürzen. Selbst wurde er von einem Stein am Kopfe getroffen und fiel besinnungslos zu Boden.

Als er wieder aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er auf einem Bett ausgestreckt und war von Aerzten und Menschen umgeben, welche sich mit ihm beschäftigten.

Melcer wollte aus dem Bett und nach dem Bergpfad, um die Papiere zu finden, die ihm anvertraut worden waren; aber man hielt ihn mit Gewalt zurück. Seine Wunden am Kopfe waren ganz bedenklicher Natur.

Er fiel auch in ein heftiges Fieber. Während des Phantasirens waren seine Gedanken fortwährend mit den Papieren beschäftigt. Unter diesen Anfällen wurde er rasend, so daß man ihn hindern mußte, das Bett zu verlassen.

In diesem Zustand fand ihn Valentin, als er nach der Schweiz kam.

Valentin ließ ihn, sowie er besser wurde, eine

Tour nach dem Bergpfad machen und nach den Papieren suchen. Sie wurden sicherlich nicht gefunden; aber Melcer wurde doch nach und nach besser, und Valentin brachte ihn wieder nach der Heimath.

Mit Rührung und gespanntem Interesse hatte Madame Moulin dem Bericht von dem Ende ihres Mannes zugehört. Einige Thränen rollten über ihre Wangen, und als Frigga schloß, stammelte sie ganz leise:

— Selbst im Tode blieb also Jerome der Liebe und Hingebung treu, welche er mir immer bewiesen. — Gottes Friede mit seinem Staub!

Es lag wirklich eine Fügung des Schicksals darin, daß ein Aristokrat die Ursache zu Jerome Bassals Tod werden sollte. Er, — welcher das Blut so vieler Aristokraten hatte fließen lassen!

Den Tag nach dem, an welchem Madame Moulin und Frigga ihr Vertrauen gegenseitig ausgetauscht hatten, saß Erstere einsam auf ihrem Zimmer. Ein Gefühl unendlicher Sehnsucht nach Gabrielle erfüllte ihre Seele, während sie zum dritten Male den Brief durchlas, den sie vor ihrer Abreise von Stockholm erhalten, und worin Gabrielle die Motive erwähnte, welche sie bewogen, auf Erikshof zu bleiben, bis die Verbrecherin, welche Elvira vergiftet, entdeckt sei.

Es fand sich in diesem Briefe dieses und jenes, welches andeutete, daß Gabrielle einen dunkeln Verdacht auf Jemanden geworfen.

— „Meine Ehre hat einen unverdienten Flecken

erhalten," schrieb sie; „bevor dieser weggenommen ist, kann ich Dich nicht wiedersehen, meine Mutter."

— Aber Du wirst es doch, mein Kind! — flüsterte Madame Moulin und küßte den Brief.

Die Mutter stellte sich vor, welche freudige Ueberraschung es für Gabrielle werden müßte, welche nichts davon ahnte, daß sie sie auf Liungbro treffen würde.

Madame Moulin's eigenes Herz klopfte heftig beim Gedanken an diesen Augenblick. Sie faßte den festen Entschluß, nicht mehr getrennt von Gabrielle zu leben, sondern daß beide nach Stockholm zurückkehren und dort eine Pension errichten sollten.

Ismael hatte ja versprochen, ihnen zu helfen.

Madame Moulin baute viele und lachende Luftschlösser für die Zukunft und vergaß gänzlich die bittern Erfahrungen, welche ihr das Leben gegeben, daß alle diejenigen, welche sie bisher aufgebaut, zusammengestürzt seien und sie nur übrig gelassen hätten, um einsam das zu beweinen, was sie dabei verloren.

Während die alte Frau mit kindlicher Zuversicht die Zukunft mit hellen und lachenden Farben ausmalte, vergaß sie die Leere, wodurch sich die Gegenwart auszeichnete.

Frigga und Valentin saßen in einem kleinen Cabinet und sprachen, als ein Bedienter eintrat und meldete, daß ein Reisender die Obristin zu sprechen wünsche.

— Es ist ein Ausländer, und er wird von einem Dolmetscher begleitet, — fügte der Bediente hinzu.

— Ah! Ist er denn endlich da! — rief Frigga freudig und sprang auf.

— Führe den Fremden sofort in den Salon! — fügte Frigga hinzu und wandte sich an Valentin mit den Worten:

— Deinen Arm, mein Freund! — Es ist heute ein Freudentag für uns, die wir beide den letzten Willen Melcers so eifrig zu erfüllen wünschten.

Nachdem Valentin einige Worte der Verwunderung geäußert, welche Frigga mit ihrem einnehmendsten Lächeln beantwortete, gingen die beiden Gatten zusammen in den Salon.

— Einige Minuten darauf trat ein hochgewachsener Mann mit etwas grauen Locken und schönen Gesichtszügen herein. Er ging auf Frigga zu und sagte, auf Französisch, indem er ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen führte:

— Madame, es gab nur eine Wohlthat, die man mir erweisen konnte, und für diese bin ich Ihnen verpflichtet. Meine Antwort auf Ihren Brief daß Sie diejenige, welche ich suchte, gefunden haben, ist — daß ich mich hier eingefunden habe.

— Monsieur. Ihr Herkommen wird mein Glück vollständig machen, denn dadurch ist es mir gelungen, die letzte Bitte meines Bruders zu erfüllen. Ich danke Ihnen.

Frigga präsentirte jetzt ihrem Manne:

— Den Banquier Elias Levitain aus Paris.

Darauf bat sie Elias, ihn nach dem Zimmer der Madame Moulin führen zu dürfen.

Als sie vor der Thüre zu demselben standen, machte Frigga sie mit den Worten auf:

— Jetzt, Monsieur, verlasse ich Sie. Bei diesem Wiedersehen ist meine Gegenwart überflüssig.

Sie schob Elias hinein und schloß die Thüre hinter ihm.

Er ging durch das vordere Zimmer und stand dann vor Madame Moulin, welcher bei seinem Anblick ein Ausruf der Bestürzung entschlüpfte.

— So, nach dreiundvierzig Jahren ununterbrochenen Suchens, wird es Jakob Levitains Sohn vergönnt, seine Pflegeschwester wiederzufinden, — sagte Elias gerührt. — Ach Sophie, Sie sind grausam gegen Elias gewesen! Doch, wir wollen nicht davon sprechen; die Freude, welche ich heute habe, versöhnt mich mit Allem, was ich gelitten.

Er drückte Sophiens Hand an seine Lippen. Der stolze und strenge Elias war gerührt.

Er setzte sich auf's Sopha zog sie neben sich hin und sagte:

— Wie konnte Sophie Elias zu dieser Qual verurtheilen, welche er jetzt fast ein halbes Jahrhundert ausgestanden? Wie konntest Du vor sechs Jahren an meiner Seite sitzen und von der Zukunft und dem Glück unserer Kinder sprechen, ohne mir die Hand zu reichen und zu sagen: Elias, es ist Sophie, welche für das Glück ihrer Tochter bittet. Wußtest Du denn nicht, daß, wie verhärtet mein Inneres auch sein mochte, doch ein Herz in meiner Brust schlug, welches nie den Eid brechen, den ich meinem Vater geschworen, oder die Schuld vergessen konnte, in welcher ich zu Dir stand?

Elias hielt Sophiens Hände fest in den seinigen geschlossen.

Da saßen nun diese beiden Alten, welche einst als Kinder durch eine gewisse Gleichheit ihres melancholischen Temperaments so zärtlich vereinigt waren.

Die vierzig Jahre, welche dahin geflohen, waren in diesem Augenblick verschwunden, und in dem Gedächtnisse des Elias klangen alle die schönen und milden Worte wieder, welche das Kind Sophie zu ihm gesprochen.

Sophie war ihrerseits so aufgeregt, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten und kein Wort über ihre Lippen bringen konnte.

Elias hob wieder an:

— Sophie weint! Schmerzt es Dich, daß der arme Elias endlich diejenige wieder gefunden, welche ihm seinen Frieden geraubt? Habe ich mich denn wirklich so grausam gegen Dich verbrochen, daß Du nicht einmal jetzt, wo wir beide am Rande des Grabes stehen, Dich an diesem Wiedersehen freuen kannst?

— Elias, — sagte Sophie mit Anstrengung, — sprich nicht zu mir, daß ich Dir Schmerz gemacht! Der Höchste weiß, daß dies nicht meine Absicht gewesen. Ach, mein Freund, ich glaubte, daß Du nur das Gold zu bezahlen wünschtest, das Dein Vater mir geschenkt, und es war mir zuwider, dieses Gold von demjenigen zu empfangen, welcher einst mein Herz von sich gestoßen. Noch mehr: es begriff in sich eine Demüthigung, die mein stolzer und edler Gatte nicht ertragen konnte. Nun wohlan, sollte ich,

nachdem er gestorben, Dich aufsuchen, um das zu erhalten, was er trotz Kummer und Armuth nicht annehmen wollte? Nein, das hieße sein Andenken beleidigen. Als Noth und Armuth mich ernstlich heimsuchten, sandte Gott mir die Kinder von Jakob Levitains Kind, um mich dem Elende zu entreißen. Es war der Wille einer höhern Macht, daß die Hülfe, der Trost und die Linderung des Kummers von der Familie meines edlen Pflegevaters kommen sollten.

— Aber es scheint, ein unsanftes Schicksal hatte nur beschlossen, daß die Zersplitterung der schönsten Träume von dort ausgehen sollte, — fiel Elias düster ein und ließ Sophiens Hände los.

— Einmal, — hob er wieder an, — standest Du, ein junges und wehrloses Kind, Dein Herz voll Zärtlichkeit, vor mir, und ich stieß Dich mit Härte von mir zurück. Ich hatte in meiner Seele kein Mitleid mit und keine Theilnahme für die Christen, welche meinen Vater ermordet und diejenige guillotinirt, die ich liebte. Ich behielt nur noch eine Liebe übrig, als ich mir der Verheerung bewußt wurde, die über mein Leben dahingezogen, — und das war die Liebe zu meinem Gott, meinem Glauben und meinem Volk. Diese Liebe brachte mich dahin, Dein Herz zu zermalmen, — sie veranlaßte mich später, den Stab über das Glück Deiner Tochter zu brechen.

In einem bittern Tone fügte er hinzu:

— Nichtsdestoweniger war es Dein und Deiner Nachkommen Glück, welches ich meinem sterbenden

Vater zu befördern versprach. Bin ich denn wirklich der grausamen Nothwendigkeit anheimgefallen, entweder dem Glauben untreu zu werden, oder dem Gelübde, das ich für heilig gehalten, gleich einem Befehl, den Gott selbst durch meinen Vater ausgesprochen?

— Elias, — sagte Sophie mit derjenigen Güte, welche sich nie bei ihr verläugnete — Dein Vater hat nicht befohlen, daß Du, um seinen Willen zu erfüllen, Deiner Ueberzeugung untreu werden sollst. Einmal bat ich für das Glück unserer Kinder. Du bliebst unbeweglich. Deine Unerschütterlichkeit zeigte mir, daß Dein Glaube stärker sei, als alle andern Gefühle, und ich beugte mich achtungsvoll davor. Gabrielle that es auch und sie hat sich jetzt in ihr Schicksal hier eingelebt. Sie wird, wie ich, ihr Glück in der Erfüllung ihrer Pflichten suchen und finden. Sophie d'Escare's Tochter wird durch Kränkung der heiligsten Gefühle irgend eines andern Menschen nie ihr Glück kaufen. Von mir hat sie Ergebung in den Willen Gottes und als Christin jede Prüfung zu ertragen gelernt.

— Immer dieselbe, — rief Elias; — aber Sophie, Mirabeau's Enkelin, soll nicht durch Jakob Levitain's Sohn unglücklich werden. Das Glück, das Leben und den Frieden meines eigenen Sohnes hatte ich das Recht, meinem Gott zu opfern, aber nicht das ihrige. Heute opfere ich Deiner Tochter meine Ueberzeugung. Mögen Abraham und Gabrielle glücklich werden!

Hier wurden sie von Edith unterbrochen, welche

hereintrat und im Tone verzweifelten Schmerzens ausrief:

— Mutter, es ist hier ein Bote von Erikshof angekommen. Gabrielle ist todt!

Bei diesen Worten des blinden Mädchens hatte Sophie sich zuerst erhoben, dann sank sie auf ihre Kniee und stammelte, den Blick nach oben:

— Gottes Wille!

Einige Monate darauf öffneten sich die Thore des Levitain'schen Palastes zwei Särgen, die in derselben Gruft beigesetzt wurden, in welcher der Staub Cesarine de Maillé's fast ein halbes Jahrhundert geruht.

Sie enthielten die irdischen Ueberreste von ihrer Tochter Sophie und ihrer Enkelin Gabrielle.

Die Marquisin fiel als ein Opfer der neuen Ideen, welche 1792 erwachten und sich zum Ziele gesetzt hatten, die politische und religiöse Finsterniß zu vernichten. Ihre Enkelin wiederum wurde ein Opfer der letztern.

Jakob Levitain starb, als er die Marquisin zu retten suchte; Gabrielle rettete mit ihrem Leben das von Jakobs Enkel.

Auf dem Grabe der Marquisin strebte die Freiheit emporzusteigen, aus Gabrielle's hoffte die Bigotterie siegreich hervorzugehen.

Die göttliche Gerechtigkeit erlaubt es nicht, daß ein Sieg durch Verbrechen gewonnen werde. Als

die Kämpfer der Freiheit durch Mord und Blut die Sache, welche sie vertheidigten, fördern zu können glaubten, irrten sie sich ebenso sehr, wie wenn die Bigotterie glaubt, durch solche Mittel das Fortschreiten der Aufklärung hemmen zu können.

Weder die politische noch religiöse Wahrheit braucht solche Mittel anzuwenden, um zu siegen; denn ihr Sieg steht im Himmel geschrieben.

Und Mirabeau's Tochter, mit ihrem Verstand und ihrem reichen Herzen, hatte gleich einer Märtyrerin die Fehler ihrer Eltern sühnen müssen.

Gabrielle, vom Republikaner Jerome Bassal erzogen, war nicht für die Zeit, in welcher sie lebte, geschaffen, und wurde deshalb von einer höheren Macht zu einem Leben abgerufen, wo Gott allein richtet.

Einige Jahre darauf wurde in Levitains Palast ein anderes Fest gefeiert; es war die Heirath Abrahams mit Sophie d'Escare's Pflegetochter, der blinden Edith, welche von ihrer Mutter, einer armen Jüdin, der Obhut Madame Moulins anvertraut worden war.

Sophie, ein Kind der Aufklärung und der Revolution, hatte, frei von allen fanatischen Vorurtheilen, dem Wunsche der Mutter gemäß, Edith in der jüdischen Lehre erzogen, obgleich sie selbst eine warme und wahre Christin war.

Auf diese Weise zahlte sie zurück, was Jakob Levitain einst gegen sie gethan.

Das Heirathsgut, welches Jakob für Sophie bestimmt hatte, und welches zu einem großen Vermögen herangewachsen war, wurde, übereinstimmend mit einer von Sophie gemachten Disposition, zu wohlthätigen Zwecken für die Christen bestimmt.

Welches wurde das Schicksal Jaquette's? — wird man vielleicht fragen.

Es war ihr gelungen, zu entkommen, und eine Zeit lang war sie spurlos verschwunden. Eines Tages fand man am Seeufer bei Erikshof die Leiche einer Weibsperson, welche von den Wellen hinaufgespült worden war. Es war der todte Körper Jaquette's.

Die Marquisin de Maillé ging ins Kloster und testamentirte ihr ganzes Privatvermögen der Kirche, vollkommen überzeugt, daß sie durch diese Handlung sich ewige Seligkeit erwerbe, und ohne einen Gedanken an all' das Böse zu verlieren, welches durch ihren Fanatismus verursacht worden war.

Graf Ernfrid Eldau lebte nur für seine Tochter. Kalt und unzugänglich für alle Andern, verschwendete er alle mögliche Zärtlichkeit und Liebe auf sein Kind.

Wie das Leben sich für Frigga und Valentin gestaltete, ist überflüssig zu erzählen. Wo sollte wohl das Glück blühen, wenn nicht bei diesen beiden?

Geburt und Bildung hatten in Frigga eine würdige Repräsentantin. Sie hatte mehr, als Jemand, einen Gatten wie Valentin verdient.

Ihrer töchterlichen Pflicht zu Liebe hatte sie sich Entsagung auferlegt. Einmal frei und Herrin ihres

Schicksals, hatte sie die Aufgabe der Pflichten, welche die Geburt mit sich brachte, darin gefunden, daß sie unter den Männern, die sie kennen gelernt, den edelsten zu ihrem Gatten wählte.

Ende.